



# Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



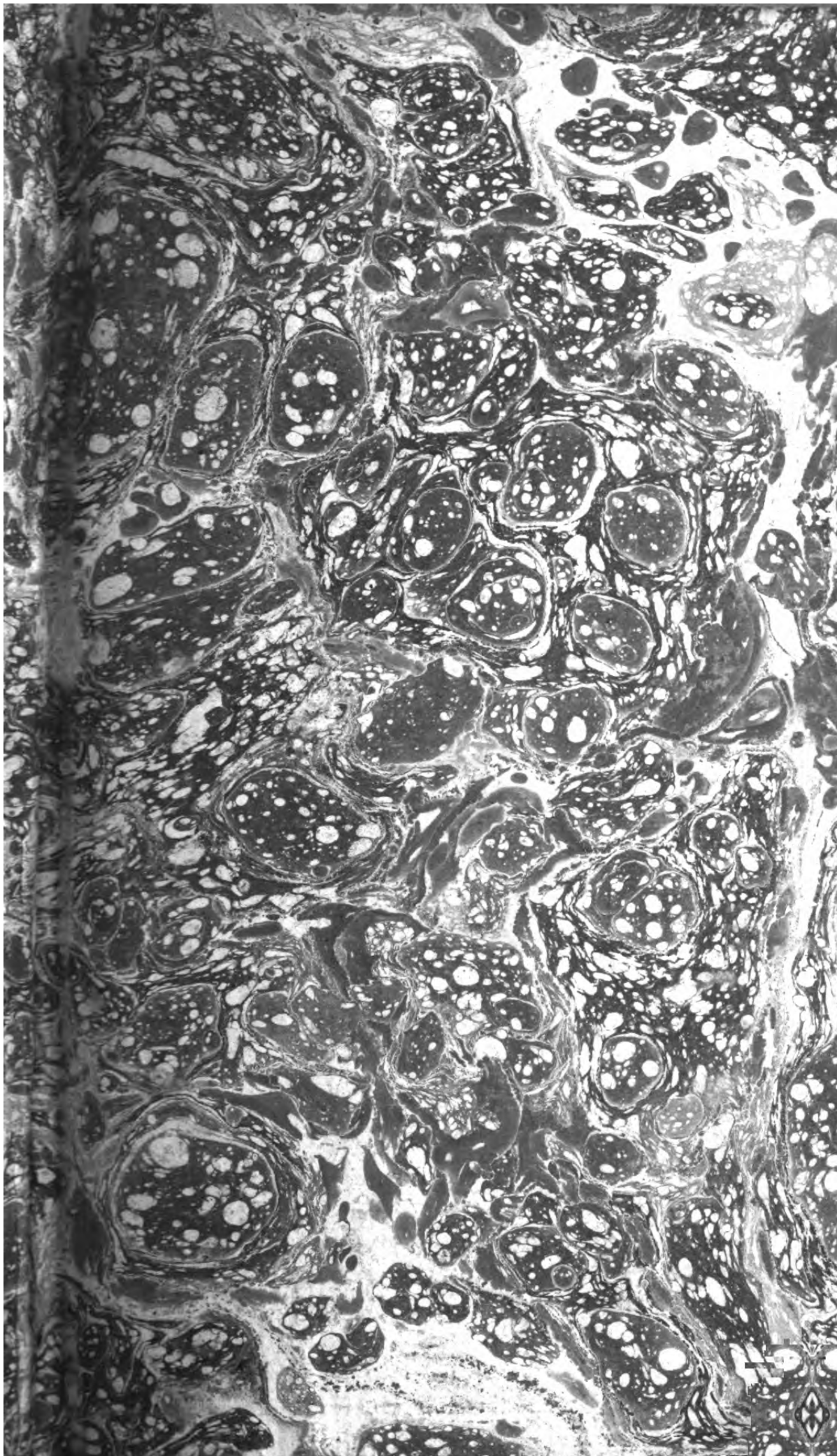
This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



UHS 161 f 20



Vet. Ger. II A. 137



f 4 tome en 200f  
4 foler og 90

ka force de l'annour

9328

900

128

153

121/3

Die  
**Gewalt der Liebe,**

in Erzählungen

von

**August Lafontaine.**

---



---

**Erster Theil.**

---

**Zweite mit neuen Erzählungen vermehrte Auflage.**

---

**Berlin 1799.**



---

## V o r b e r i c h t.

Ich übergebe dem Publikum eine neue Auflage der Gewalt der Liebe. Die öffentliche Stimme hat sich nie gegen Romane und Romanlesen so erhoben als jetzt, und nie hat eben sie lauter nach Romanen gerufen als gerade jetzt. Es giebt Romane, die jedes Mädchen mit Erröthen verbirgt, wenn ein Mann sie damit ertappt. Von denen kann wohl die Rede nicht sein: ihre Schändlichkeit ist anerkannt. Es giebt Romane, die nichts als die seltsamsten, unwahrscheinlichsten Märchen enthalten, welche die Phantasie der Leser und Leserinnen mit riesenhaften Bildern, das Herz mit unmöglichen Hoffnungen und Wünschen füllen, welche die Wünsche über die Erde weg in das Reich einer fieberhaften Phantasie führen, und nach und nach den Kopf mit Widerwillen gegen das wirkliche Leben erfüllen: da thue die Kritik ihr Amt, und belehre Mütter und Erzieher über den Schaden dieser Lektüre.



Der Roman ist der Spiegel des wirklichen Lebens, eine bürgerliche Epopee, eine Fabel, wo Menschen reden und handeln mit der hinzugefügten Moral, ein lebendiger Unterricht über das menschliche Leben, über die Leidenschaften, die es treiben, über die Schwierigkeiten, die jedes Geschlecht, jedes Alter, jeder Stand in den tausendfachen Verwickelungen vorfindet, eine Schule der Selbstkenntniß, eine Moral in Beispielen, und wie die Sachen jetzt liegen, beinahe die einzige Schule wenigstens für das weibliche Geschlecht.

Das ist der Roman, oder er sollte es seyn. Und so betrachtet, wer will den Roman ganz verwerfen?

Das Mädchen wird mit dem zehnten Jahre, oft noch früher in die Welt eingeführt. Der Umgang mit dem männlichen Geschlecht wird von nun an Sitte, Gewohnheit. Alle Leidenschaften werden gereizt; Eitelkeit, Gefallsucht werden durch ewige Gesellschaften in Bewegung gesetzt. Die Sinnlichkeit erwacht von den Schmeicheleien der Jünglinge, von ihren Huldigungen, Liebesosungen, von Eifersucht, Tanz und Freude

erweckt. Welche Selbstkenntniß, welche genaue Bekanntschaft mit dem menschlichen Herzen, mit dem Werthe des Mannes, mit den Masken des Werths, welche die Jünglinge vornehmen, muß nicht das junge Mädchen haben, — um den Schlingen zu entgehen, die ihnen die Jünglinge und ihre eigenen Empfindungen legen.

Sie würden die Liebe nicht kennen lernen ohne Romane! desto schlimmer! Sie werden der Raub dieser furchtbaren Leidenschaft desto schwerer sein, je weniger sie ihr Dasein ahnen.

Das Mädchen wird Frau. Sie soll nun ihrem Hauswesen vorstehen, Ordnung halten und zwar mit Geschmak, mit Leichtigkeit, die nirgend sich fest hängt, nie mürrisch ist. Sie soll des Mannes Gesellin, seine heitere unterhaltende Freundin sein, die ihm das Haus zum Elisium macht. Sie soll die Liebe des Mannes fesseln. Wie soll sie das alles, was unsere Art zu leben jetzt so wichtig macht, ohne Unterricht?

Die Liebe ist eine Posse, die mit den Jahren ohnehin vergeht! das mag sie, aber sie ist in dem Zeitraume gewisser Jahre keine Posse

und für diese gefährlichen Jahre, (und wann ist die Gefahr vorüber?) dient der Unterricht, den der Roman giebt.

Diese Erzählungen beleuchten nur Eine Empfindung des menschlichen Herzens, die Liebe, und diese nur von ein Paar Seiten, und wenn dieses Buch nur Ein Herz gegen die süße Gefahr dieser mächtigen Leidenschaft sicherte, oder ihm in der Gefahr selbst die Stärke gäbe die Gefahr zu überwinden, so hielt ich mich für belohnt genug.

Die Erzählung Natur und Buhlerei im vierten Bande ist ganz neu hinzugekommen und statt deren Kunigunde aus dem ersten Bande, auf die Forderung der Kritik, weggelassen. Die erste im ersten Bande Liebe und Eifersucht ist nach dem Französischen bearbeitet, und die Samnitischen Hochzeiten im zweiten Bande sind die Uebersetzung von les mariages samnites von Marmontel. Ich wünsche dieser Auflage die Aufnahme der ersten. Im März 1797.

---

---

## Liebe und Eifersucht.

---

Il crudo amore

Si pasce ben, ma non si sazia mai

Di lagrime e dolore.

GUARINI.

An dem Ufer der Melue, ein Stündchen Weges von einander, liegen die beiden Landsitze Niant und Sirey. Schon ein Jahrhundert lebten die beiden Familien dieser Landsitze in der ungestörtesten Freundschaft, und die Bande der Verwandtschaft hatten die Freundschaft noch inniger gemacht; so lange man sich erinnern konnte, hatte immer ein Niant eine Sirey, oder ein Sirey eine Niant geheirathet.

In dem Hölzchen zwischen Niant und Sirey hatte die Liebe ihren Wohnplatz aufgeschlagen; denn hieher kamen die Knaben und Mädchen beider Familien, lernten und lehrten sich einander in den frohen Spielen lieben, und die Alten saßen umher auf Bänken in dem Wäldchen, und berechneten mit geschäftiger Freude, wie lang es noch hin sei, ehe wieder eine neue Verbindung ihre Freundschaft noch inniger machen würde.

An dieses Wäldchen waren alle Glieder der beiden Familien gebannt; der ganze unzerstörbare Zauber

ber ihrer Jugendfreuden schwebte hell unter diesen schattigten Bäumen.

Der Greis fand hier seinen Namen in einer Busche, zeigte ihn lächelnd seiner Gattin, und der schöne Tag, da er eingeschnitten wurde, erneuerte sich.

Diesen Baum, liebe Sûzon, pflanzte ich, ruft ein Mann, und drückt ein reizendes Weib an seine Brust; weißt du den Tag noch? Sûzon erröthet, bedekt den verrätherischen Mund mit Küffen, und sieht mit fröhlichen Blicken den Baum an, wie er jetzt mit seinen hohen Zweigen schwankt. Franz, ein schöner Jüngling, drückt Nanetten versthohlen die Hand, und Nanette sucht mit leisen Blicken nach einem heimlichen Plätzchen, ein Bäumchen zu pflanzen, den stummen Verräther und Zeugen des süßen Geständnisses, daß sie heute Franzens mit Thränen im Auge that.

So war's mit diesen beiden Familien, und so blieb es. Die Namen änderten sich, die Menschen blieben dieselben. Eben die Freuden, eben die zarten Gefühle der Wonne giengen vom Vater zum Sohn, vom Sohn zum Enkel, wie ein Erbtheil über. Nanette saß mit eben dem leichten Herzen, mit eben der lieblichen Einfalt im Bälldchen, mit welcher zwanzig Jahre zuvor Sûzon da gefessen hatte, und Luzie spielte achtzehn Jahre darauf Nannettens Rolle.

Der jezige Besizer von Niant hatte zwei Töchter, und Sirey einen Sohn. Die älteste Niant, Luzie, war ein schönes Geschöpf und so sanft und gut als sie schön war. Minon, die jüngste, war nicht

so schön als ihre Schwester; allein ein ganz eigener Reiz breitete sich über sie aus. Man konnte sein Auge nur mit Mühe wieder von ihr abwenden, wenn man sie erst einmal betrachtet hatte. Ein muthwilliges Lächeln auf ihren schönen, sanft geöffneten Lippen, und eine verborgene stille Majestät auf der hohen Stirn brachten ein um's andere Vertrauen und Ehrfurcht hervor; ihre Blicke drangen gewaltig ins Herz, wenn sie aus den hellen braunen Augen wie Flammen hervorbrachen, und sie zerschmolz es in süße Sehnsucht, wenn sie ihr Auge halb bedekt auf einen wandte. Ihr Gang war rasch, tanzend, oder fliegend. Kurz, sie breitete über alles, was sie that, einen Zauber, der unwiderstehlich anzog. Sie war schon als Kind der Liebling der Eltern, des ganzen Hauses, selbst ihrer Schwester, der sie doch weit vorgezogen wurde. Sie spielte ihr tausend Streiche, und wenn Luzie voll Verdruß weinte, so durfte nur Minon einmal mit ihrer hellen Stimme rufen: meine gute Luzie, und die beiden Schwestern lagen einander am Busen. Luzie vergab, und Minon bedurfte den Augenblick darauf neuer Vergebung.

Sie war heftig und sanft, aufbrausend und tief-sinnig, besonders sehr starrköpfig und wiederum nachgebend in einem hohen Grad; sie konnte bei großen Unglücksfällen, die das Vermögen trafen, schäkern, und bei einem kleinen Unfalle, der das Herz eines Menschen getroffen hatte, blieb sie Tage lang verschlossen, tressinnig und finster. Minon ist die Büchse

der Pandora! sagte Niant oft, und er schien recht zu haben. Und das alles hob ein spottender Muthwille bis zum Uebermaaß, vor dem Niemand sicher war. Besonders war Robert, der Sohn des alten Strej der Gegenstand ihres Muthwillens.

Robert hatte eine schöne Gesichtsbildung, nur war er ohne Farbe. Sein Auge hatte Feuer, nur brach es selten hervor. Finster, nicht selten mürrisch suchte er die Einsamkeit, und erwarb sich dadurch den Namen: Einsiedler. Er war tiefverschlossen auch gegen die, welche er liebte. Er war einsilbig, aber was er sagte, war allemal die reinste Wahrheit, die er auch nie im Scherz verstellte. Er gieng Tage lang mit einem Entschlusse kämpfend umher, und hatte er ihn endlich gefaßt, so hätte man ihm eher das Leben, als den Willen, den Entschluß auszuführen, entreißen können. Man hatte ihn nie zornig gesehen; aber wohl, daß er heimlich die Hände zusammen krampfte, und sich selbst in die Haare fiel. Er lächelte höchst selten, nur zuweilen, wenn er böse gemacht war. Seine Sprache war pathetisch, seine Bewegung langsam und bedächtig. Hüpfte er einmal, oder trieb als Kind kindische Poffen, so ließ es ihm wie einem Greise, der kindisch geworden ist. Er gab das liebste, was er hatte, kalt weg; aber er war nicht zu bewegen, etwas von einem andern Kinde anzunehmen. Hatte eins seiner Bekannten etwas, das ihm gefiel, und er erhielt es von seinen Eltern, so gebrauchte er es nie. Er wollte alles allein oder gar nicht besitzen.

Das sind die beiden Helden der Geschichte, doch ihr Charakter muß sich ja, hoff' ich, durch die Geschichte selbst entwickeln.

Diese drei Kinder waren alle Tage in Niant oder Sirey beisammen. Robert und Luzie bildeten Blumenbeete in künstlichen Figuren, und pflanzten Blumen hinein, und Minon, in dem Augenblicke, da es fertig war, faßte den armen Robert von hinten an, warf ihn auf das Beet nieder, und Beet und Blumen waren verdorben. Luzie zankte mit ihr, Robert stand auf, gieng kalt, ohne den Schaden nur anzusehen, davon, Minon lachte, und am Abend in vollem Regen brachte sie mit Hülfe des Gärtners das Beet wieder in Ordnung und verzog die Namen Robert und Luzie mit buntem Sande darauf. Luzie hatte eine unmäßige Freude darüber, wie Minon sie am andern Tage hinführte. Robert war nicht zu bewegen es zu sehen. Er blieb dabei: ich will nicht!

Robert hat einen Staar, und lehrt ihn mit unglaublicher Geduld den Namen Luzie! reden, um Luzien an ihrem Geburtstage mit dieser Galanterie zu überraschen. Minon merkt es, lernt für sich mit eben so viel Mühe die Stimme des Staars nachäffen, versteckt am Geburtstage den Staar, und zieht mit seiner Stimme den suchenden Robert von dem Hause in den Garten, vom Garten ins Wäldchen, vom Wäldchen zurück durch den Garten in allen Zimmern umher. Robert auffer Athem folgt, sucht, hört hier den Staar schreien, dort, ertappt Minon, sieht ih kalt



ins Gesicht, dreht sich ab, und verschenkt den Staar, den er wiedernimmt, in eben der Stunde an einen Bauerknaben aus einem benachbarten Dorfe, ohne weiter ein Wort darüber zu reden.

Beim Anfang aller Spiele mit den Kindern beider Landseite, war die sanfte Luzie die angebetete Königin. Man fragte: Mamsel Luzie, was wollen wir spielen? Man hob an. Nach einigen Augenblicken störte Minon das Spiel mit einem neuen Einfall. Man widersprach, man wollte fortspielen. Minon zog lachend diesen Knaben bei Seit', jenen. Man trennte sich. Wo Minon spielte, tönte Lachen, Freude und Vergnügen; wo Luzie spielte, jähnte man und spielte fort, um gefällig zu sein. Einß stahl sich nach dem andern zu Minon hinüber. Robert nicht, er blieb bei Luzien, und wenn Luzie sich mit dem Haufen vereinigte, so stampfte er mit dem Fuße, und gieng, um von einer andern Seite durch die Büsche zu lauschen. Minon fragte nach ihm, schimpfte und hieß ihn suchen. Man fand ihn aus. Spiele mit uns, Robert! rief Minon: wir müssen einen haben, den wir neken können. Robert antwortete trocken: so? und gieng, und bei jedem zwanzigsten Schritte lauschte er, ob Minon ihn nicht suchen würde. Er hörte ihr lautes Lachen, stampfte mit dem Fuße, und verschwand. Minon endigte mürrisch das Spiel. Sie flog den Weg nach Sirey, sah ihn nach Hause eilen, wollte eben Robert! rufen, Robert, guter Robert, komm doch zurück! Eben sah er sich um. Sie lachte laut, und

Robert lobte sich glühend, morgen weg zu bleiben, und gieng am andern Morgen nach Niant, weil er — etwas vergessen hatte oder Luzien ein Bouquet bringen wollte, das ihm Minon lachend zerriß.

So gieng es fort. Alle Tage Meckereien zwischen Minon und Robert. Robert ist ein zänkischer Bube, sagte Minons Vater. Nein, das nicht, Vater! ich kann ihn nur nicht leiden, rief Minon. Gut, er mag zu Streyn bleiben, liebe Minon!

Um's Himmels willen nicht, Vater! Robert muß kommen, sonst weinte meine gute Luzie sich zu Tode.

Luzie und Robert sind ein Herz und eine Seele, sagte der Vater am Kamine der Mutter. Das sagen die Streyns auch, sagte die Mutter. Sie vertragen sich, als ob sie schon Mann und Frau wären. Nun, die Zeit kommt auch.

Minon dreht sich um, geht finster in den Saal, findet Robert und Luzien beisammen, zankt mit Robert, zankt mit Luzien. Robert schweigt wie gewöhnlich, Luzie vergießt Thränen. Robert knieet vor Luzien und tröstet sie. Minon fährt zu, stößt ihn fort, fängt an zu schluchzen, läuft davon und ist den Tag unerträglich. Robert bleibt bei Luzien, tröstet, und fragt jeden Domestiken, der herein tritt, mit Hast: hast du Minon gesehn? wo ist sie? was macht sie?

Der Tisch ist gedeckt, es fehlt ein silberner Leuchter. Man sucht und sucht. Man beschuldigt den Bedienten, Minon wird blaß. Der Bediente vertheidigt

sich schlecht, stoßt. Der Vater ruft nach dem Gerichtsdiener.

Minon springt hervor: ich habe den Leuchter.  
Vater!

Du?

Ich, lieber Vater!

Wo?

Das kann ich nie sagen!

Minon!

Ich kann es nicht sagen! gewiß nicht, Vater!

Das werden wir sehen! Er ergreift Minon.

Robert erblaßt, läuft hinzu, umarmt Minon  
schmerzlich: Minon! Minon!

Wo ist der Leuchter? gesteh! Der Vater ergreift  
das Werkzeug der Strafe.

Minon! ruft Robert voll Wuth, entreißt dem  
Vater die Tochter, und führt sie laut schreiend davon.

Hier ist der Leuchter! ruft ein Domestik. Ein  
Bauer bringt ihn. Minon hat ihn entwandt und ihn  
selbst den Kindern des Bauers gebracht, der durch  
Unordnung in Armuth gerathen war, und den Kinat  
nicht unterstützen wollte. Der Leuchter ist da, der  
Bauer belohnt, Minon erhält Vergebung, und Ro-  
bert stellt sich trocken bei Luzien, als ob nichts vorge-  
fallen wäre.

Robert hat dich von Schlägen gerettet, sagt  
lachend der Vater, und streichelt Minon die Wangen.  
Minon öfnet den Mund zu spotten. Robert sagt  
kalt: ich habe sehr unrecht gethan. Minon sieht ihn

an, ruft: Bösewicht! und hebt ein Glas auf, um Roberten das Wasser ins Gesicht zu gießen.

Unter dergleichen Begebenheiten war Robert achtzehn Jahre und Minon fünfzehn alt geworden. Minon, die muthwillige Minon neckte Robert stündlich, Robert ertrug ihre Neckereien still. Nur wenn Minon am Arme eines Sirey von der Nebenlinie, die sich hier oft versammelte, hieng, und mit ihren unwiderstehlichen Liebkosungen dem fremden Jünglinge den Strahl einer freudigen Ahnung ins Auge lofte: so stahnt sich Robert fort und blieb Tage lang weg.

Robert, guter Robert, wo bist du gewesen? fragte Minon schmeichelnd, wenn er dann wieder erschien. Zu Hause, wo ich noch oft bleiben werde! antwortete er kalt, drehte ihr den Rücken zu und setzte sich zu der sanften Luzie, ohne Minon wieder anzusehen.

Minon gieng hinab in den Garten, versteckte sich eine halbe Stunde. Robert erschien nicht. Sie gieng hinauf, suchte im Zimmer nach ihrem Hute, gieng und sagte im Abgehen, im Bosquet ist's heute herrlich!

Sie gieng ins Bosquet. Robert erschien nicht. Sie schlich in die Allee, die zum Hause führte, sah verstoßen hinab, flog beim ersten Geräusch ins Bosquet zurück und war unruhig. Er kommt nicht! rief sie endlich halb laut, und schalt mit sich selbst darüber, gieng auf die Wiese, bestieg den Hügel, von dem man das Haus sehen konnte.

Robert saß bei Luzien und jähnte. Luzie arbeitete

tete und war zufrieden. Robert stand auf, gieng bis zur Thüre. Mein! sagte er, sich schnell umdrehend und setzte sich wieder zu Luzien.

Minon kam nach einigen Stunden zurück, sah sehr, sehr freundlich und heiter, tanzte im Zimmer umher. Robert stellte sich ans Fenster und pfiß ein Liedchen, und Minon setzte sich endlich, glühend wie eine Fackel, mit rothen Augen, still und mürrisch hin und arbeitete.

Luzie fragte: was fehlt dir, Minon? Mir? nichts! Was fehlt denn dir, Robert? Mir in der Welt nichts!

Luzie schüttelte den Kopf, und setzte lachend hinzu: ihr seid beide nicht wohl gesehent. Man antwortete nichts.

Die Familie war beisammen. Henri Siren Minons Anbeter. Minon tändelte mit Henri und lauschte nach Robert hin. Robert stand in einem Winkel, die Hände in den Taschen fest und krampfartig geballt, den Fuß fest aufgestemmt, daß die Wade so hart wie Marmor war, in der kältesten Stellung und lächelte, wie Minon dem Henri die schönen Wangen klopfte, oder ihm den Arm über die Schulter legte, und mit den weißen Fingern an seiner Krause spielte.

Minon hieß Henri niederknieen, nahm ein Band von ihrem schönen braunen Haar, und knüpfte es in ein Knopfloch von seinem Kleide, und sagte: so erkläre ich dich zu meinem Ritter, Henri!

Robert sprang hinzu, hob den Ritter gewaltsam auf: Bursche! rief er mit funkelnden Augen, entriß ihm das Band, und nahm die Stellung an, als ob er es zerreißen wollte; er ließ es aber nach einigen Sekunden fallen, steckte die Hände frostig in die Taschen, drehte sich um, und gieng, ohne weiter etwas zur Erklärung dieser Sonderbarkeit hinzuzufügen, ans Fenster.

Henri war erschrocken, Minon auch, die Alten lachten.

Wahrhaftig er träumt, rief Niant. Er glaubte, es wäre Luzie, rief seine Mutter.

Minon rannte in den Garten, umarmte Luzien, die sie antraf, mit glühender Hestigkeit, und rief einmal übers andre: Luzie, liebe, beste Luzie! ich bin glücklich! nun bin ich glücklich! und damit durch alle Gänge getantz, bis sie in einer Laube nachdenkend sitzen blieb, den Kopf in die Hand stützte, die Lippen bewegte, vorstehende Zweige an ihr Herz drückte und Thränen vergoß.

Robert saß indeß mit Henri am Schachbrett, spielte und spielte noch, da Minon hineintrat und sich mit einem sanften, ungewöhnlich sanften Blick an das Schachbrett stellte.

Robert verlor einen Läufer und einen Springer in den ersten fünf Minuten, da Minon dem Spiel zusah. Minon sagte einige Worte darüber. Robert überflog das Spiel mit weitgeöffneten Augen, rieb Gewalt der Liebe I. Th.

die Stirne unmutig, summt' halb eine Melodie, und Henri gerieth in die Enge. Minon rief: du sollst gewinnen, Henri! und legte die Hand auf Roberts Schulter und drückte ihm von Zeit zu Zeit sanft mit den Fingern dieser Hand.

Allein Robert gewann einen vollkommenen Sieg, stand auf, sah Minon schäfernd an, und sagte leise und ruhig: nun spiele du einmal mit ihm. Er spielt lieber mit dir als mir. Hier gieng er, dem Mädchen Luziens einige Scherze vorschäfernd, singend die Treppe hinab, in den Garten, schlug in der letzten Laube die Hände zusammen und sagte zähneknirschend: bei Gott, Minon! du sollst nicht triumphiren! und nach drei Tagen saß Luzie bei ihrer Schwester, und sah sie sich die Stirn reiben. Minon, fragte sie: bist du nicht mehr glücklich?

Glücklich, liebe Luzie? Er hat es geschworen, mich noch zu Tode zu ärgern. —

Wer, Minon?

Minon küßte ihre Schwester, zerdrückte mit dem kleinen Finger eine Thräne in ihrem Auge und gieng.

Minon gieng jedesmal um acht Uhr Morgens den Weg nach Sirey; zufällig zwar, denn sie gieng häufig den ganz entgegengesetzten Weg und traf sich dann, ohne selbst zu wissen wie? auf dem Wege nach Sirey, und setzte sich dann auf einen Weidenstamm an der Melue, und zählte die Glockenschläge in beiden Gütern. Kam Robert, so hatte sie Laune, oder sie neckte ihn so anhaltend, so spöttisch, bis er böse ward;

dann wollte sie einlenken: jemehr sie nachgab, desto läster und gleichgültiger ward Robert.

Vergieb mir, lieber Robert! sagte sie, mit einem finstern Gesicht.

Recht gern, Rufine! sagte er lachend: nur halte mich nicht auf, ich will noch auf die Jagd. Er ließ sie stehn und sprach, einen Büchschuß von ihr entfernt, eine ganze halbe Stunde mit einem Förster oder Bauer so ruhig, so angelegentlich, daß Minon Thränen darüber vergoß, fort wollte und nicht konnte.

Kam er nicht, so rief sie: bis neun Uhr will ich hier bleiben. Es schlug. Noch ein paar Augenblicke. Es schlug zehn Uhr. Sie stand auf, gieng zwanzig Schritte, hörte ein Geräusch, verbarg sich in ein Gebüsch, und vergebens, und kaum war sie in Niant, wenn zu Tische geläutet wurde.

Wer mich lieber hat! rief Minon Amelien, einem Mädchen von der Nebenlinie der Niant's, auf der Wiese zu, und wand sich die beiden prophetischen Kränze, jeden von vier langen Grasshalmen zusammengeknüpft um die Arme. Robert kam langsam herzu. Wer sind sie? fragte Amelie.

Der Kranz auf dem rechten Arm, sagte Minon: ist Henri Niant, und auf dem linken — Robert. Gieb Acht, der rechte Kranz wird länger halten, Amelie, als der linke.

Du hast meinen gewiß loferer gebunden! sagte



Robert, und betrachtete den Kranz. Wie du solche Kinderpossen treiben kannst!

Minon fängt an ihre tausend Schritte zu gehen und laut zu zählen, und Roberts Blick hängt unverwandt auf ihrem linken Arme.

Hundert Schritte kaum und Roberts Kranz platzt. Robert springt einen Schritt vorwärts, hebt den Kranz langsam auf und betrachtet die Knoten. Minon geht die gehörigen tausend Schritte, und Henri's Kranz ist unverletzt. Robert betrachtet noch immer den zerplatzten Kranz, und Minon spottet seiner mit Witz und Laune.

Nun, wer dich lieber hat, Amelie. Amelie windet die Kränze und geht ihre tausend Schritte.

Nun Robert! ruft Minon. Ich will nicht! sagte Robert.

Warum nicht, lieber Sirey? fragt Amelie.

Wenn Sie wollen, liebe Amelie. Robert bindet zwei Kränze. Wer sind sie, fragt Minon. Der linke ist Nannette! Der rechte! — Sag ich nicht! — Das müssen wir wissen. — Nein! nein! ich sag es nicht! Nun so geh deine tausend Schritte.

Robert hebt an, Minon begleitet ihn rechts, Amelie links.

Du schonst den linken, ruft Minon, darf man das nicht? fragt Robert: Nannetten schonte ich gern.

Er geht weiter, der linke platzt. Minon klatscht in die Hände. Robert steht: das ist Schade! Nun so mag der rechte auch plazen! da! er zerriß ihn.

Man quält ihn um den Namen des linken Kranzes, und er will ihn nicht nennen. Minon flehet Luzien, Amelien und Henri herauszubringen, wem der linke Kranz habe gelten sollen. Robert nennt den Namen Minon. Minon hört's. Ich? also ich? sagt sie mit einem bitterm Gesicht: das hab' ich gedacht! und drei langer Tage ist sie ernst, still und einsam. Bei der nächsten Versammlung hängt ihr Blick voll Unwillen auf Mannelten, die freundlich zu Minon geht und spize, kurze und bittere Antworten von ihr bekommt.

Minon sah, daß sich Robert verstellte, sie fühlte, daß Robert sie liebte, und gerieth in Wuth, daß ihm seine Verstellung besser gelang als ihr die ihrige. Sie seufzte, er seufzte, sie saßen stundenlang neben einander, ohne etwas zu reden. Sie triumphirten beide. Robert hofte, morgen würde sie ihm ihre Liebe gestehen. Minon hofte dasselbe und beide hoften Vergebens. Roberts Triumph war vollständiger. Er ballte die Faust, stampfte mit den Füßen, schwieg und sang zwischen den Zähnen ein Liedchen. Minon war weniger Herr über sich.

Die Familie war versammelt. Die jungen Leute im Garten. Minon schäkerte mit Henri, Robert sprach mit Mannelten: Minon anfangs so natürlich, daß Henri voll Inbrunst ihr die Hände küßte, und Robert mit den Zähnen knirschte. Minon triumphirte und trieb es wie immer zu weit. Robert ward mit jeder Minute kälter und beschäftigte sich so ange-

legentlich und ruhig mit Nannetten, vergaß so ganz und gar Minon darüber, daß diese nach zwei Stunden unbeschreiblicher Geduld und Selbstüberwindung mit einer heimlichen Wuth aussprang, sich Roberten näherte, der eben mit Nannetten in einem gleichgültigen Gespräche am Teiche des Gartens stand, und nachdem sie ihn zehn Sekunden lang betrachtet hatte, warf sie ihn schnell mit einem heftigen Stöße in den Teich; und nun verließ sie mit einem lauten Geschrei den Garten.

Robert kam naß wie ein Schwamm aus seinem Bade. Man umringte ihn, man schrie und schalt durch einander. Die Alten eilten herzu, und hörten. Robert umarmte, so naß er war, den alten Niant, Lanten und Muhmen, die ganze Sippschaft voll Entzücken.

Man fragt Robert, man holt Minon. Minon antwortet nicht, und Thränen des Verdrusses stehen in ihren Augen, und Robert sagt eben so wenig und ist vergnügt wie ein König.

Die Begebenheit war ein Räthsel, blieb ein Räthsel und ward noch räthselhafter, da Robert vor Minon, die ihn unter heftigem Weinen, Bösewicht! hieß, auf den Knieen angetroffen wurde. Minon reichte Roberten nur ihre Hand auf Befehl ihres Vaters, und Robert küßte die Hand mit Inbrunst.

Sich in den Teich werfen lassen, und toll sein vor Freuden, und dann noch Vergebung bitten, das begreife der heilige Denys, murmelte der Vater kopfschüttelnd.

Vier Wochen darauf ward seine Verwunderung noch größer. Robert hatte nach seinem Bade alle Tage auf eine Erklärung gehofft und vergebens. Seine Kälte nahm also wieder gradweise zu, wie Minons Spöttereien zunahmen, die eben auch eine Erklärung von Robert erwartet hatte.

Robert geht im Garten mit einem Buche in der Hand, war schon seit einer Stunde so gegangen, ohne einen Buchstaben zu lesen. Minon ist im Salon, erwartet von Minute zu Minute, daß Robert herauf kommen soll. Sie will vor seinen Augen die kleinen Briefe, die sie von Henri erhalten hat, lesen. Die fröhliche Miene, die sie dabei machen will, ist schon einstudirt, die Zärtlichkeit, mit der sie den letzten Brief an das Herz drücken will, auch. Es fehlt nur am Robert zu dieser Komödie. Robert kommt nicht. Sie fliegt ans Fenster, Robert geht im Garten und liest ungestört. Er vermuthet sie am Fenster.

Nach langem Warten fährt Minon die Treppe hinab in den Garten und trifft ihn gerade unten am Hause. Der alte Niant liegt im Fenster, ohne daß sie ihn sehen.

Guten Tag, Robert! sagt Minon so lustig sie kann und schlägt ihm das Buch aus der Hand.

Nun, was hat dir das Buch gethan? sagt er lächelnd und hebt das Buch ruhig wieder auf.

Ein wunderliches Vergnügen, immer in deinen einfältigen Romanen zu lesen!

Nun, doch besser, als die Zeit mit unbedeutend-

den Dingen zu verscherzen! Was spricht man immer zusammen?

Minon drückte die Lippen zusammen und fühlte ihre Wangen heiß werden: wir, Luzie und ich, werden doch wohl so gut sein, als deine faden Romanenheldinnen?

Das kommt auf den Geschmack an. Ich mag nun die faden Romanenheldinnen einmal leiden.

Du bist heute sehr höflich, Robert!

Höflich? O mein Gott, nein Cusine! Aus Höflichkeit sage ich das eben nicht; allein in der wirklichen Welt, und das wirst du besonders recht gern zugeben, ist doch kein Mädchen einer wahren Liebe fähig, — denn —

Raum hatte der arme Robert dies gesagt, so bekam er von Minon eine so heftige Maulschelle, als je eines Mädchens Hand eine ausgetheilt hatte, und in demselben Augenblicke erschrak sie selbst so heftig, daß sie zitterte. Sie lief davon um ihre Thränen zu verbergen.

Verdammtes Mädchen! rief der alte Kiant, und fieng herzlich an zu lachen, da er Roberten mit blutender Nase, mit verbreiteten Armen und voll fröhlichen Entzükens ausrufen hörte: o Minon, meine Minon!

Noch größer ward sein Erstaunen, da eben die erste Scene wiederholt wurde, Robert um Verzeihung bat und Minon der beleidigte Theil war. In des hütete sich Robert doch der raschen Minon sehr

nahe zu kommen. Sie merkte es mit Scham, ohne daß sie es merken ließ.

Robert sah den wohlthätigen Augenblick sich nähern, wo Minon, von dem Kampfe gegen die Liebe ermüdet, in seine Arme, ganz hingebende Liebe, sinken würde. Noch einen Augenblick Standhaftigkeit und die reizende Minon ist mein, und mehr mein als je ein Weib eines Mannes war!

Allein Minon, die nun genug gethan zu haben glaubte, um Robert zu ihren Füßen zu sehen, und immer noch nicht den erharreten Augenblick kommen sah, erschrak vor sich selbst. Sie glaubte jetzt zu viel gethan zu haben. Ich bin sein Spott! — Verachtete Liebe, Scham, Verdruß stürmten auf sie ein. Sie erlag, und schwieg jetzt hartnäckig. Sie verlor ihre Heiterkeit, die Rosen verschwanden von ihren Wangen, das Feuer verlösch in ihren Augen, sie ward nach und nach so hager und bleich, daß sie Mitleiden erregte.

Nun kam Robert nicht oft mehr vom Schlosse fort, er schlief sogar oft da unter mancherlei Vorwände, und litt und nahm so gut ab als Minon, so daß nun die ganze Sippschaft das Räthsel enträthseln konnte.

Minon blieb nicht in ihrem Zimmer, Robert nicht in seinem. Man ließ sie allein zusammen, sie sahen sich an, seufzten, drückten sich heimlich die Finger, das war alles. Sie waren jetzt beide zu scheu oder zu stolz sich ohne Veranlassung zu erklären.

Man sprach mit Minon von Robert: Ein

Mensch ohne alles Gefühl antwortete sie seufzend; und fragte man Robert: ist nicht Minon das beste Mädchen der Riants? Ja! sagte er: nur wird sie nie geliebt werden, denn sie selbst hat kein Herz. Die Verwandten erstaunten aufs neue.

Endlich konnte Robert nicht länger schweigen. Er war allein mit Minon. Nach einigen gleichgültigen Fragen, mit welchen er einleiten wollte, die aber Minon mit ja und nein abfertigte, hob er an:

Heute bist du sehr reizend, Minon!

O Robert! wann wirst du aufhören zu spotten, gut! ich bin so wenig reizend, wie du mit deinem Gespenstergesicht.

Du findest mich häßlich, weil du mich hassst.

Gut! du hast recht, ich hasse dich wahrhaftig.

Wenn das wäre, ich würde mich sehr glücklich schätzen.

Da höre ein! sagte Minon seufzend. Gut! setzte sie kalt hinzu: so halte dich denn für den glücklichsten der Menschen!

Schwöre, daß du mich hassst.

O wahrhaftig! ich hasse dich!

Lege die Hand dabei auf die Brust, oder ich glaube es nicht.

Minon legte die beiden Hände geballt zusammen, und schlug sich mit der schmerzlichsten Mine heftig auf die Brust: ja, bei Gott! rief sie mit Thränen in den Augen; ich hasse dich wie — wie —

Minon! liebe Minon! sagte Robert mit einer

beengten und zärtlichen Stimme; du kannst mich hassen? er ergriff ihre Hand und benezte sie mit seinen Thränen.

Sie drückte seine Hand gegen ihre wallende Brust und rief, und ihre Thränen strömten, halb zornig, halb zärtlich: Bösewicht, so sag mir, daß du mich liebst!

Lächelnd sagte er, und sank zu ihren Füßen und verbarg sein Gesicht von ihrem Schooß: Nein, meine Minon, ich hasse dich wie immer.

Und ich, rief sie und umarmte ihn, und benezte sein Gesicht mit heißen Thränen: ich liebe dich! und nun mache was du willst.

Sie lagen einer in des andern Armen, weinten laut, ihre Thränen vermischten sich, ihre Seufzer, ihre Lippen und ihre Küsse. Sie sanken endlich beinah ohnmächtig nieder. Der Vater trat hinein, und das Räthsel war nun gelöst.

Eine Liebe ohne Gleichen. Minon blühte wieder, wie eine Rose, und Robert war wieder Robert. — Sie sind von Sinnen, sagte der Vater. Minon und Robert waren todt für alles, was nicht sie selbst war. Sie lebten nur um sich zu sehen, zu sprechen und sich zu schreiben. Minon saß neben Robert Stunden lang, Tage lang, legte ihre Wange von Zeit zu Zeit an seine, preßte seinen Arm an ihre Brust und seine Hand an ihre Lippen. Robert seufzte, betrachtete sie mit brennenden Augen, warf sich ihr zu Füßen, rief ängstlich: Minon liebst du mich? — Minon lächelte mit nassen Augen,



und drängte ihre Lippen auf den Ort, wo sein Herz ihren Küffen entgegen pochte.

Minon erhielt den fröhlichen Muthwillen wieder, den sie verlohren hatte, und die Liebe gab ihm noch neue Reize; Robert aber ward ernster und finsterner als er vorher gewesen war.

O Minon, meine Liebe wird mich noch unsinnig machen. Ich bitte dich, verbirg mir, daß noch etwas außer mir ist, was du leiden magst!

Er war auf das Mädchen neidisch, daß Minon anziehen half; er sah weg, wenn der alte Niant Minon küßte. Er haßte alle Menschen, weil sie mit ihm Minons Anblick theilten. Ihm war nur wohl, wenn sie allein mit ihm war, und dann zwang er sie zu furchtbaren Schwüren, ihm treu zu sein. Wenn er sie bis vor Niant begleitet hatte, und er sie noch zuletzt in seine Arme preßte, so legte er seine Hand auf ihren Busen und sagte ernst und feierlich: Minon, Treue! — Bis ins Grab, Robert! sprach sie, und dann schieden sie beide bis zu Thränen bewegt.

Halbe Nächte schrieb er ihr Briefe voll Unsinn und Klagen, voll eifersüchtiger Vorwürfe und Bitten ihm treu zu sein. Ganze Stunden begingen sie kindische Thorheiten: Minon, ihrem Eifersüchtigen Liebe zuzusichern, und Robert sie sich versichern zu lassen. Er schlang seinen Arm in ihre Loken, schenkte ihr einen Ring von seinem Haar, grub ihren Namen mit Motto's in alle Bäume, und sie den seinigen darunter. Er trug ein blaues Band von ihr auf der Brust, (wie

sie ein solches Kleid, ein Symbol ihrer Treue, tragen mußte) und sie trug eine welke Blume ganze Monate, ein Geschenk Roberts, bis sie in Staub zerfiel.

Der Winter kam, und beide Familien beschloßen ihn in der Stadt zuzubringen, wo Luziens Bräutigam Sirey de Belé erwartet wurde. Minon fühlte ihre Liebe gränzenlos, da sie die Gegend verlassen sollte, wo jeder Ort, jeder Baum, jeder Rasen, selbst die Luft durch ihre Liebe geheiligt und mit ihrer Liebe verbunden war. Robert stürzte in Minons Arme, und fand tausend Gefahren für ihr Herz in der Stadt, in den Gesellschaften und auf den Bällen. Er klagte es Minon. Du kennst dieses Herz nicht! sagte sie und sank an seine nasse Wange.

Sie kamen in der Stadt an. Fremde Gesichter, Mauern, Karoffengetümmel! Robert stand mit Minon am Fenster. Er zeigte ihr mit einer nachahmenden Bewegung seiner Hand den kleinen Raum des Himmels, den sie zwischen den Gassen sehen konnten, und schwieg. Ihre Freuden waren vergiftet. Sie sahen die Sonne nicht mehr auf, nicht mehr untergehen. Sie giengen nicht mehr von Riant nach Sirey einer in des andern Arm. Sie wohnten zwar in einer Gasse, sie sahen sich jeden Augenblick. Sie waren noch dieselben, die Gegenstände hatten sich nur verändert; allein diesen fehlte das Siegel, das lebendige Siegel der Liebe. Robert tobte, Minon war reizend, man sagte es ihr; sie beugte sich kalt, sah

freundlich nach Robert, flog auf ihn zu, und er stand am Kamine und käuete an den Nägeln.

Minon, die fröhliche Minon, die besonders gern tanzte, fand bald die angenehme Seite des Stadtlebens. Zwar blieb sie bei Robert, und hatte Kopfschmerz, wenns ein bloßes Souper gab; allein ein Ball? Minon erschien. Robert stand finster an einem Fenster, betrachtete seine Minon mit unersättlichem Auge, froh und glühete, wenn sie am Arme eines jungen Mannes durch die Reihen flog. Nach jedem Tanze kam sie zu ihm, drückte seine Hand an ihr schlagendes Herz und suchte seinen Unmuth durch die lebhaftesten Versicherungen ihrer innigen Liebe, durch die süßesten Namen, die sie ihm gab, zu zerstreuen. Er biß an der Unterlippe und war einsylbig.

Jede folgende Nacht saß er auf, und marterte sich mit erträumenden Bildern von der Untreue seiner Minon. Ein Zettel, den er in einer solchen Nacht an Minon schrieb, mag vielleicht seine Unruhe lebhafter darstellen als eine weitläufige Beschreibung.

Minon! Minon! du marterst mich als ein böser Geist! — Was hab ich dir gethan? — Undankbare, du kannst dir ein elendes Vergnügen nicht versagen, das mich noch tödten wird! — Du bist ein Weib, du willst gefallen, und mehreren als mir! — Ist es möglich, Minon, kannst du das Kleid, das meine Liebe geheiligt hat, und dessen Farbe ein Zeichen deiner Treue sein soll, auf einer tobenden Versammlung voll Thorheit anziehen? — ist nicht die Farbe ein

Beweis mehr, daß du geschworen hast, dieser Wuth, die du nur Vergnügen nennst, weil du mich nicht liebst, ewig treu zu bleiben? — Minon, du kennst die Liebe nicht; ich allein fühle sie und das ist mein Unglück. — Minon, wenn diese Liebe mich getödtet hat, dann tanze so mit ofnem Busen auf meinem Grabe! — Ich möchte darüber verzweifeln! Meinst du, ich habe es nicht gesehen, wie du dem üppigen Thoren, dem Duval zulächeltest? — Minon, du hast deine Eide gebrochen, die du in Niant mir schworst! — O mein glückliches Niant! in dir war unsre Liebe ein Heiligthum, jedem verschlossen; — und hier — hier ist das Grab der Liebe. — O laß uns fliehen, meine Minon, ehe du treulos bist. Die Luft hier ist Gift. Niant ist die Freistätte der keuschen Liebe! — Minon, du hast eine Schlange in diesen Busen geworfen, der sonst dem reinen Frieden des Himmels geheiligt war! — Minon, du wirst mich tödten, mich, der dich über alles liebt! —

Minon beruhigte ihn wieder; allein noch eifersüchtiger, finsterer, menschenfeindlicher und dem Anschein nach kälter ward er, da Sirey de Belé, Luziens Bräutigam, ankam. Belé, ein reizender junger Mann, zwei Jahre in der Hauptstadt, im feinsten Zirkel gebildet, voll Wiß, voll Eitelkeit, besonders bei Weibern! — Belé kam an und zerstörte mit dem ersten Schritte im Hause den Frieden der Familie.

Belé wurde in der Familie als der künftige Mann Luziens eingeführt; dieser Titel gab ihm die

Rechte der Vertraulichkeit auch mit Minon. Er schwärmte um beide Mädchen, er lachte mit ihnen. Seine lebhaften, muntern Einfälle, seine satyrischen Beschreibungen der Thorheiten der großen Welt, seine Menschenkenntnisse gaben ihm im Hause ein sichtbares Uebergewicht. Die heitere Minon lachte selbst oft über den angenehmen Schwärzer. Er neckte den armen ernsthaften Robert mit so feiner Laune, und war dabei doch so herzlich, so freundschaftlich gegen ihn, daß Minon sich heimlich an den Neckereien des Belé ergötzte, weil sie glaubte, sie sollten den finstern Groll Roberts zerstreuen.

Robert glühte innerlich, doch verbarg er unter einer gleichgültigen Kälte die Wuth, die ihn ängstigte. Er war sogar zuweilen ausgelassen lustig. Minon, die das für unverstellt hielt, war im Himmel, und sagte oft: Belé ist ein lebenswürdiger Mann, nicht wahr, Robert? — Robert lachte und antwortete: warum nicht?

Belé fieng indeß an, in der Freude über die Vorstellung beide Schwestern gefesselt zu haben, sich zu Zeiten zu vergessen; wenigstens wollte er die andern davon überreden, daß beide Schwestern ihn liebten, und das gelang ihm nur zu gut: er gab daher den kleinen lebenswürdigen muthwilligen Schäkereien der Minon, durch eine geheimnißvolle zweideutige Ehrerbietung, das Ansehen einer geheimen Neigung und noch mehr eines geheimen Einverständnisses mit sich.

Robert sah es, und trug die Hölle mit sich um.

her, und verzweifelte, wenn Belé triumphirte. In Paris würden diese kleinen Trafferien Unterhaltung gewährt haben; hier vertilgten sie einen Himmel und schufen die Hölle.

Minon sah die Eitelkeit des Belé und drückte den Stachel der Eifersucht noch tiefer in Roberts Herz, indem sie nun über Belé gegen Robert spottete und böses von ihm sprach. Robert hörte das kalt an, erwiederte nichts, gieng im Zimmer auf und ab, und rief wüthend wenn er allein war: sie liebt ihn!

Minon, die manchen Verdruß von Roberts Eifersucht hatte, haßte jetzt Belé von ganzem Herzen, und es fehlte nur an einer Gelegenheit ihren Unwillen über ihn ausbrechen zu lassen. Diese Gelegenheit erschien zu ihrem Unglück nur zu bald.

Belé hatte einige niedliche Chansons aus Paris bekommen. Minon bat Robert sie abzuschreiben. Robert schlug es trocken ab, setzte sich ans Kamin und murmelte: laß sie von Belé abschreiben, und sie werden dir desto lieber sein!

Minon folgte ihm ans Kamin, es kam zu einzelnen bittern Worten von beiden Seiten. Minon sah verdrießlich in die Flamme, legte Holz nach und weinte heimlich. Robert saß mit übergeschlagenen Armen und mit einer kalten Miene und einem spöttischen Tone sprach er von Belé's Liebenswürdigkeit. Minon brannte und verbarg ihren Verdruß. Luzie saß am Sekretär und schrieb sich selbst diktirend die Chansons ab.

Gewalt der Liebe I. Th.                    C

Die Thüre öffnete sich leise, Belé trat hinein, schlich sich unbemerkt hinter Luzien und zog ihr die Feder schnell und unvermuthet zwischen den Fingern in die Höh. Luzie erschrickt und schreit laut auf. Minon sieht sich um, sieht ihre Schwester erblaßt, fährt auf und ohne Besinnung giebt sie nach ihrer unglücklichen Gewohnheit dem Belé eine Maulschelle.

Belé erröthet und wird tückisch. Er trat einen Schritt zurück, und nach einer Sekundenlangen Besinnung sagte er mit einem spizen Tone und mit einer tiefen Verbeugung: „wenn man nun unser Verstandniß erräth, Mamsel Minon, so ist es wahrhaftig nicht meine Schuld!“

Nach diesem Donnerschlage gieng er schnell fort, voll Freude, das muthwillige Mädchen bestraft zu haben. Die drei übrigen glichen drei Bildsäulen. Robert glaubte, Minon sei eifersüchtig über die Schäkerei Belé's mit Luzien geworden; Luzie, Minon und Belé betrögen sie; und Minon, die arme Minon fragte mit einem furchtsamen Blick auf Robert und voll Angst: was hat er denn gesagt? — Du hättest deine Liebe zu ihm verrathen! antwortete Robert und ward bleich wie ein Kalch.

Minon sah ihn an, ein Blitz fuhr durch ihre Seele, sie faßte Roberten an den Kragen seines Ueberrockes und schrie: Robert, mir wird nicht wohl! Sie ward starr, sank nieder, ohne den Kragen des Ueberrockes los zu lassen, der endlich einriß. Robert hielt Luzien: Luzie! sagte er: Luzie, es ist schrecklich!

doch es soll niemand wissen als ich und du! Hilf mir, sie kommt zu sich!

Minon kam zu sich, ohne einen zu kennen. Robert gieng zitternd zur Thür hinaus, und Minon hat ihn nicht wieder gesehen.

Die ersten Schritte in die Gasse nach seines Vaters Hause that er wie ein Automate; seine Gedanken fielen auf Belé, und nun flog er die Gasse wüthend hinab. Er stürzt ins Haus, sucht seinen Degen, zerschlägt was ihm in die Hände fällt. Seine Mutter erscheint auf den Lärm, was ist dir, Robert? fragt sie. Wüthend drückt er den Hut in die Stirn, steht ihr mit einem starren Blick in die Augen, ruft mit einer fürchterlichen Lache: Robert? Ha! ha! ha! ha! mit dem ist es aus. Er hat den Degen, er fliegt fort, die Mutter ruft das Haus zusammen: Gott! Robert ist unsinnig! lauft und bringt ihn zurück!

Es war vergebens. Robert traf Belé in der ersten Gasse. Geschwind! schreit er: dein Geheimniß ist verrathen! Er drang auf ihn ein. Sie sanken beide im ersten Stöße. Belé blieb todt und Robert wurde von den Bedienten nach Hause geführt. Man verband ihn, und die Wunde schien nicht gefährlich! Er forderte gegen Abend von seinem Bedienten, der bei ihm wachte, Papier und schrieb:

Minon, der Stoß deines Geliebten war nicht tödtlich; den tödtlichen Stoß habe ich von deiner Hand empfangen. Ich bitte dich, besuche mich nicht,



wenn ich im Sarge liege, um für mich zu beten; ich würde mich noch im Sarge aufrichten, um dir deine Treulosigkeit vorzuwerfen. Die Adresse war an Mamsel Maria — Anna de Niant.

Er versiegelte den Zettel, und bat den Bedienten ihn den andern Tag Minon zu übergeben. Darauf redete er leise mit sich, lachte und weinte, und endlich tobte er und raunte den Kopf mit aller Gewalt gegen die Bettsäulen.

Der Bediente rief. Man hielt ihn. Gott! schrie er: laßt mich sterben, laßt mich um Gottes willen sterben.

Seine Wunden hatten sich geöfnet, und er verlor viel Blut. Der Verlust des Blutes machte ihn still; allein er ward nun schnell so schwach, daß man ihn kaum verstehen konnte.

Ich habe sie geliebt! o geliebt! seufzte er; wem soll man trauen? Dann weinte er sanft, und beugte man sich an seinen Mund, so hörte man ihn lispeln: Minon! geliebte Minon! Gegen Morgen kam ein neuer Anfall von Wuth, und nachher sank er in einen Schlummer, in dem er die Lippen bewegte und zu lächeln schien. Um neun Uhr blickte er hell auf, drückte eine Schleife von Minon an die Lippen. Minon! rief er laut; betet! betet! — Sein Vater fieng schluchzend an für ihn zu beten. Nein! rief er: nicht für mich! Ich habe alle meine Schwüre gehalten! Sie allein ist meineidig, sie allein in der weiten Welt! Für Minon beten Sie, Vater! Er faltete die Hände und verschied.

Und Minon — die Unglückliche — sie war einer Furie ähnlich, wie sie ihre Sinne wieder bekam und Roberten nicht sah. Man suchte sie zu beruhigen. Ihr kennt ihn nicht! rief sie: ich kenne ihn! laßt mich zu ihm, oder es ist mit ihm vorbei!

Und wahrscheinlich hätte sie ihn gerettet, wäre man ihr gefolgt. Man ließ sie nicht. Am Abend ward sie nachdenkend, sie gieng oft an die Thüre. Ihr Vater hielt sie auf. Sie sagte kein Wort, allein sie drückte oft die Faust mit einer schmerzlichen Miene auf die Brust, und verschluckte einige Worte, die sie willens war zu sagen.

Ihr Vater ließ, wie er den Abend von Sirey's kam, ein Wort von ihrer Treulosigkeit gegen Robert fallen; sie gerieth darauf in ein tiefes Nachsinnen und fragte nur von Zeit zu Zeit: kommt er noch nicht?

Luzie wachte bei ihr. Sie lag auf einem Ruhe-  
 bette und las Briefe von Robert. Darauf fragte sie Luzien: Gute Luzie, hältst du mich auch für treulos? Luzie weinte, und Minon sagte mit Hestigkeit: o Robert soll sich meiner Unschuld annehmen!

Diese Idee schien sie die Nacht fortzuspinnen, denn sie ward gegen Morgen ruhig, und die Schnelligkeit, mit der sie den Kopf gegen die Thüre wandte, wann sie geöffnet wurde, ließ vermuthen, daß sie Roberten erwartete. Sie ward nach und nach immer heiterer.

Die Eltern rathschlagten über die Mittel ihr Roberts Tod auf eine gute Art beizubringen, Minon

stand auf, schrieb, zerriß, schrieb wieder, fieng ein paar-  
mal die erste Zeile von einem Liedchen, das Roberts  
Lieblingslied war, an zu singen.

Nachmittag sah sie Roberts Bedienten. Sie riß  
das Fenster auf; der Kerl reicht Roberts Billet hinein  
und geht. Ihr Gesicht glühete, ihre Augen funkelten,  
sie drückte den Brief an ihr Herz, an ihre Lippen, eh sie  
ihn öffnete. Sie zeigte ihn ihren Eltern mit einer Art  
von Triumphe, und sagte: sehen Sie, er ist nicht böse!

Sie erbrach ihn. Bei den ersten Worten schrie sie  
zwei oder dreimal furchtbar auf, und stürzte hinten  
über. Es war unmöglich ihr den Zettel zu entreißen;  
die Hand, die ihn verbarg, war konvulsivisch zuge-  
klemmt. Sie sank aus einer Ohnmacht in die andre,  
schlief die Nacht nicht, war unruhig und heftig ohne je-  
doch ein Wort zu reden bis den Mittag des andern  
Tages.

Auf einmal schien sie mit angespannten Augen  
und Gesicht auf etwas zu horchen; sie zog die Stirn  
in die Höhe und winkte mit der Hand Stille. Es war  
der Ton der schrecklichen Todtenglocke. Dieser Ton er-  
wekte sie. Sie zog den Brief aus ihrem Busen, und las  
ihn einmal über das andere. Sie hörte auf zu lesen  
mit einem trocknen Auge und mit einer kalten entschlos-  
senen Mine. Sie steckte den Brief wieder in ihren Bu-  
sen, stand auf, ergriff ein Messer, winkte mit einer be-  
deutenden Bewegung der Hand ihren Vater zurück,  
der auf sie zusprang, und sagte: laßt mich!

Sie gieng, man folgte ihr ohne sich ihr zu nähern.

— Ein furchtbarer Anblick. Ihre Kleider waren in Unordnung, der Busen offen, ihre Loken flogen wild um die Schultern, ihre Augen standen unbeweglich, ihr Gesicht schien hart und kalt, und war weißer als Kalch; ihr Gang war fest und ihre Mine ernst und entschlossen.

So gieng sie, ohne die zu sehen, die ihr folgten, nach Sirey's Hause. Sie betrachtete starrend die schwarz bekleidete Thüre, und trat endlich furchtsam hinein. Wie sie den Sarg erblickte, schauderte sie zusammen und stürzte dann wie ein Blitzstrahl durch die Menge Zuschauer, fiel über den Sarg her, pochte mit beiden Händen heftig auf den Sarg und hörte nicht auf zu schreien: Wirf mir meine Untreue vor! Richte dich auf, Robert! wirf mir meine Untreue vor! — Robert, hier bin ich! ich bin unschuldig! D richte dich auf! —

Man brachte sie wie todt zurück. Sie erhielt ihre Sinne nicht so leicht wieder als die ersten male, oder eigentlich erhielt sie dieselben niemals wieder. So viele Schläge hatten sie zernichtet. Wie sie erwachte, war ihr Verstand dahin.

Sie wurde nach Niant gebracht; eben dahin brachte man auch den Leichnam ihres verstorbenen Freundes, und begrub ihn zu Sirey unter einer Linde an der Kirche.

In dem ersten Jahre gab sie nicht das geringste Zeichen von Vernunft; aber alle ihre Handlungen alle ihre Reden waren nur Zeugen ihres Wahnwizes

oder der allerzärtlichsten Liebe. Man merkte nicht, daß nur die kleinste Idee von Roberts's Tode in ihrem Kopf war, und das war leicht zu erklären, Roberts's Tod war ihr nie angekündigt, und sein Brief konnte leicht in ihrem zerstörten Kopfe die Idee eines vorzeitlichen Schlafes erregen.

Sie beklagte sich nur über seine Ungerechtigkeit und über sein langes Wegbleiben. Nannte man seinen Namen, so zerfloß sie in Thränen. Er schläft, seufzte sie, und trocknete sich die Augen mit ihrem Haar; vielleicht wird er morgen erwachen.

Sie kleidet sich ungern an und aus, und immer sehr nachlässig. Schönes Wetter, Sturm, Wind, Regen, alle Jahreszeiten, die Beschäftigungen der Jahreszeiten machen eine erstaunliche Wirkung auf sie. Nichts ist in der ganzen Natur, daß sie nicht an ihre Liebe und an ihr verlornes Glück erinnert. Bald ist sie unbeweglich wie Marmor, bald wüthend zum Erschrecken; am häufigsten sitzt sie stillschweigend auf einem Steine am Wege nach Sirey oder unter einem Baume und weint.

Das hat man nie hindern können, daß sie nicht jeden Abend eine Stunde auf Roberts's Grab zubringen sollte. Den Tag über schreibt sie Briefe und am Abend bringt sie dieselben zu Roberts's Grab. Sie setzt sich aufs Grab, wartet geduldig auf die Antwort, horcht mit Aufmerksamkeit ins Grab, und schüttelt betrübt den Kopf. Holt ein Domestik sie ab, so folgt sie ge-

duldig und sagt gewöhnlich : er will nicht antworten; er ist noch böse, aber er liebt mich dennoch!

Wann man sie zu Tische ruft, so setzt sie sich, und dann betrachtet sie langsam, mit einem Blicke, der von ihrem gebrochenen Herzen zeugt, alle Personen, und erblickt sie den geliebten Robert nicht, so zeigt sie mit einem langen starren Blicke und einem aufgehobenen Finger auf den Ort, wo er sonst zu sitzen pflegte. Das Essen fällt ihr von den Lippen. Sie darf nur Brühe essen, ganze Stücken Fleisch oder Brod würden sie ersticken.

Sie ergreift die Feder, wirft sie nieder, ergreift sie wieder, bis irgend eine Vorstellung sie zum Lächeln bringt; dann schreibt sie schnell einen Brief, den sie Abends zum Grabe trägt.

Man hat verschiedene dieser Briefe gefunden; so ungefähr sind sie alle:

Du bist krank, guter Robert, und undankbar dazu. Du hast mich nun genug bestraft; deine Rache ist nun gesättigt. Bei meinem Schöpfer, Robert, ich habe dir nichts gethan, daß du mich so lange quälst. Es ist Frühling, Robert, und du kommst nicht, der Winter ist mir lang geworden und du bist nicht gekommen. Deine Minon ist krank, ich bin sehr krank. Ich freue mich, wenn ich Abends zu dir gehe, ich denke, du sollst erwachen, und du erwachst nicht, ich horche, ich höre deinen Athem; ich habe dich gestern Abend gerufen, du hörst nicht; Robert, wann willst du erwachen? Schlaf süß wenn du heute noch nicht erwachen willst.

Hier ist ein anderer:

Du bist nicht gekommen, Robert, ich bin im Wäldchen gewesen, ich habe unter der Eiche auf dem Rosenhügel geseffen. Ich habe dich am Bache gesucht, ich bin in den Nußbüschen gewesen, meine Füße habe ich gebadet im Abendthau. Du bist nicht gekommen, du hast mir nicht geantwortet. Ein Blatt von unserer Weide fiel in den Bach, ich glaubte es wäre dein Fußtritt, eine Eichel fiel mir in den Schooß, ich habe dich gesucht, ich dachte, du säßest auf der Eiche und hättest mich geworfen. Ich rief: Robert! ein Vogel erwachte und flog auf einen andern Zweig, ich dachte, du wärst es, der in den Blättern rauschte; es war der Vogel, den ich erweckt hatte. Willst du nicht auch erwachen? Es kam jemand, ich dachte, du wärst es, und wolltest mich abholen, ich stand auf und gieng dir entgegen. Es war der Bediente, der mich zu Bette rief. Robert komm doch, ich bin matt und krank.

Sonderbar ist es bei diesen Briefen, man trifft weder Komma noch Punkt darin an, da doch Minon sonst sehr richtig interpunktirte, auffer bei den Substantiven, als Wäldchen, Eiche, Rosenhügel, stehen zuweilen Kommata.

Wenn sie Morgens die Morgenröthe und Abends den brennenden Abendhimmel sieht, so wird sie betrübt. Der Himmel, so scheint es ihr, will ihrer spotten; und sie möchte, daß die ganze Natur ihren unersättlichen Schmerz mit ihr theilte.

In den ersten Jahren ihres Jammers gieng eine Scene vor, die unbegreiflich aber wörtlich wahr ist.

Minon's Verwandte suchten sie durch kleine Spiele zu zerstreuen. Man spielte Blindekuh \*), die Sirey's und die Niant's.

Ein Niant, um nicht an seinen Kleidern erkannt zu werden, gieng in das Vorzimmer, und warf den Ueberrock eines Bedienten über und kam so hinein. Minon waren die Augen verbunden. Er stellte sich vor sie, und Minon betastete den Ueberrock. Robert! Robert! schrie sie laut auf und sank in Ohnmacht. Niant legte den Ueberrock ab, und nachdem Minon zu sich selbst gekommen war, betastete sie aufmerksam aller Gesichter. Sie bestand indeß darauf, daß Robert da gewesen sei: es war sein Ueberrock! rief sie heftig.

Unbegreifliche Liebe! es war wirklich Roberts Ueberrock; eben der, dessen Krage sie zerrissen und den nach Roberts Tode ein Domestik erhalten hatte. Diese kalte Wolle, vielleicht nur einmal durch die Hand der zärtlichen Liebe berührt, hatte ihren unauslöschlichen Zauber dadurch erhalten.

Jetzt dauert dieser Wahnwiz sechs Jahre, Minon ist sanft und zärtlich wie ein Lamm. Sie besucht täglich Roberts Grab und weint, daß er so hartnäckig ist, nicht zu erwachen. Am rührendsten ist es, sie auf Roberts Grabe zu sehen. Sie sitzt unbeweglich und nach-

\*) Colin maillard, eine Art Blindekuh, die sich von unserer unterscheidet. Der Blinde muß dem, der vor ihn tritt, die Kleider betasten, und dann rathen, wer er ist; dasselbe habe ich auch noch bei dem Spiele: wer mich lieber hat, qui m'aime le plus, zu bemerken. Wir haben ein ähnliches: man knüpft die Spizen von vier Grasshalmen zusammen, wird es ein Kranz, so trifft das ein, was man gedacht hat.



sinnend an dem Leichensteine, und — erschütternd ist es, wenn man sieht, wie sie einen Knaben, der auf dem Monumente sich über die Urne lehnt und weint, wie sie diesen Knaben zu trösten sucht, ihm die Augen trockenet, und dabei das Liedchen \*) singet, das Robert so gern hören mochte. Ich weiß nichts von diesem Liede, auch nicht von wem es ist, als die vier Strophen, die sie singt; sie endigt es nie.

Questo infiammata e sospiroso core  
 Di duol trabocca: e gli occhi ognor piú desti  
 Sono al piagner: e l'alma i piú molesti  
 Melli introduce, e scaccia i lieti fore.

Selten vergift sie von Niant nach Sirey zu gehen. Man findet sie fast beständig auf diesem Wege. Man kennt und liebt sie. Wenn ein Mädchen aus dem Dorfe sie fragt: wo wollen sie hin, Mamsel Minon? so flüstert sie ihr heimlich und lächelnd ins Ohr: ich will ihn besuchen. Ich muß ja wohl, er kommt ja nicht. Ein andermal antwortet sie: ich will hin und will mich entschuldigen. — Denn siehst du, er ist ein wenig eifersüchtig; und die Männer — man muß wohl sanft gegen sie sein; sie sind einmal unsere Herren.

Ich habe sie gesehen und gesprochen. Dorik's Marie zwingt das Auge zu Thränen; Minon aber zermalmet das Herz, auch des härtesten Mannes, wenn er sie sieht. Sie ist sicher vor allen Beleidigungen, sie ist ein heiliges Denkmahl der Liebe, das auch die gefühlloseste Brust ehrt. Sie hat nichts zu fürchten, auch die Thiere kennen und lieben sie.

\*) Es ist ein Sonett von Pietro Bembo, einem wenig bekannten Dichter, der indes mehr bekannt zu sein verdiente. A. d. H.

Er liebte sie mehr wie sein Leben.

In transports of this Kind, the heart, in spite of the unterstanding, will always say to much.

Y O R I C K.

Mehr wie mein Leben liebe ich dich, schöne Armgart, rief Ritter Ludwig voll Hitze, und legte die Hand dazu feierlich auf die Brust.

So spricht ihr alle! sagte Armgart sanft erröthend: und wehe der, die euch traut. Laßt mich, Ritter Ludwig! setzte sie leise hinzu, und zog ihre Hand, die er eben ergriffen hatte, aus der seinigen. Laßt mich! — Komm Gertrud!

Armgart und Gertrud giengen den Laubengang hinab, Ludwig sah ihnen nach, so lang er noch zwischen den Blättern etwas von Armgarts weißem Gewande sehen konnte, und gieng dann langsam zur Burg zurück.

Mehr wie sein Leben! flüsterte Armgart noch zweimal im Gehen, und sah zurück und verneinte zweifelhaft mit der Hand.

Und wenn ich es einem zutraute, fieng Gertrud an, so wäre es Ludwig. Nicht Rudolph, nicht der Rheindorfer! die lieben dich, weil du die Erbin von Herdeburg bist.

Und Ludwig anders?

Ludwig liebt die schöne Armgart.

Und das weißt du, woher?

Wer das nur so sagen könnte! Aus tausend Kleinigkeiten, die sich fühlen, aber nicht sagen lassen, und in denen eben die Liebe sich unverkennlich zeigt. Da nimm den Rudolph und den Rheindorfer — dein Vater hält sie für eben so verliebt in dich als den Ludwig, weil sie um dich her schwärmen, deine Farbe bei Turnieren tragen, und so weiter thun, was sie die Verliebten im allgemeinen thun sehen. Dagegen betrachte den Ludwig, wie dem die Liebe aus den Fingerspizen herausathmet. Berührt er dein Kleid, so springt ein Blitz in sein Auge; gestern fiel bei einer Wendung, die du machtest, eine deiner Locken auf seine Hand; er fieng an zu zittern, und hielt seine Hand in der allerunbequemsten Stellung, so still, als ob es eine Wohlthat wäre dein Haar auf seiner Hand zu wiegen. Das sind Poffen, willst du sagen; allein es sind die Poffen der Liebe, die zum Glück für uns Mädchen die Klugheit und Verstellung nicht bemerkt und nicht nachahmen kann. Es ist die Schellenkappe der Liebe, die Klugheit schämt sich sie zu tragen, und verräth dadurch, daß sie nicht Liebe ist.

Armgart machte noch einige Einwürfe, und hörte mit versteckter Freude die Versicherungen von Ludwig's Liebe aus den Lippen ihrer Freundin. Allein dem: mehr wie mein Leben wollte sie nicht trauen. Sie hielt es für unmöglich, und doch wünsch-

te sie, daß es sein könnte. Sie fand es so süß, mehr wie das Leben geliebt zu sein, daß sie sich in der Hitze fest vornahm, ihre Hand keinem andern zu geben, als dem, der sie mehr, wie sein Leben liebte.

Und wie willst du das erfahren, wunderliches Mädchen? fragte Gertrud.

Das ist eben das Unglück! sagte Armgart und rieb sich die Stirn. Sie setzte sich auf einen Rasenbank, schloß die Augen und versank in süße Träume, in denen Ludwig sie aus tausend Gefahren mit Aufopferung seines Lebens rettete.

Gertrud kannte ihre Weise, verließ sie, gieng zum Gärtner, und da es dämmerte, kam sie zu Armgart zurück. Sie fand das Mädchen unruhig, hastig und glühend.

Ich muß es wissen! Gertrud! rief ihr Armgart entgegen. Schnell flog sie auf, ergriff die Hand Gertrudens und zog sie eilig aus dem Garten in die Zelle des Schloßkaplans, eines jungen listigen Paters aus dem Orden des heiligen Augustinus.

Ich muß es wissen! rief sie noch einmal mit Heftigkeit, und vertraute dem Pater ihre Wünsche, ihren Zweifel und ihren Entschluß.

Den Schleier, oder einen Mann, der mich wirklich liebt, mein Pater! so endigte sie ihre lange Rede, in der sie dem Mönch bewies, daß es ihre Ruhe, und ihres ganzen Lebens Glückseligkeit betreffe, diesen Punkt vor ihrer Verbindung ins Reine zu bringen. Und nun entdeckte sie ihm einen sehr romantischen

Plan, den sie sich erträumt hatte, um zu erfahren, ob Ludwig sie wirklich so liebe, als er versicherte.

Es kostete Mühe, dieses Zauberspiel wahrscheinlich zu machen, allein was ist zweien Mädchen unmöglich? besonders da der junge Pater zu Rathe gezogen wurde, der in einem Kloster erzogen war, in dem Wunder über Wunder sogar bei hellem Tage geschehen waren.

Der zaubervolle Plan wurde ausgeführt, und Armgart betete zur heiligen Jungfrau, den frommen Ritter in der Probe standhaft zu erhalten.

An einem schönen Sommerabende, da der Kaplan, Ritter Ludwig und die beiden Mädchen zusammen in einer Laube des Gartens saßen, Armgart die Laute schlug und Gertrud dazu sang, Ludwig dann Liebesgeschichten und der Pater Wundergeschichten erzählte, fiel das Gespräch, wie es schien, ganz natürlich auf das Grabmahl von Armgarts Aeltermutter.

Der Kaplan erzählte so viel schauerliches von ihrem Tode, von ihrem Grabmahle, von den Wundern, welche bei diesem Grabmahle vor gegangen waren, daß Ludwig mit ofnen starren Augen da saß und horchte, und die beiden Mädchen vor Angst kaum zu athmen wagten.

Ich bin zuweilen da gewesen, sprach der Pater mit einem Schauer, und immer habe ich Gestalten um das Grabmahl schweben sehen. Acht Tage vor dem Tode deiner Mutter, Armgart, war ich im Gewölbe. — — Er fuhr fort zu erzählen, wie er Gestalten

gesehen, Stimmen gehört, die ihm deutlich den Tod von Armgarts Mutter verkündigt hätten. Er setzte noch hinzu, daß immer von dem Tode eines aus der Familie, sich diese Stimmen hörten und diese Gestalten sehen ließen, und seine Erzählung davon war so schauerlich feierlich, daß sie die Neugierde des Ritter Ludwigs gränzenlos erwekten.

Ludwig erbat sich den Schlüssel zum Gewölbe, und da er hörte, daß ihn Armgarts Vater habe, so beschloß er ihn darum zu bitten. Armgart bat ihn: O Ritter Ludwig, geht nicht hinein! Mir zur Liebe geht nicht hinein. Er versprach, aber schon entschlossen, es nicht zu halten.

Man gieng, die Mädchen dicht an die Männer geschmiegt, in die Burg zurück, und Armgart zeigte noch furchtsam auf den Flügel der Burg, glaubte im Rittersaale noch Licht zu bemerken.

Der Vater beschrieb noch den Eingang ins Gewölbe und die Schönheit des Monuments. Das Licht im Rittersaale ward heller. Der Vater kreuzte sich. Armgart und Gertrud drängten sich an Ludwig, den doch ein kleiner Schauer überlief, da er wußte, daß dieser Flügel der Burg unbewohnt war.

Man kam in der Burg, die drei Verschwornen, fröhlich, die Neugierde des Ritters gereizt zu haben, der Ritter bestimmt das Grabmahl zu sehen. Man wünschte sich gute Nacht und schlief gut und übel.

Der Ritter ließ sich am andern Tage vom Vater  
Gewalt der Liebe I. Th. D

hinein, und hinter ihm sein Knappe, beide Erwartung und Furcht auf den Gesichtern.

Ein enger Gang nahm sie auf und führte sie vor eine Thüre, die mit vielen großen Schlössern verwahrt war. Ludwig öfnete die Thüre, und vor ihnen lag eine Treppe, die tief hinab führte. Sie giengen sich schüttelnd die hohen Stufen hinab, die unten in einem hohen Portale endigten, aus dem drei gewölbte steinerne Gänge führten. Die Stille war fürchterlich, die kalte Luft, die aus den engen Gängen ihnen entgegenströmte, schien ihnen Geister mit sich zu führen. Ludwig kreuzte sich und empfahl sich dem heiligen Georg und der Knapp betete.

Sie giengen den mittlern Gang beide so leise und schleichend als möglich. Sie hatten den Gang noch nicht halb vollendet, so hörten sie beide neben sich leise aber deutlich rufen: Ludwig! Ritter Ludwig!

Beide standen, sahen sich erblaffend an und schwiegen, beide glaubten sich zu irren. Ludwig hob schon den Fuß auf weiter zu gehen, als es noch einmal: Ritter Ludwig, deutlich neben ihm flüsterte.

Hörst du etwas? fragte Ludwig den Knappen und ergrif ihn bei der Hand.

Mir war es, als ob man euren Namen leise flüsterte.

So war mir's auch. Sie leuchteten umher; allein es war keine Defnung, keine Spalte in der Mauer, wodurch eine Stimme schallen konnte.

Noch einmal rief's leise: Ritter Ludwig! Ritter

Ludwig! Ritter Ludwig! und ein tiefer und klagen-  
 der Seufzer tönte jetzt so laut, daß sie beide schnell von  
 der Seite der Mauer absprangen wo sie den Seufzer  
 hörten. Sie sahen nichts, und der Knappe zog den  
 Ritter rückwärts und bat ihn mit Zeichen, umzukehren.  
 Ritter Ludwig! seufzte es noch einmal, dein Schik-  
 sal führt dich hieher! Folge dem Gange! dein Knapp-  
 pe folge dir bis ans Ende des Gewölbes.

Sie horchten noch lange, aber es schwieg jetzt,  
 und die Stille war ihnen nun so fürchterlich, als die  
 Stimme vorher ihnen gewesen war.

Wir müssen gehen, flüsterte endlich Ludwig: Ihr  
 müßt! antwortete die Stimme nach einer kurzen Pau-  
 se sehr deutlich aber immer leise und seufzend.

Sie giengen zitternd vorwärts, nach und nach  
 erhellte sich der Gang, wie von einer Feuerbrunst, und  
 am Ausgange traf ihr Auge ein Anblick, der alles was  
 fürchterlich und schrecklich ist, in sich vereinigte.

Dieser Gang führte auf einen sechseckigten Platz  
 von beträchtlicher Größe und Höhe gewölbt. In je-  
 der von den sechs Seiten war ein Eingang zu eben  
 einem solchen Gange durch den die beiden Helden ge-  
 kommen waren. Dieses ganze Portal war von weißem  
 hellpolirten Marmor, und tausend angezündete  
 Fackeln, deren Licht von dem polirten Marmor auf  
 tausendfache Art gebrochen wurde, brachten hier eine  
 so blendende Helle hervor, daß unsere beiden Ritter  
 beinahe niedersanken.

Sie sahen sich einander an, ohne ein Wort zu



sagen, sie fielen sich versthlen um den Hals, als ob sie Zeugen fürchteten. Indes war es, als ob diese Helle nach und nach ihnen einen neuen Muth mittheilte; ja ihre Phantasie wurde dadurch so exaltirt, daß eine Fieberrothe sich auf ihre Wangen goß, und daß Ludwig mit einer leisen aber doch festen Stimme sprach: Hier bleibst du! und ich gehe. Die Worte waren noch nicht geendigt, so erscholl eine sanfte Trauermusik, aus dem hellsten Gange hervor, ein Duft von den schönsten Gerüchen verbreitete sich in diesem Augenblick um Beide, und Ludwig gieng schon beherzter, quer über das Sechseck in den Gang, woher die Musik erscholl.

Die Musik schwieg pausenweise, und in den Pausen hörte er eben die erste Stimme flüstern: Fürchte nichts, Ritter! und geh, und sieh und höre.

Er gieng dreuster vorwärts, in dem Gange, der durch ganze Massen Feuer, die an der Wand schwebten, er mußte nicht wie, erhellt war. Nach und nach ward der Gang dunkeler, doch nie ganz dunkel bis er sich dem Ausgange näherte. Auf einem runden Platze von schwarzem Marmor, und gewölbt, von drei Reihen schwarzer Säulen rings umgeben stand mitten das Grabmahl der Aeltermutter Armgarts. Eine schwache Dämmerung machte die Gegenstände sichtbar und schauerlicher.

Des Ritters Auge flog sogleich, wie er aus dem Gange hervortrat auf das Grabmahl, auf welchem die Aeltermutter Armgarts aus Stein gehauen in Lebensgröße stand. Es war eine Todtenstille, kein Laut,

kein Athem wehte. Eben wollte Ludwig links in die Kolonade beugen, da erblickte er eine weibliche Gestalt am Fuße des Grabmahls, ohne Bewegung zwar, wie aus Stein gehauen, aber doch so natürlich, daß ihm ein kalter Frost durch alle Adern lief; allein wie ward ihm, da diese Gestalt sich erhob, und er Armgart's Aeltermutter, wie sie auf dem Grabmahle stand, in eben der Kleidung, mit eben dem bleichen Gesichte erblickte, und sie langsam einen Schritt näher schweben sahe.

Seine Kniee schwankten, sein Haar stieg empor, sein Athem stakte, er sank auf eine Marmorbank.

Die Gestalt winkte ihm, er schwankte nach einem minutenlangen Schweigen empor und folgte der Gestalt, bis aus der Kolonade heraus. Mit einem Seufzer, der ihn erstarrte, zeigte die schwebende Gestalt, und mit einer aufgehobenen Hand auf einen Sarg, der an der Kolonade stand.

An dem Sarge stand mit großen brennenden Buchstaben:

Armgart!

Und wie entsetzte er sich, da er in dem Sarge Armgart, seine geliebte Armgart erblickte, bleich wie eine Lilie, ohne Bewegung, ohne Leben, und doch ihr so sprechend ähnlich.

O barmherziger Gott! rief der Ritter, Armgart? meine Armgart?

Ladle die Schifungen des Ewigen nicht, hauchte ihm die Gestalt entgegen, mit einer Stim-

me, die dem Lispeln des Windes in den Grasspi-  
zen glich.

O du Allbarmherziger! rief er noch einmal,  
meine Armgart?

Die Gestalt legte den Finger auf den Mund und  
winkte ihm bedeutend zu schweigen. Er schwieg be-  
täubt.

Armgart wird sterben ehe drei Tage um sind!  
der Sonntag ist ihr Sterbetag! seufzte die Gestalt.

Gnade! Gnade! Mutter Gottes, Gnade! Er  
sank auf die Kniee nieder. Triff mich, Gott! verschone  
meine Armgart!

Du kannst sie retten, Ritter Ludwig, sagte die  
Gestalt: Betrachte den Becher. In diesem Becher ist  
Armgarts oder dein Tod. Wenn du ihn leerst, so  
wird sie am Leben bleiben, und leerst du ihn nicht, so  
stirbt sie. Dein ist die Wahl!

Gieb!

Du wirst ihn sehen in Armgarts Kloset betrachte  
ihn! Sie reichte ihm den Becher, ein erquickender  
Wohlgeruch duftete ihm aus demselben entgegen.  
Rettung! stand groß eingegraben auf dem Rande.

Er betrachtete ihn. Der Becher sank aus seiner  
Hand.

Ein Blitz, ein Donner! Der Platz war finster,  
die Gestalt verschwunden.

Ludwig eilte durch den Gang zurück, traf den  
Knappen auf dem Sechseck. O laß uns eilen. Ich  
habe entsetzliche Dinge gesehen. Ich will sie retten!

Sie eilten den Gang zurück. Denke an Armgart! kispelte im zweiten Gange noch einmal die Stimme. Sie flogen, lange mußten sie an der verborgenen Thüre verweilen, ehe sie aufgieng. Nun eilten sie über den Rittersaal, durch die Zimmer auf den Hof. Hier athmete der Knappe laut auf, und rief: Gottlob! Ludwig seufzte und sank zitternd dem Knappen in die Arme. Der Knappe legte ihn einen Augenblick auf den Rasen nieder, bis er sich erholt hatte, und dann eilten sie fliegend zur Burg zurück.

Eben als sie die Treppe hinauf zur Burg stiegen, rasselte ein Wagen über die Burgbrücke. Und Gertrud und Armgart sprangen heraus lachend und schäkernd, hielten den Ritter an, und erzählten ihm vom benachbarten Rittersitze, wo sie gewesen waren. Ludwig betrachtete Armgart mit einem stillen erbarmenden Blicke. Er führte sie bebend die Treppe hinauf, und schlich nach seinem Zimmer.

Ein paar Worte zur Erklärung der Zauberei. In den frühern Ritterzeiten waren die Souterrains von der Herdeburg angelegt; die gewölbten Gänge waren so künstlich gebauet, daß man an einem Ende des Ganges das hören konnte, was am andern Ende desselben auch nur leise geflüstert wurde. Drei Tage waren hinreichend gewesen die Fackeln in das Gewölbe zu bringen, Phosphorus hatte das übrige gethan. Gertrud machte Armgarts Aeltermutter, und Armgart sich selbst. Den Eingang von hinten, den Ludwig nicht kannte, hatte Armgart und ihre Gesellschaft ge-

wählt. Einige Mädchen der Armgart machten die Musik und den Blitz, und der junge Pater den Donner im hintern Gange mit einer schweren steinernen Kugel auf hohlen Brettern.

Wie Ludwig zurück gieng, so flog Gertrud und Armgart aus dem hintern Eingange, warfen sich in den Wagen und kamen zugleich mit Ludwig auf der Burg an.

Schwerer aber läßt sich der Gemüthszustand der Armgart und des Ritters beschreiben.

Die Worte: tödte mich, Gott, und verschone Armgart! hatten Armgart unaussprechlich gerührt. Es fehlte nicht viel, so hätte sie sich aus dem Sarge in Ludwigs Arme gestürzt; nur die Hoffnung eines vollständigen Triumphs hatte sie zurückgehalten. Sie war den Abend unaussprechlich heiter, und hätte sie diesen Abend noch den Ritter gesprochen, sicher hätte sie ihm die ganze Komödie entdeckt; denn nichts war ihr gewisser, als daß er den Becher leeren würde.

Ludwig hingegen warf sich in einer pressenden Seelenangst auf sein Lager. Sein Zustand war die Nacht fürchterlich. Wenn du ihn leerst so bleibt sie am Leben, wo nicht, so stirbt sie! Diese Worte standen in feurigen Buchstaben überall, wo er die Augen hinschlug; dachte er an Armgarts Tod, so schwor er mit ringenden Händen, den Becher zu leeren, und die Minute darauf war ihm das Leben so süß, so theuer als es ihm nie gewesen war. Er fühlte alle Schrecken des Todes, und die Liebe zum Leben betäubte jede andre

Stimme in seiner Seele. Gegen Morgen versank er in einen unruhigen Schlummer, der ihn nicht erquickte, der seiner Phantasie einen hohen Grad von Wildheit gab.

Am Morgen war sein erster Gang in Armgarts Kloset. Der entscheidende fürchterliche Becher mit einem ihm unbekanntem Weinähnlichen Getränk stand auf dem Altare vor einem Todtenkopfe. Er schauderte zusammen, da er den Becher erblickte. Er setzte ihn an die Lippen, und Armgarts Brust schlug hoch empor vor dem wohlüstigen aller Gefühle, da sie seine Stellung durch eine Gardine sah, hinter der sie ihn beschaute. Zitternd setzte er den Becher wieder hin und verließ mit wilder Hitze das Kloset.

Arme Armgart! deine Arme, die sich schon ausbreiteten, den liebenden großmüthigen Jüngling an deine stolze Brust zu drücken, sanken kraftlos nieder, da er das Zimmer verließ. Tausend Gedanken jagten sich in ihrem Kopfe, Hofnung und Furcht wechselten beide so schnell, daß die Hofnung wie die Furcht, und die Furcht wie die Hofnung wirkte. Sie verwünschte ihren Einfall, ihre Neugierde, sie hatte Kopfsweh, sie klagte über Uebelkeit, sie wollte sich niederlegen. Eben trat Ludwig herein; todtenbleich ward er, da er ihre Klage hörte. Der Vater scherzte mit Armgart über ihr Kopfsweh. Sie ist krank, sehr krank! rief Ludwig mit wilder Hitze: ach! und nicht zu retten! setzte er halb laut hinzu, und eilte, die Hände ringend, davon.

Nicht zu retten? seufzte Armgart bitter, und

sie befand sich in dem Augenblicke wirklich so krank, daß sie gehen mußte. Sie legte sich nieder. Eine wilde unstätte verzweiflungsvolle Unruhe geißelte den armen Ludwig von einem Orte zum andern. Jetzt flog er in den Garten, halb war er den ersten Gang hinauf, so kehrte er schneller zurück als er hinein gegangen war. Er eilte in sein Zimmer, warf sich von einem Stuhl auf den andern, bis er ins Besuchzimmer stürmte. Er redete einen an, brach ab, ohne zu vollenden, starrte einem andern ins Gesicht, oder legte den Kopf mit einem: o Gott, Erbarmen! auf die Schulter des, mit dem er redete, und war er im Kloset, und erblickte den Becher, so hing sein Auge starr auf ihn. Er rang die Hände. Er streckte die Hand nach ihm aus und ließ sie auf dem halben Wege schon sinken.

So trieb er sich zwei Tage mit der Empfindung eines Vaternörders umher. Mit jeder Stunde wuchs seine Unruhe und seine Wildheit. Einen jeden fragte er nach Armgarts Krankheit, und wandte sich mit einem ängstlichen Blicke von ihm, wenn man es für eine Kleinigkeit hielt.

Der fürchterliche Sonntag erschien. Er eilte hinab und wagte es nicht in Armgarts Zimmer zu gehen, sondern gieng auf dem Gange auf und nieder, und horchte nur von Zeit zu Zeit. Die Thüre gieng auf, Gertrud trat heraus.

O beste Gertrud, lebt sie noch? so fragte er hastig und glühend.

Zum Sterben ist es wohl nicht, antwortete

Gertrud ruhig; doch heute Nacht hat sie sich ein wenig verschlimmert.

Verschlimmert? o Gott! dann eilte er ins Kloset. Der furchtbare Becher! Er betrachtete ihn mit einem Unmuth, der bis zur Verzweiflung gieng. O Gott! rief er, und schlug sich vor die Stirn, daß es tönte, eilte wüthend hinaus, traf Gertrud und rief ihr fürchterlich entgegen: sie muß sterben! sie muß! und ich bin ihr Mörder!

So sprang er hinab, warf sich aufs Pferd und jagte vom Hofe, daß die Leute erschrafen, die ihn erblickten.

Langsam und zögernd kam er am Abend zurück. Ist Armgart todt? fragte er den ersten, den er sah, und ärgerte sich über die Gelassenheit, mit der dieser seine Frage mit einer neuen, ist Armgart krank? bezahlte.

Er eilte in das Haus, und fand Armgart auf und gesund, ein wenig blaß und verdrießlich, aber im Kloset den fürchterlichen Becher nicht mehr. Unter abwechselnder Angst und Hofnung blieb er den Abend bei Armgart bis zwölf in der Nacht, und da die Glocke zwölf geschlagen hatte, so ward seine Freude so tobend, und so geräuschvoll als vorher seine Unruhe wild und stürmend gewesen war. Selbst die auffallende Kälte und die spize Höflichkeit, mit der Armgart ihn behandelte, blieb ihm allein nur unbemerkt, so hatte ihn die Freude betäubt.

Er gieng zu Bett, und ein süßer Schlaf mit schd-



nen Träumen erquikte seinen Körper und beruhigte seinen Geist.

Nur von Armgarts schönen Augen war der Schlaf geflohen. Sie brachte eine Nacht zu, in der Verdruß, gekränkter Stolz, getäuschte Hoffnung, Liebe und Haß, Betrübniß und Wuth, das bitterste was sie haben, wechselsweise in ihre Brust gossen, und wahrhaftig, am andern Morgen hätte man bald Lust gehabt, der Prophezeihung des Ritter Ludwigs zu glauben, so bleich, entstellt und verweint sah sie aus.

Ludwig flog mit dem ganzen triumphirenden Entzücken der belohnten Liebe auf sie zu, und jetzt erst bemerkte er die kalte gehässige Bitterkeit, mit der sie ihm begegnete.

Ludwig beklagte sich, flehete, ward böse, tobte, umschwebte sie wie ihr Schatten, um ihre verlorne Gunst wieder zu erhalten, und alles vergebens. Zwar gab es Stunden, wo sie gerührt, wo sie mit mehr Freundlichkeit ihn zu behandeln schien; allein er durfte nur das Wort Liebe einmal nennen, so verdunkelte sich zusehend das Auge der Göttin, Wolken zogen sich auf ihrer Stirn zusammen, und Ludwig sann vergebens viele Tage um die Ursach ihrer feindseligen Gesinnungen.

In dieser Zeit erschien der Ritter George von Wallsdorf in dieser Gegend. Der Ritter zog die Augen aller Fräulein auf sich; das kaiserliche Hoflager, wo er lange gelebt hatte, hatte ihm eine Bildung gegeben, die ihn merklich hervorhob. Er sah die reizende

Armgarth, und Ritter George vermehrte die Anzahl ihrer Anbeter, allein er konnte eben so wenig als die andern die Kälte aufthauen, die seit der letzten Unpäßlichkeit sich so bestimmt als ein Hauptzug in Armgarth's Charakter zeigte.

Indeß mußte das arme Mädchen diese angenommene Kälte und den eiteln Wunsch, sich über alles geliebt zu sehen, theuer genug bezahlen. Ihr Herz schlug nach Liebe, und die Neigung zu Ludwig, die sich geheim und unbemerkt in den Haß des Mädchens mischte, und die sie unterdrücken wollte und nicht konnte, bestrafte sie für die Leiden des armen Ritters sehr bitter. Ihr Kiofet sah Thränen fließen, die selten ein Mädchenauge weint. Sie hielt wahre Liebe für einen Traum, der allein in ihrem Herzen, um es zu martern, zur Wirklichkeit geworden wäre. Sie stieß den holden Wahn, mit dem die Liebe des Menschen Leben erquikt, von sich, um einem andern Raum zu geben, der sie marterte. Sie forderte die Liebe vor den Richterstuhl ihrer Vernunft und war unglücklich, durch das Urtheil, das diese fällte; und verweigerte dem Herzen den Urtheilsspruch über die Liebe, dem er zum Glücke unsers Lebens allein gehört.

Sie ward mit jedem Tage verschlossener und in sich gefehrter, sie suchte die wildesten Gegenden auf, um sich jedem Auge zu entziehen, nur Ludwigs Bild verfolgte sie auch dahin, und warf ihr die Kälte vor, die sie haßte, von der sie elend gemacht wurde, und die sie dennoch bewahrte.

George von Wallsdorf schlich ihr bei ihren geheimen Spaziergängen oft nach, um endlich den glücklichen Augenblick zu finden, sie zu rühren; allein vergebens. Sie verbot ihm nicht, sie zu lieben; allein sie verbot ihm ihr zu folgen und ihr von Liebe zu reden.

An einem solchen Tage gieng sie zwischen den Felsen am Rhein hinunter; die wilde Gegend, das tobende Rauschen des Stroms zwischen den Felsen war ihr Lieb. Sie setzte sich auf eine Klippe, um ihr Auge an dem Schusse des Wassers zu weiden, mit dem der Rhein durch die Steine brach. Sie gieng näher, trat nah am Ufer auf einen Stein, der nicht fest war, umschlug und selne schöne Last in die Wellen stürzte.

Einen lauten Schrei that Armgart und der Strom riß sie mit sich fort. Nach einigen Sekunden fühlte sie sich ergriffen und gehalten. Sie kam über das Wasser in die Höhe, und nach einigen Minuten, in denen der Tod ihr und ihrem Retter fürchterlich nahe war, hatte das Geschrei des Mannes Leute herbeigezogen, und sie wurden gerettet.

Gott sei Dank! rief ihr Retter, indem er sie noch immer fest in seinen Armen hielt. Gott sei Dank! und sie erkannte George von Wallsdorf.

Er führte sie nach Hause. Ihr Auge hieng von Zeit zu Zeit fest auf ihrem Befreier. Ihr dankbares Herz betrog sie, sie glaubte auf einmal ihn zu lieben, und noch mehr, sie glaubte in ihm den Mann gefunden zu haben, der sie mehr liebte als sein Leben.

Ihr ganzes Gespräch wandte sich unterwegs um

diesen Punkt. Wie konntet ihr es wagen, euch mir nachzustürzen, Ritter Georg? wie konntet ihr euer Leben so rasch wagen?

Und wie hätte ich leben können, Fräulein, ohne euch? antwortete der Ritter, und drückte ihre Hand an sein Herz.

Sie drückte seine Hand sanft in die ihrige, um sich es selbst zu beweisen, daß sie ihn liebte, und in dem Augenblicke entstand der wünschende Gedanke in ihrer Seele: daß es Ludwig gewesen sein möchte, der sie gerettet hätte!

Man kam heim, und ein kleines Fieber fesselte Armgart einige Tage ans Bett. Sie fand bald, daß sie den Ritter Georg eigentlich nicht liebe, daß Ludwig — sie dachte den Gedanken nie aus. Aber, sagte sie zu Gertrud, und pflückte an der Dese, und schlug die Augen nieder: ich will doch lieber einen Mann, von dem ich weiß, daß er mich wirklich liebt als — sie endigte mit einem Seufzer, — und Dankbarkeit muß Liebe werden! setzte sie hinzu und drückte dabei die Faust auf ihr Herz, als ob sie das trozende Herz zum Schweigen bringen wollte.

Armgart war nicht das Mädchen, das mit sich selbst scherzte: Ludwig bekam in der Form seinen Abschied, und Georg war nun der Gegenstand ihres holdsten Lächelns, ihrer freundlichsten Blicke, ja sogar auch zuweilen ihrer Träumereien, in denen Ludwig doch noch immer eine sehr glänzende Rolle spielte.

Da nun Ludwig Gedanken nicht errathen konnte, Blicke aber und Lächeln sehr deutlich sah, so hielt er sich für völlig gestürzt, und da er einmal Armgart an der Seite Georgs sitzen und ihm zulächeln sah, so näherte er sich mit Hefigkeit und einem Auge voll Thränen; leb wohl Armgart! rief er, sah auf den Boden und reichte ihr die Hand hin, die sie ihm ein wenig, — der Himmel weiß wie es zugieng? sie wollte es nicht — drückte, und er verschwand.

Armgart wollte fröhlich sein, und es wollte auf keine Weise gelingen. Ritter Georg schäkerte, Armgart lächelte und hatte Langeweile. Man lief im Garten umher, man spielte, man scherzte, man sprach von Glückseligkeit, und Armgart versicherte oft Gertruden mit einem kummervollen Blicke, daß sie glücklich sei und daß sie, sobald ihr Vater zurück wäre, dem Ritter Georg das Geständniß ihrer Liebe und ihre Hand geben wolle; denn er, er liebt mich mehr wie sein Leben! setzte sie allemal hinzu.

Wenige Tage nach diesem Geständnisse kam Armgarts Vater auf den Hof gesprengt und trat mit einem verstörten Gesicht in das Zimmer. Was ist, mein Vater? rief ihm Armgart entgegen.

In die Acht erkläret von Kaiser und Reich! rief der stolze Freiherr von Herdeburg.

Er war mit Theilhaber an einer Verschwörung gegen des Kaisers Macht gewesen. Zu früh war diese Unternehmung entdeckt. Die Häupter des Bundes, einige große Fürsten, zogen sich sicher aus dem Spiele,

und des Kaisers ganzer fürchterlicher Zorn fiel auf die kleinen Edlen, die Theil daran gehabt hatten.

Ritter Georg! rief Herdeburg! die Exekutionstruppen rücken heran. Ich werde meine Vasallen aufsitzen lassen; Rothenberg wird mir Hülfe senden. Ihr habt mein Kind geliebt. Nehmt ihre Hand — Armgart ward bleich wie Kalch, — und leiht mir euren und eurer Vasallen Arm.

Ritter Georg stammelte etwas her, von seinen Freunden, die er am kaiserlichen Hofe habe, welche die Sachen leicht vermitteln würden.

Herdeburg meinte, das wäre nicht übel, und er würde ihre Vermittelungen gern sehen. Indes, sprach er: die Reichsfahnen rücken heran, wir wollen sie zurückschlagen, indes mögen eure Freunde vermitteln. leiht mir euren Arm!

Georg meinte, daß seine Theilnahme an dieser Fehde leicht die Hülfe vereiteln könnte, die er von seinen Freunden erwartete.

Auch das, rief Herdeburg: und es mag so leicht besser sein! So geht ihr denn auf eure Güter! ich will mich hier schon halten. Indes, meine Burg ist bald kein Aufenthalt für Weiber mehr. Ihr liebt meine Armgart, da nehmt sie! der Vater mag euch heute zusammengeben, und morgen führt sie als eure Dame auf eure Schlösser. Die Verbindung, stammelte Georg, mit der Tochter eines Geächteten würde ihm den Zorn des Kaisers zuziehen. So groß das Glück auch

wäre, daß ihm der Freiherr anböte, so würde es doch für jetzt unrathsam sein, sich durch die beschleunigte Verbindung mit Armgart, alle Hofnung, in der Gnade des Kaisers zu steigen, ja selbst die Hofnung den Freiherrn mit dem Kaiser wieder auszuföhnen, zu rauben.

Hof! und Hoflager! Hofgnade und Hofhund! rief Herdeberg zornig. Sattelt dem Ritter Georg die Pferde! Lebt wohl, Ritter Hofluft, grüßt mir eure Freunde im kaiserlichen Hoflager, und habt die Gnade und bleibt von meinem Hofe so ziemlich eine Meile entfernt, wenn ihr nicht wollt, daß euch der Arm des Geächteten ins Grab schiken soll!

Ritter Georg sagte mit einem kalten spottenden Tone: der Kaiser wird eure Undankbarkeit an mir rächen. Ich habe eurer Armgart Leben gerettet, und ihr heißt mich gehen. Euer Drohen verachte ich, Herdeburg. Lebt wohl! und so gieng er stolz zur Thüre hinaus, saß auf und verschwand.

Was heißt das? rief Armgart mit Erstaunen, da sie allein war. Dieser Mann opfert sein Leben meines zu retten, und die Gnade eines Mannes, die er entbehren kann, ist ihm mehr als mein Besiz? Was ist das? Hat mich Georg nicht geliebt? oder hat Ludwig — sie versank in tiefe Träumereien, woraus sie kaum das Geräusch der Waffen und der Kriegsanstalten weken konnten.

Die Vasallen Herdeburgs rükten zusammen, man häufte Lebensmittel auf, die Säle waren voll

von Gewapneten, die Burg wurde befestigt. Täglich ward es lebhafter und zahlreicher auf und um Herdeburg.

Einen Morgen rückte ein Fähnlein von fünfzig Reifigen die Anhöhe vor der Burg herauf. Ein Trompeter näherte sich der Burgbrücke und verlangte den Freiherrn zu sprechen. Man führte ihn herauf. Armgart war gegenwärtig.

Ritter Ludwig von Eichenloh, hob der Trompeter an, habe vernommen, daß die Herdeburg in Gefahr sei. Er sende dem Freiherrn fünfzig Reutersknechte zu Hülfe und er werde bald selbst mit seinen Vasallen da sein, wenn seine Gegenwart dem Fräulein von Herdeburg nicht zuwider sei.

Zuwider? rief Armgart lebhaft und drehete sich ab und schwieg, glühend wie eine Rose. Wir erwarten ihn mit Vergnügen! sagte der Freiherr, und euer Trupp mag herein kommen. Die Zugbrücke wurde niedergelassen, die Reifigen zogen ein, und schienen sich nun so stark, die Reichsexekution im freien Felde erwarten zu können.

Nach dreien Tagen kam Ludwig selbst an der Spitze von fünfzig Reifigen der Herdeburg zu Hülfe. Armgart war wenig sichtbar und sehr unruhig. Allgemach näherte sich auch das Reichsfähnlein. Die Ritter zogen ihnen entgegen. Hätten sie sich alle gehalten wie Ludwig und Herdeburg, es wäre kein Mann von den Reichstruppen übrig geblieben. Sie waren zerstreut; allein sie zogen sich wieder zusam-



men, und noch mehrere Truppen aus den benachbarten Reichsstädten stießen mit ihnen zusammen. Zugleich erschien kaiserlicher Majestät gnädigstes Mandat, daß alle Ritter, die mit dem Geächteten von Herdeburg sich dem Willen des Kaisers widersetzen, und nicht sogleich Herdeburg verließen und ihre Knechte zurückzogen, in die Oberacht erklärte.

Dieser Schlag that seine Wirkung. Sogar der Busenfreund Herdeburgs, Rothenberg, verließ mit seinen Reifigen seinen Freund. Ludwig war der einzige, der auf der Herdeburg blieb, und sich der Gefahr aussetzte, seine Güter zerstört und sich geächtet zu sehen.

Herdeburg lag krank an einer empfangenen Wunde, Ludwig allein belebte die Geschäfte, deren nicht wenig waren. Ein Bote erschien, und forderte Ludwig auf, die Herdeburg zu verlassen, oder die Zerstörung seines Schlosses zu gewärtigen. Sie mögen brennen! rief er: ich kann nicht fort!

Gegen Abend schlug die Flamme hoch am Himmel auf. Eichenloh brannte. Ludwig stand am Fenster, sah sein Schloß und seine Dörfer brennen, und schwieg, eine Thräne floss die Wange herab.

Nimm hundert Reuter, rief Herdeburg, und haue die Nordbrenner zusammen! Ludwig wollte fort, sein Blick fiel auf Armgart, die kummervoll da saß. Laß sie brennen, rief er: ich kann nicht fort.

Mächtige Feinde, die Herdeburg am kaiserlichen Hofe hatte, wollten seinen vollen Untergang.

Neue Truppen rückten an, die Herdeburgs Todesurtheil, unterschrieben vom Kaiser, bei sich führten. Die Burg wurde umzingelt. Ludwig that Wunder der Tapferkeit.

Noch einmal bot Ludwigen der Exekutor kaiserliche Gnade, Aufhebung der Acht und Restitution seiner Güter an, wenn er Herdeburg verlasse. Der alte Herdeburg redete ihm zu. Nimm die Gnade an, Ludwig; du vermagst mir doch jetzt nicht zu helfen. Du siehst, man will meinen Kopf. Du kannst mir vielleicht nachher mehr helfen als jetzt. Geh zu ihnen hinaus, goldner Junge!

Ludwig blickte auf Urmgart, die zu ihres Vaters Füßen lag. Ich kann nicht, rief er: bei der Königin des Himmels! Ich kann nicht. Ich lebe und sterbe mit euch.

In Urmgarts Busen erhob sich ein hohes Entzücken durch den Schmerz. Ihr Auge fiel mit alle dem unbeschreiblich belohnenden Lächeln der Liebe auf Ludwig.

Was ist das, dachte sie, da sie allein war. George opferte mir sein Leben und verläßt mich, da ihm meine Hand gewiß ist? Und Ludwig läßt mich sterben und liebt mich dennoch! Was soll ich glauben?

Die Gefahr der Eroberung der Burg ward mit jedem Tage dringender. Die Belagerten wurden schwürig, die Lebensmittel wurden kleiner, Kriegsbedürfnisse fehlten.

Wir können uns nicht mehr halten! erklärte

endlich Ludwig. Herdeburg machte Anstalt durch die Souterrains zu fliehen. Ludwig sollte die Burg übergeben und die noch einmal angebotene Gnade annehmen.

Ich fliehe mit euch! sprach er langsam und fest: Ich fliehe mit euch. Sie giengen mit Fackeln versehen in die Souterrains hinein; am Grabmahle der Aeltermutter der Herdeburgs sank Armgart voll Schmerz nieder und weinte dem Andenken der Zauberbegebenheit eine bereuende Thräne. Ludwig stand tieffinnig am Grabmahle und betrachtete Armgart.

O Ludwig, rief sie, deine Treue gegen uns hat — alles wieder gut gemacht! wollte sie sagen und schwieg.

Was ich jezt thue, sagte Ludwig, und sank zu ihren Füßen, ist noch wenig gegen drei Tage voll unnennbarer Leiden, die ich für dich getragen habe, und woran mich dieser Ort erinnert. Bist du mir Dank schuldig, Armgart, so bist du es mir für jene drei Tage.

Es war dem Mädchen ein Räthsel.

Sie giengen weiter, und Ludwig führte bald den Alten, bald das Mädchen, und heiterte ihren Trübsinn mit Erzählungen, mit neuen Hofnungen auf. Wie sie am Ausgange der Souterrains waren, die sich in wilden, dem Anschein nach unzugänglichen Ruinen endigten, so trafen sie hinter den Felsen Bewafnete an, die sogleich über sie herstürzten.

Ludwig zog sein Schwert.

Mit dir nichts, Ritter Ludwig! rief der Anführer. Hier ist deine Begnadigung vom Kaiser. Herdeburg und seine Tochter sind unsre Gefangene.

Ich will nicht begnadigt sein, wenn es nicht diese sind! rief Ludwig wüthend, und schleuderte das Pergament zwischen die Ruinen. Armgart sank zwischen die Steine vor Angst.

Wenn du keine Gnade willst, so leide denn den Tod, Majestätsbeleidiger! schrie der Anführer, und drang auf ihn ein. Ludwig rannte ihm sein Schwert in die Brust, und wie ein ergrimmtter Löwe stürzte er auf die andern, und jagte sie nach einem langen Gefecht in die Flucht.

Jetzt eilt, rief er den beiden zu, ehe mehrere kommen. Sie eilten an den Rhein, der hinter den Felsen floß. Sie trafen den Kahn, den sie bestellt hatten, stiegen ein, und waren in Sicherheit.

Nach einigen Tagen Ruhe, wandte sich Ludwig schnell an Armgart, die am Fenster stand und mit nasen Augen in die verlassne Gegend blickte. Um wem weint dein Auge, Armgart? — Armgart antwortete nicht, und reichte ihm die Hand.

Um Ritter Georg, der dich verließ?

Nein, Ludwig, sprach Armgart, und sank in seine Arme; nein Ludwig, ich liebe dich mit meiner ganzen Seele.

Mich? Armgart, mich?

Und habe dich immer geliebt! Ihr Mund lag auf seinem. Herdeburg segnete den Bund.

Und du liebst mich? fragte die entzückte Armgart den geliebten Ritter?

Mehr wie mein Leben! antwortete Ludwig.

Mehr wie dein Leben? — Ludwig! antwortete Armgart lächelnd, und drohete mit einem aufgehobenen Finger.

Mehr wie mein Leben. Ich habe es im letzten Gefechte bewiesen.

Und warum trankest du den Becher nicht?

Wie, Armgart? — Wie? du weißt? —

Armgart erzählte ihm die Geschichte des Zauberabends.

Ludwig wußte das Räthsel nicht zu lösen.

Wie nun nach zwanzig Jahren der glücklichsten Ehe Armgart ihrer und Ludwigs Tochter den Brautfranz flocht, und die schöne Ildegard ihrer Mutter versicherte, ihr Geliebter liebe sie mehr als sein Leben; so lächelte Armgart und erzählte ihr ihre Geschichte mit Ludwig. Dann fragte sie ihre Tochter: was meinst du, Ildegard, liebte mich dein Vater mehr als sein Leben?

Ich glaube, liebe Mutter —

Und warum leerte er den Becher nicht, liebes Kind?

Weil — weil — ich fühle es wohl, nur kann ich's nicht sagen. Weil —

Weil das Herz in der Leidenschaft mehr verspricht, als es bei Ueberlegung halten kann. Georg liebte mich nicht und stürzte sich mir nach in die Fluthen. Leidenschaft, Eitelkeit oder Mitleiden that es. Mein Ludwig

liebte mich und leerte den Becher nicht, der mich retten sollte. Er hätte ihn bis auf den letzten Tropfen geleert, hätte er ihn sogleich im Gewölbe erhalten. Er hatte drei Tage Zeit zum überlegen, und er fand, daß das Leben das erste der Güter ist, dem nichts gleicht.

Also liebt mich Rodegar nicht wie sein Leben?

Gott gebe, daß sein Herz es wahr fühlte, wie er es dir sagte! Liebe Hildegard, die Vernunft beleuchtet nach und nach jedes Theilchen, woraus die Liebe besteht, und schade, daß das meiste, was das Herz für wirklich hielt, bei dem Lichte der Vernunft als ein verschwindender Rauch erscheint. Das Herz sagt in den meisten Fällen zu viel, hinterher verbessert die Vernunft das Urtheil und wehe dir, wenn deine oder Rodegarts Vernunft dereinst das Urtheil eurer Herzen ganz durchstreichen müßte.

Sorge, Hildegard, daß nur die Vernunft die Hälfte von dem wahr findet, was eure Herzen jetzt fühlen, und ihr werdet glücklicher sein, als die ungeheuren Hoffnungen der entstehenden Liebe es ahnen und glauben können.

Sein Leben für die Geliebte wagen, heißt noch nicht, die Geliebte mehr lieben wie sein Leben. Das Herz hat seine eigene Sprache, und du thust wohl, wenn du sie lernst, damit du als Weib nicht mehr forderst, als die Vernunft es billigt.

Hildegard befolgte diese Regel und ward ein glückliches Weib, glücklich wie ihre Mutter.

---

## Die Harfe.

---

Du quälst mich, gute Anna, mit deinen Vorwürfen, und vergebens. Was kann ich machen? Harry hat meine höchste Achtung, und was noch mehr, meine ganze Dankbarkeit. Laß mich meinen Weg gehen!

Allein, Emma, du liebst Adelman.

So gewiß ist das nun auch nicht, und wenn auch, liebe Anna, wenn auch —

Wenn auch? ist das dein Ernst Emma? Es ist das gefährlichste Wagesstück. Ich rathe dir noch einmal: Sei Herr über dein dankbares Herz. Das kannst du! Ueber die Liebe Herr zu werden möchte dir unmöglich sein!

Anna, Harry liebt mich, Harry hat mich von Räubern gerettet, Harry's ganze Seele hängt an meiner! Ich bin ihm den innigsten Dank schuldig, er ist ein edler Mann, laß mich meiner Vernunft folgen, die ihm meine Hand wahrhaftig mit allen Stimmen zuspricht.

Wahre Liebe, Emma, kann nicht ohne Achtung sein, aber die gränzenloseste Achtung ist nicht die Mutter der Liebe, so wenig wie Dankbarkeit. Schöne Seelen können die Liebe der Pflicht opfern; allein die Neigung, die dann entsteht, kann nie Liebe werden, es ist

eine Lilie, der man die Blume vom Stamme geschnitten hat; die Pflanze lebt noch, aber sie bringt keine Blüthe mehr hervor. Jetzt hast du es noch in deiner Macht, Harryn mit deiner Freundschaft zu belohnen, ohne undankbar zu scheinen. Adelman hat dein Herz.

Ich müßte ungerecht sein, wenn ich nicht Harryn's innige Ergebenheit, sein Bestreben mir zu gefallen, seine Sorgfalt, mit den er meinen entferntesten Wünschen zuvorkommt, mehr belohnen sollte, als Adelman's — laß mich es gestehen — Unachtsamkeit auf mich.

Diese Rechnung macht die Vernunft; das Herz hingegen rechnet bei weitem anders. Ein Händedruck, ein Blick wiegt auf dieser Rechnung mehr, als ein gewagtes Leben auf der andern.

Nein, Anne, meine Dankbarkeit wird Liebe werden. Laß uns davon aufhören!

— Gut, so laß uns davon aufhören! und hast du Lust, so fahren wir zu jenem Felsen, den du dort hinten am Horizonte siehst. Der Abend wird so schön werden, die See ist so still. Dort können wir den Himmel ganz übersehen.

Wie du willst, Anna; nur versprich mir kein Wort mehr von Adelman zu reden.

Hier meine Hand, Emma! laß uns hinübersegeln.

Die Barke wurde in Stand gesetzt; die beiden Mädchen sprangen hinein, die Ruder erhoben sich, und



in einer Stunde standen sie auf dem Strande dieses Eilandes.

Dort auf der Spitze des Felsen ist die schönste Aussicht, sagte Anna! laß uns hinauf steigen.

Sie stiegen durch Umwege zwischen Klippen und hohen Felsen hinan. Als sie um einen Felsen herum bogen, hörten sie einen Gesang von einer Flöte begleitet! Sie sahen von weitem eine Hütte, welche Fischern zugehörte, die in der Abendsonne noch ihre Netze zusammengelegt hatten und nun müßig da saßen und sangen.

Die Stimme des Sängers war natürlich und rein; die beiden Mädchen setzten sich auf ein bemooftes Felsstück und horchten.

Laß uns Hidallans Lied singen, sagte der eine Fischer. Er sang, und die Flöte spielte eine sehr simple Melodie, die durch die rauhe Gegend; durch das Flüstern des Seewindes in den Klippen, und durch das Gemurmel der Wellen unbeschreiblich rührend ward.

Dies war das Lied:

Mädchen, wenn ihr auf der falschen Lippe  
Nur die Liebe, nicht im Busen tragt;  
D so geht, wo um Hidallans Klippe  
Seufzend jede Welle klagt.

Dringt nicht lodernd euch durch die Gebeine  
Treuer Liebe stille Feuerlut,  
D so setzt euch zwischen jene Steine,  
Wo Hidallans Staub im Grabe ruht.

Hört Hidallans leise Klagetöne,  
 Die die Nachtluft durch die Klippen bringt,  
 Hört Komala's lautes Angstgestöhne,  
 Das aus jener blut'gen Welle dringt.

Seht Komala's Schatten, der dort trübe,  
 Still und blutig auf der Welle schwebt!  
 Laßt euch warnen! lüget keine Liebe,  
 Die euch nicht im heißen Herzen lebt.

Die beiden Mädchen sahen sich befremdet an. Sie horchten noch lange, allein der Gesang war geendigt. Die beiden Fischer redeten noch eine Zeitlang fort, und aus diesem Gespräche merkten die Mädchen, daß die Fischer mehr von Hidallans Geschichte wissen mußten.

Ich bin sehr neugierig die Geschichte zu wissen, sagte Emma? laß uns zu den Fischern gehen! Ich liebe die alten Volksfagen, besonders aus dem Munde solcher Leute.

Die Mädchen standen auf und giengen den Fischern näher, die nicht wenig erstaunten, zwei so schön gekleidete Frauenzimmer hier auf diesen Klippen zu sehen, und sie schienen anfangs große Lust zu haben, sie für die Schatten Komala's und Hidallans zu nehmen. Wenigstens machten sie Mine ihre Neze im Stiche zu lassen und davon zu gehen.

Indeß hielt sie ein: Guten Abend liebe Leute! von Emma zurück und nach einigen gleichgültigen Fragen und Antworten wurden sie so vertraut, daß sie mit der gutherzigsten Geschwätzigkeit über die Mädchen

herfielen, und tausend Fragen hatten, die denn bald beantwortet wurden.

Emma rüfte endlich mit der Bitte hervor, ihnen doch die Geschichte Hidallans zu erzählen.

Recht gern, sagte Jak; bring du indeß das Netz an die Bucht, Tom! wenn ich fertig bin, will ich nachkommen.

Nun kommen Sie, my Lady's, dort auf der Spitze des Felsen, da können Sie's so recht sehen, wie's dem armen Hidallan ergangen ist.

Wie so, sehen? fragte Anna.

Nun, dies ist das Eiland, wo's sich alles zuge- tragen hat, was Sie gleich hören sollen, und von der Geschichte heist dies Eiland noch immer Harfeneiland, und der Felsen da vor uns Hidallans Grab.

Da fährt des Nachts kein Schiffer ohne Grauen weg, da vor dem Felsen; doch Sie sollens gleich in der Ordnung hören, und da unten vor dem Felsen kann kein Fisch dauern. Wir fischen auch immer gegen Norden zu.

Jak half den Mädchen über die Steine, einen engen Fußpfad, der sich in vielen Krümmungen bis auf die Spitze des Felsen zog.

Auf der Stirn des Felsen wies er beiden Mädchen ganz bequeme Sitze an, er selbst setzte sich zu ihren Füßen, hob eine Hand auf, zeigte mit einem Finger in die See, sah zu den Mädchen zurück, und hob an:

Dort, gerade an meinem Finger weg, liegt ein Eiland, Mittags, wenn die Sonne gerade darauf

scheint, kann man's wie eine Wolke von hierab sehen; da lebte vor vielen Jahren ein Mädchen, das hieß Komala; eben die Komala, von der das Lied sagt; die war nun so schön, daß von nah und fern die großen Herren kamen sie zu sehen: und wer ihr ins Auge sah, es war hell wie die liebe Sonne, der ward wie blind.

Nun, wie das Sprichwort sagt! je mehr Liebhaber, desto mehr Stolz und desto weniger Liebe; so gieng es Komalen. Sie wählte und wählte, und liebte nicht. Liebe verträgt sich nicht mit Wahlen und mit Eitelkeit noch weniger; doch zog sie einen jungen schönen Mann, der Alessamor hieß, den übrigen vor. Nach einiger Zeit hörte Hidallan der Barde, in Schottland von ihrer Schönheit reden. Er machte sich auf mit seiner Zauberharfe, die in grauen Zeiten einem Zauberer gehört hatte, und die ihm lieber war als sein Leben.

Wenn Hidallan sie spielte, so konnte er von tausend Feinden umringt sein, sobald sie den Ton der Harfe hörten, waren sie sanft wie Lämmer, und thaten ihm nichts, und begleiteten ihn und gaben ihm Geschenke. Der kam nun mit der Harfe auf Komala's Eilande an, und wie er sie sah, so liebte er sie.

Er machte ihr Geschenke, er begleitete sie wohin sie gieng, wie ihr Schatten. Er ertrug ihre Launen sanft wie ein Lamm, und machte die schönsten Lieder auf sie, spielte sie auf der Zauberharfe, und wohin nun Komala kam, hörte sie ihre Schönheit von Jung und Gewalt der Liebe I. Th. F.

Alt besingen, denn alles lernte Hidallans Lieder, weil sie so schön waren.

Das gefiel dem Mädchen, und sie war gut mit Hidalla'n, aber Liebe fühlte sie nicht gegen ihn. Sie hatte ihn lieb, wie einen Bruder. Zwar wenn er die ganze Nacht vor ihrer Hütte seine Trauerlieder sang, daß seine Liebe zu Komala ihn ins Grab stürzen würde, so stand sie oft am Fenster und trofnete sich die Augen; aber war er fort, so dachte sie an Alessamor, nicht an Hidallan.

Wirst du mich noch einmal lieben, Komala? fragte der Barde oft. Sie hielt ihn hin mit freundlichen Worten, mit lieblichem Lächeln, und nährte die Hoffnung des Jünglings. Eines Tages lagen sie beide am Strande des Eilandes unter Blumen, Hidallan zeigte ihr die Griffe auf der Harfe zu einem Liede, das er gemacht hatte.

Sie war den Tag so freundlich wie die See in einer stillen Sommernacht, und Hidallan schwebte im Himmel. Sie wand Kränze um Hidallans Harfe, Hidallan stand auf, mehr Blumen zu holen, und während des war Komala mit der Harfe in einen Kahn gestiegen, der am Ufer stand. Lachend rief sie dem Barden, der sie im Gebüsch suchte, zu: Hidallan! lebe wohl! ich entführe deine Harfe; und so ruderte sie lachend und schäfernd vom Ufer abwärts auf die Höhe.

Hidallan wand seine Blumen in Kränze, die schöne Räuberin zu fesseln, wenn sie zurückkäme, und

schon ruderte sie landwärts, als auf einmal sich ein schneller Landwind erhob, der den Kahn seitwärts trieb. Hidallan rief ihr zu von der Seite zu rudern; sie war nicht fern mehr vom Ufer, da trieb ein neuer Windstoß sie hinaus. Die See gieng hoch, der Himmel bedeckte sich mit Wolken und nach einigen Minuten rasselte der Orkan daher.

Hidallan! rief Komala und ward weiß und starr wie ein Kreideseifen. Rette mich, Hidallan! Das Ruder sank ihr aus der Hand.

Hidallan sah das tobende Meer, den finstern Himmel, das erblaßte zitternde Mädchen, und stürzte sich in die schäumenden Fluthen und kämpfte durch Bog' und Sturm sich zum Rachen. Er erreichte ihn, er schwang sich hinein, und Komala sank in seine starren Arme. Er legte sie nieder, ergriff das Ruder und arbeitete unermüdet den Kahn im Sturm zu erhalten. Er beugte sich über sie, daß der Regen sie nicht traf, und so jagte ihn der Sturm gegen diesen Felsen an.

Sorgsam leitete er den Kahn durch Brandung und Klippen, hier rechts am Felsen weg, hier gerade unter uns in die Bucht. Er trug das zitternde Mädchen ans Land, zog den Kahn nach und legte ihn sicher hinter jene Klippen.

Noch immer gieng ein kalter Wind mit Regen und Schlossen. Er schützte sie mit seinem Kleide, und sprang nun von Fels zu Fels wie eine Gemse, bis er

die Grotte fand, die hier seitwärts im Felsen gehöhlt ist, dort wo die Klippe mit den drei Spizen hervorragt.

Im Laufe gieng er zurück, er trug die Klagennde in die Grotte, lag vor ihr am Boden, küßte ihre Hände, drückte sie an seine schlagende Brust und frohlokte und jammerte wechselsweise über ihre Rettung und über ihren Zustand. Sie zitterte vor Frost, der Fels in der Grotte ist naß, und hier der ganze südliche Strand, Fels oder Sand.

Er eilte noch einmal davon Reisholz zu suchen, um seine Geliebte zu erwärmen. Er bestieg hier diesen Felsen, hier wo wir sitzen. Hinter sich schroffe Klippen, und dort am ganzen Strande kein Baum, kein Grassalm, nichts als der weiße Sand.

Er flog zur Grotte zurück, sie lag und athmete kaum, und Hidallan jammerte und rang die Hände sich blutig. Komala stirbst du? rief er, da fiel seine Harfe ihm ins Gesicht; er ergrif sie. Komala! schrie er laut, und dann zerbrach er die Harfe in Stücken, zündete sie an, und ein helles Feuer loderte empor. Komala lächelte schwach ihm zu, und Feuer kehrte in ihr verloschnes Auge und die Rose auf ihrer Wange.

Hidallan, rief sie, und schlang ihre Arme um ihn: Hidallan! ich liebe dich. Nimm mein Herz, nimm meine Hand! Ich kenne das Opfer, daß du mir bringst. Sie küßte eine Thräne aus seinem Auge, die der Zauberharfe floß. Die Glut hatte sie in Asche verwandelt.

Jetzt habe ich nichts als dich, Komala! nichts als dein Herz. Komala, ich opfere dir alles, alles,

alles was ich hatte, meinen ganzen Reichthum, und opferte es gern. Liebst du mich?

Sie drückte ihre Lippen auf seine, presste ihre Brust an seine, heiße Thränen benetzten seine Wangen, und bebende Worte und abgebrochene Schwüre versicherten ihm ihre Liebe. So standen sie lange in sprachlosem Entzücken.

Die Nacht sank herab, der Sturm hatte nachgelassen, einzelne Sterne schauten durch die zerrissenen Wolken. Komala schlief sanft in der Grotte und Hidallan hielt Wache am Eingange der Grotte, und belauschte die Athemzüge des Mädchens.

Mit dem ersten Dämmern des Morgens bestieg er die Felsen, arbeitete sich durch Abgründe und Höhen, zerriß die Hände an den spizen Klippen, verwundete sich die Füße im Klettern, um seiner Geliebten Früchte beim Erwachen in den Schooß zu schütten.

Dort oben von dem Felsen erblickte er das fruchtbare Thal gegen Norden. Er flog laut jauchzend hinab und sammelte den Schooß voll süßer Früchte.

Klessamor hatte auf jenem Eilande Komala im Nachen erblickt, er sah wie der Sturm sie hieher trieb. Wie der Sturm nachließ, bestieg er einen Kahn, und ruderte die Nacht durch, diesem Eilande zu; die Wellen warfen den Nachen hier zwischen die Klippen, er scheiterte und Klessamor rettete sich schwimmend ans Eiland. Er irrte auf dem Strande umher und der erste Morgenstrahl führte ihn in die Grotte, wo Komala noch schlief.



Sie erwachte, wie er hineintritt, reichte ihm freundlich die Hand, sie hielt ihn für Hidallan. Er drückte ihre Hand an sein schlagendes Herz.

Romala! sprach er schmeichelnd. Der Strahl des Morgens fiel auf sein Gesicht, sie erkannte ihn und bebte. Alessamor! — Romala! — Wie kommst du hieher? — Dich zu retten! Er drückte ihre Hand noch einmal an seine Brust.

Wo ist Hidallan? fragte sie ängstlich: wo mein Geliebter? Geliebter? sprach der schöne Jüngling mit bebender Stimme: Geliebter? Er sank zu ihren Füßen, er umarmte ihre Kniee, eine Thränenfluth benetzte seine schönen Wangen.

So schön hatte sie ihn nie gesehen. Alessamor rief sie: Alessamor, geh! ich liebe dich nicht.

So werde die See mein Grab! sagte Alessamor finster: lebe wohl, Romala! Er gieng, kam wieder und rief: ich habe dich geliebt, a, ich habe dich geliebt, und der Tod ist mein Lohn. Er gieng. Sie hielt ihn, ihre Hand drückte die seinige. Seine Wange ruhte auf ihrer Schulter, seine Thränen flossen in ihren Busen.

Romala! rief er und schlang seine Arme um ihren schönen Leib und drückte sie an sich.

Sie zitterte, sie stieß ihn von sich, sie brannte, und dann stürzte sie in den Hintertheil der Grotte, sank auf ihr Lager und jammerte und bedeckte ihr Gesicht mit ihren Händen.

Alessamor stürzte zu ihren Füßen, sein Mund floß in zärtliche Klagen über, er forderte von ihr den Tod,

sie sanken näher, sie sank in seine Arme. Seine Liebko-  
sungen betäubten sie, sie war von Sinnen, Klessamor  
ward dringend. Ein Herz voll Liebe widersteht der  
bittenden Gewalt des Liebenden nicht. Klessamor  
ward glücklich.

Hidallan! mit dem Geschrei flog sie aus seinen  
Armen. Ich Ungeheuer! er wird mich tödten, er  
wird mich tödten! dann rang sie die Hände und jam-  
merte laut.

Still! rief Klessamor: er ist's! — Hidallan? —  
Ich höre seine Stimme. — Er hat mir das Leben ge-  
rettet; seine Harfe — und ich! ich! ja! er ist's.

Laß uns fliehen, Komala! Er zog Komalen aus  
der Grotte. Sie folgte dem Klessamor halb gutwil-  
lig, halb mit Gewalt.

Klessamor führte sie durch die Felsen zu Hidallan's  
Nachen. Steig hinein, Geliebte! Eile, ehe er  
uns erblickt.

Klessamor! rief Komala: ich soll den Mann hier  
auf diesem nackten Felsen allein, ohne Nachen lassen?  
— O Liebe! Liebe! was für Opfer foderst du! sie  
verberg das blasse Gesicht in Klessamors Busen.

Er trug sie in den Nachen.

Eben erschien der jauchzende Hidallan hier wo  
wir sitzen, auf diesen Felsen, mit Früchten beladen.  
Sein Blick fiel hinab ins Thal, und er erblickte Komala,  
die an den Busen Klessamors gedrängt im schwanz-  
tenden Rahne stand.

Komala! schrie er mit einer fürchterlichen Angst

auf, daß die Felsen wiederhallten, und bebend drängte Komala sich noch enger an Alessamors Busen, und der Kahn tanzte dahin.

Die Fischermädchen dort auf jenem Eilande können ein Lied davon; ich habe es einigemale von ihnen singen hören. Ich konnte meine Thränen nicht bergen.

Kannst du das Lied? fragte Emma.

Die letzten Strophen nur, sagte Jak, von da an, wie Hidallan hier oben auf dem Felsen erscheint, und Komala in den Kahn steigen sieht.

#### Der Fischer sang:

Zurück, o Hidallan! schon trägt sie der Mann  
Bei Küffen und Kosen hinab in den Kahn.  
Hidallan, was blickst du so steinern auf sie?  
Komala, erbarme dich seiner! verzieh!

O spring nicht so rasch in den Nachen hinab!  
Das felsigte Eiland ist sonst ja sein Grab!  
Komala! Komala! erbarme dich sein!  
O laß deinen Retter doch hier nicht allein!

O Himmel! wie schnell sich der Nachen schon wiegt!  
Wie eng sie in Alessamors Arme sich schmiegt!  
Sie lehnt sich so traulich ans Jünglings Gesicht,  
Und hört des Verlassenen Angstgeschrei nicht.

Hidallan stand sprachlos und weißer wie Schnee,  
und stierte mit sterbendem Blick in die See;  
Wie lebloser Marmor Hidallan da stand,  
Als Nachen und mit ihm Komala verschwand.

Nun saß er da schweigend drei Tage lang,  
Drei Tage lang nahm er nicht Speise noch Trank,

Und immer stiller und stiller ward er,  
Die Wange verblich ihm, das Auge ward schwer.

Und als nun am Vierten der Morgen anbrach,  
Mit leiser gebrochener Stimme er sprach:  
Du treulos Kamala? o weh mir! o weh!  
Dann sank er vom Felsen hinab in die See.

Hier endigte der Schiffer seinen Gesang, und wischte  
sich beide Augen; dann fuhr er langsam fort:

Hier ist die Stelle, wo er hinabstürzte. Die See  
warf des unglücklichen Hidallans Körper ans Ufer.  
Nach acht Tagen kam Kamala allein zurück. Sie hat-  
te keine Stunde Ruhe gehabt. Hidallans Schatten  
stand alle Nächte vor ihrem Lager. Sie kam hier an,  
bleich wie ein Schatten, abgezehrt und matt. Sie  
fand den Leichnam Hidallans. Sie begrub ihn dort  
unten zwischen die Steine, davon heißt der Felsen da  
unten noch Hidallans Grab. Sie nahm nichts zu sich  
als Wasser aus jener Quelle. Wie sie zurückfahren  
wollte, so begegnete ihr auf den Wellen der Schatten  
Hidallans. Sie stürzte sich aus dem Rahne ins Meer.

Seitdem hört man ihr Angstgeschrei auf der See,  
und zwischen den Klippen Hidallans Klage; und Fi-  
scher haben Kamala auf den Wellen schweben sehen, sie  
nähert sich hier dem Ufer, blickt zitternd in die Klippen,  
wo Hidallans Schatten sitzt und wehklagt, und wagt  
es nicht an den Strand zu kommen. Sie trägt ein  
langes weißes Gewand, das ihr auf den Wellen  
nachschwankt. Ich selbst habe oft Hidallans Harfen-  
töne in der Grotte gehört. Wenn der Südwind geht

und es mondhelle ist, so traut sich niemand hieher, aus Furcht die beiden Schatten zu stören.

Still saßen die beiden Mädchen und horchten noch immer. Darauf führte sie Jak einen andern Weg den Felsen hinab an der Harsengrotte hinweg; sie sahen hinein und schauderten. Dann standen sie noch einen Augenblick an Hidallans Grabe mit tiffinnigem Schweigen, und jetzt eilten sie um den Felsen zu der Bucht, wo ihre Barke lag, nachdem sie den treuherrigen Jak reichlich beschenkt hatten.

Die See ward glatt wie ein Spiegel, der Abend heiter und milde. Seitwärts vom Felde begegneten sie einer Fischerbarke, laut tönte ein Gesang von einzelnen Stimmen:

Schaurig schwebt im Felsenthale  
 Hidellans Schattenbild  
 Wenn mit seinem hellen Strahle  
 Der Mond die Felsen fällt.  
 Wehzend schwanket dann Komale  
 Im Nebel eingehüllt,  
 Auf den hellen  
 Silberquellen  
 Still dem Strande zu.  
 Sei von uns gegrüßt Komale,  
 Und in deinem Felsenthale  
 Sei gegrüßt, Hidallan du!

und dann fuhren sie still abwärts den Felsen vorüber.

Die beiden Mädchen saßen auf dem Verdeck still, und jedes häng seinen Gedanken nach. Sie kamen um zehn Uhr Abends am Ufer zu Willmore an.

Emma blieb noch lange allein im Garten, und die Bilder Komala's und Sidallans schwebten vor ihrer Seele.

Am andern Morgen sagte sie zu Harry, der ihr im Garten gefolgt war: Lieber Harry, ich bin Ihnen Dank schuldig; und glauben Sie mir, mein Herz nimmt diese Pflicht gern über sich. Lassen Sie mich ausreden. — Sie scheinen mich zu lieben, und vielleicht glauben Sie, daß ich Sie wieder liebe. Mein Betragen kann Ihnen Anlaß dazu gegeben haben, — und wenn dieser Irrthum Ihnen nur den mindesten Kummer verursacht, so bin ich freilich Schuld an diesem Kummer, aber wahrhaftig mein Herz wird ihn mit Ihnen redlich theilen.

Sie legte ihre Hand auf die Seinige: dann fuhr sie stotternd fort. Ich glaubte meine Dankbarkeit gegen Sie sollte Liebe werden. Ich habe mich geirrt. Dieser Irrthum hätte mich einst bitter undankbar und uns beide elend machen können. Lieber Harry, wer kann für sein Herz. Ich liebe Adelman, ich werde ihm heute meine Hand geben.

O lieber Harry, Ihr erstauntes Auge sagt mir, wie unglücklich ich hätte werden können. Ich gieng auf einem gefährlichen Wege.

Lassen Sie uns enden, Harry; verzeihen Sie mir die Hoffnungen, die ich Ihnen gegeben habe. Sie waren nicht Buhleret, sie kamen aus meiner innersten Seele, nur nicht aus meinem Herzen. Noch gestern, Harry, war ich entschlossen, diese Hoffnungen

---

zu Wirklichkeit zu machen; allein ich mag Sie nicht betrügen.

Ich sehe die Hand der feindseligen Anna! antwortete Harry bitter.

Nein, lieber Harry, nicht Anna. Seegeln Sie auf das kleine Eiland, dort südlich am Wassy weg; es heißt das Harfeneiland, und lassen Sie sich von den Fischern, die dort wohnen, die Geschichte erzählen, die sie mir gestern Abend erzählt haben. Diese Fabel, Harry, hat mir die Augen geöffnet. Ich mag nicht gern undankbar sein, und darum bin ich minder dankbar. Leben Sie wohl, Harry, und wenn Sie einst in den Armen eines Weibes, das Sie wirklich liebt, mich vergessen haben, und glücklich sind, so lassen Sie auf dem Felsen der armen Komala ein Denkmal setzen; denn Komala hat Sie und mich gerettet, lieber Harry.

Emma gieng, und ward Abelstans glückliches Weib, und Harry sandte nach einigen Jahren auf dies Eiland Arbeiter, und ließ Komala und Hidallan ein Denkmal auf dem Felsen setzen, mit den Worten: Dankbarkeit ist nicht Liebe!

---

## L i e b e u n d E d e l m u t h .

Les Samnites avoient une coutume, qui, dans une petite republique, et sur-tout dans la situation où étoit la leur, devoit produire d'admirables effets. On assembloit tous les jeunes gens, et on les jugeoit. Celui qui étoit déclaré le meilleur de tous; prenoit pour sa femme la fille, qu'il vouloit; celui qui avoit les suffrages après lui choisissoit encore et ainsi de suite. L'amour, la beauté, la chasteté, la vertu, la naissance, les richesses même, tout cela étoit, pour ainsi dire, la dot de la vertu.

M O N T E S Q U I E U .

Ich gebe dem großen Verfasser des Esprit des loix zu, daß die weisen Richter zu Telesia mit dem schönsten, keuschesten, besten, vornehmsten und reichsten Mädchen die Verdienste des ersten Samnitischen Helden belohnen konnten, nur, mit seiner Erlaubniß, nicht mit einem Herzen. L'amour, sagt er selbst irgendwo: se rend seulement à l'amour.

Gewöhnlich konnte es bei den Samnitern der Fall sein, daß die Liebe dem Urtheile der Richter folgte, da die beiden Geschlechter von einander getrennt lebten; aber wohin hat Plato gedacht, der beinahe denselben Gebrauch in seiner Republik einzuführen



befiehlt, und zugleich den beiden Geschlechtern erlaubt, sich oft zu sehen?

In den glücklichen Zeiten, da der schreckliche Name Rom den Samnitem nur aus den Erzählungen der Flüchtlingen bekannt war, die halb nackt mit Weib und Kindern, aus verbrannten Dörfern sich vor der Grausamkeit der rohen Sieger durch die Klippen des Appenins in die friedlichen Hütten der Samniter gerettet hatten, in dieser Zeit lebte zu Telesia Vestinius, der Vater der reizenden Vestinia. Einsam lebte das Mädchen unter den Augen ihres Vaters, unbekannt mit der Welt, unbekannt mit sich selbst. Unter ihren schattigten Apfelbäumen im Garten Blumen pflanzen und begießen, in den Schattengängen auf und nieder hüpfen, unter ihren Slavinnen sitzen, weben und Märchen erzählen und anhören, war ihr Tagewerk.

Ihr Blick fiel im Spiegel stets auf die Blume, die im Haar oder an der Brust sich wiegte, nie auf die Rose der Wange, nie auf den lilienweisen Busen, welche die Blume beschämten. Niemand sah sie; sie kam nicht aus dem Kreise der hohen Mauern, die ihren Garten umgaben. Sie blühte wie eine verborgene Rose im unwegsamem Klippenthal.

Aber, o mächtige Liebe, welche Mauern sind hoch genug, dir die Reize der Schönheit zu verbergen? —

In der nächsten Hütte lebte Astor, der junge reizende Astor, sein Garten stieß an Vestiniens Garten, seine Bäume streckten die schlanken Zweige über die Mauer, die beide Gärten trennte, und schlangen sich

durch Zweige von Bestiniens Bäumen, süßes Vorbild der nachbarlichen Liebe!

Eine Mauer trennte Astor und Bestinie, der Zephyr, der Bestiniens Busen kühlte, küßte Astors Wangen, den Schmetterling, den Astor jagte, haschte Bestinie, und sie wußten es nicht, sie ahneten es nicht, daß die Liebe die Fessel schon bereitet hatte, die sie an einander knüpfen sollte.

An einem schönen Sommerabende gieng Bestinia unter ihren Bäumen umher. Es war so still, keine Blume schwankte, die Spitzen der Bäume selbst blieben unbewegt. Bestinia gieng einsam und tiefsinnig, und sann auf nichts. Ein unbekanntes süßes mehmüthiges Gefühl regte sich in ihrem keuschen Busen. Sie folgte mit einem stillen Blicke zweien Schmetterlingen, die unter den Blumen fröhlich um einander herflatterten, sie fühlte sich mit einem male allein, ein tiefer leiser Seufzer stieg aus der vollen Brust, es war der erste leise Hauch der Liebe.

Sie hatte ihrer liebsten Sklavin an dem Tage den Brautkranz geflochten. Das Entzücken des Mädchens, die ahnende Sehnsucht, die Gefühle der Wonne, die in Jauchzen und Thränen ausbrachen, hatten Bestinten befremdet. Mädchen, sprach sie in ihrer Unschuld: was macht dich so glücklich? — Die Liebe! antwortete die Sklavin, und Bestinie wiederholte noch zweimal, da sie am Abend allein im Garten war, halblaut: die Liebe! und ward roth wie der Abendhimmel.

Sie setzte sich in die dunkelste heimlichste Laube des Gartens, und lehnte den Kopf in die Zweige und sah durch das Laub zum Himmel und sie sang, ohne zu wissen warum, das traurigste Lied, das sie wußte, und Thränen benetzten ihre Wangen.

Auf einmal hörte sie eine Flöte, welche ihren Gesang begleitete. Sie hielt erschrocken inne und horchte. Die Flöte schwieg. Sie trat in die Thüre der Laube und horchte noch lange, die Flöte schwieg. Ich will es doch noch einmal versuchen, sprach sie lächelnd zu sich selbst, und fieng ein neues Lied an.

Bei der zweiten Stanze fieng die Flöte wieder an ihren Gesang zu begleiten, und sie schwieg erschrocken aufs neue. Sie horchte lange noch, allein lange schwieg die Flöte. Endlich tönte eine stille Melodie von einem Trauerliede über die Mauer, und Bestinta, die auch das Lied wußte, konnte sich nicht enthalten leise, und in der Vergessenheit auch sogar einige Worte laut mitzusingen. Sie sang nicht mehr, und die Flöte schwieg auch und Bestinta wandelte diesen Abend eine Stunde länger als gewöhnlich im Garten umher, immer die Blicke auf die Seite gekehrt, woher die Flöte getönet hatte.

Sie stieg den Abend noch auf den Söller ihres Hauses; allein die Mauer des Gartens war zu hoch, sie erblickte nichts als die Wipfel der Bäume, im benachbarten Garten.

Früh am andern Morgen war sie schon im Garten und horchte. Die Flöte schwieg. Sie fieng ein

paarmal den Anfang eines Gesanges an. Die Flöte schwieg und Bestiniens Stirne fürchte sich ein wenig. Sie beschloß, am Abend nicht in den Garten zu gehen, und gieng doch, da sie noch in der Hütte die Flöte tönen hörte.

Die Flöte spielte das gestrige Lied mehreremale, ohne daß Bestinie sang. Endlich schwieg die Flöte, und Bestinie sang nach einem langen Horchen und mit niedergeschlagenen Augen das Lied. Die Flöte begleitete es, und wie es ihr schien, lauter und mit einem Ton von Entzücken.

Astor war der Flötenspieler. Oft hatte er die Stimme des lieblichen Mädchens gehört, und immer wenn er sie hörte, fuhr ein süßer Schauer durch sein Herz; oft hatte er schon die Flöte an die Lippen gelegt, die süße Stimme zu begleiten, und die Furcht, die Stimme möchte ganz schweigen, hatte ihn gehindert.

Mit einem stillen Schauer setzte er endlich die Flöte an die Lippen, hauchte leise hinein, und siehe, die Stimme schwieg und fieng wieder an, schwieg wieder, und nach einigen Tagen schwieg die Stimme nie mehr, als nur wenn Astor einen fremden Gesang spielte.

Wenn es Bestinie wäre! seufzte Astor: sie soll schön sein wie der Morgen und sanft wie ein Sommerabend.

Wenn es Astor wäre! seufzte Bestinie: er soll tapfer sein und edel wie ein Löwe.

Einen Abend schwang sich Astor auf eine hohe Gewalt der Liebe I. Th. G

laubige Linde, und harrte auf seine Sängerin. Sie erschien. Zitternd bog er die Zweige aus einander, und schaute und siehe, die sanfteste Unschuld lächelte ihm von Bestiniens Gesicht entgegen. Sie horchte gegen die Mauer hin, ohne sich zu bewegen. Mit der einen weißen Hand hielt sie den Schleier, der im Hauche der Luft flatterte, über den Busen zusammen und die andere hielt sie nahe an der Rosenwange in der Stellung einer Horchenden.

Astors Seele lag in seinen Augen. Er athmete kaum, seine Lippen waren halb erfnet, sein Auge starr, ein tiefer Seufzer drängte sich aus dem hochschlagenden Herzen.

Aber wie ward ihm, da sie die Lippen fnete, da ihr süsser Gesang ertönte, da sie auf den Rasen niedersank, da der muthwillige Wind den Schleier emportrug, den die Hand fahren ließ, da sie tieffinnig die Hände auf dem Schooße faltete, und von Zeit zu Zeit horchte, ob die Flöte noch nicht ertönen würde, da sie unwillig eine Rose zerris, die sie eben erst vor dem Busen gepflanzt hatte.

Astor! seufzte sie halb laut. Er vernahm den Seufzer, er glaubte seinen Namen lispeln zu hören, er breitete seine Arme gegen sie aus. Bestinie! seufzte er leise, und eine Thräne drang in sein Auge. Spät und unwillig gieng sie endlich zurük.

Nach einigen Tagen bestieg Astor die Linde wieder, und hatte seine Flöte bei sich. Er saß auf einem Geflechte von Zweigen, welches er gemacht hatte. Ehe

er hinauf stieg rief er die Göttin der Liebe an, seinem Gesange ihren unwiderstehlichen Zauber zu geben.

Bestinie kam. Lange erst weidete Astor sein Auge an den lieblichen Reizen des Mädchens. Einen Gesang hatte sie schon gesungen; aber als sie den zweiten anhub, da tönte die Flöte von der Höhe herab.

Erschrocken hob Bestinie das schöne Auge in die Höhe, und schlug es sogleich wieder nieder, barg sich hinter einen Rosenstrauch, und ließ den Schleier über das Gesicht fallen. Mit den Fingerspitzen bog sie die Zweige aus einander und lauschte unvermerkt in die Höhe. Sie sah niemanden, und doch hörte sie noch immer den lieblichen Gesang der Flöte aus den Blättern schallen. Sie zitterte, sie wandte sich ab von der Linde, und immer zog eine heimliche Gewalt ihr Auge zur Seit' in die Höhe.

Tief beschämt gieng sie endlich an die Seite der Mauer, wo sie bedekt stand, und hier seufzte sie laut auf. Lange saß sie da, sie hörte ein Rauschen der Blätter, einen Ton der stark bewegten Zweige, einen starken Tritt; Astor war hinabgestiegen. Die Flöte tönte; allein Bestinie schwieg, glühete, und Thränen standen in ihren Augen.

Wenn sie wieder im Garten war, so hieng ihr Auge auf der Linde, sie betrachtete sie von allen Gegenden des Gartens, um zu wissen, von welcher Seite sie am wenigsten belaubt sei. Immer mit niederhängendem Schleier trat sie des Abends in

den Garten; sie sang nicht wieder, aber sie konnte sich nie enthalten, durch ein starkes Schwanken eines Rosenbusches ihre Gegenwart zu verrathen.

Eines Abends schlich sie wieder leis auf den Zähen in das Gebüsch hinten im Garten, ergriff im Gehen jedes Gebüsch und rasselte mit seinen Zweigen und winkte mit der Hand, als ob sie Schweigen geböte. Wie sie in das Gebüsch hineintreten wollte, so tönte wie in der Ferne eine Stimme: erschrick nicht, reizendes Mädchen! Eben sah sie wild und bestürzt umher, so näherte sich flehender Stellung Astor, der reizende Astor.

Astor! rief Bestinie schnell und leise, und wandte das Auge rückwärts.

Bestinie! sprach Astor mit der sanftesten Stimme: höre mich! O fliehe nicht, liebenswürdiges Mädchen! Ich bin nicht wild! Wenn dein Auge gebietet, so geh ich zurück!

Ich bitte dich, so geh!

Bestinie! sprach er, und sank mit einem heimlichen Weinen auf die Knie: dann hob er die nassen Augen zu ihr empor: o Bestinie!

Bestinions Auge ward naß, da sie einen flüchtigen Blick auf ihn schlug. Astor ergriff ihre Hand, welche in der seinigen heftig zitterte.

Ich bitte dich, geh! sagte sie, indem sie zu beiden Seiten ängstlich blickte, ohne ihn anzusehen.

Darf ich dich wiedersehen? fragte er bittend.

Ja, nur geh!

Morgen?

O geh, ich bitte dich, geh!

Morgen? fragte er noch einmal mit einem süßen Tone, und legte sanft seine warmen Lippen auf ihre Finger, eine heiße Thräne tropfte auf ihre Hand.

Ja! sagte sie bestürzt und eilig, zog ihre Hand zurück, und eilte zitternd davon. Ihre Wangen waren brennend heiß, ihr Busen pochte, ihr Blick war wild. Spät erst ward sie ruhiger, sie versank in stille Träume, und in einem küßte sie die Stelle ihrer Hand, wohin Astors Thräne gefallen war.

Unruhig war die Nacht ihr Schlummer, sie glaubte mit jedem Augenblicke den Jüngling an ihrem Lager knieen zu sehen, sie zog die Decke über das Gesicht, und drückte die Augenlieder mit Gewalt zu.

Am andern Tage war ihre Unruhe noch größer. Soll ich gehen? Soll ich nicht gehen? Das waren die beiden Gedanken, die immerwährend in ihrem Kopfe entstanden und sich verdrängten, und war sie nicht sehr aufmerksam auf sich, so befand sie sich einmal über das andere an der Thüre, den Schlüssel in der Hand. Der Abend erschien, und ihre Unruhe ward so drückend, die Gewalt, mit der sie sich zurückhalten mußte, war so groß, die



mannigfaltigen Leidenschaften so abwechselnd und stürmisch, daß ihr Vater und ihre Sklavinnen nicht wußten, was mit ihr anzufangen sei.

Sie war einem Kinde gleich, das erschrickt, weil es die Personen, die es umgeben, bei einer Feuerbrunst schreien und weinen sieht. Es läuft bald zum Vater, bald zur Mutter, hängt sich an das Gewand seiner Wärterin, will aufgenommen werden, Thränen stehen in seinen Augen, es drückt sein Gesichtchen in den Busen der Wärterin, und wagt es nicht, sein Verlangen, die glänzende Feuerbrunst zu sehen, seiner Mutter zu sagen.

So verfloß der Abend unter abwechselnden Verlangen ihn zu sprechen, und Entschlüssen ihn nicht zu sehen; die Nacht war da, und mit ihr Bestiniens Reue nicht gegangen zu sein.

Am andern Abend schlich sie wie ein Mörder an der Mauer durch weite Umwege zu dem Gebüsch. Sie wollte ihre Augen abwenden und vermochte es nicht. Da stand Astor unter einer tieflaubigen Busche, und streckte ihr schon die Arme entgegen. Sie fühlte, daß sie erröthete.

Holde Bestinia! sprach Astor, und sah ihr mit dem großen ruhigen Auge so traulich ins Gesicht, daß er sie fest zauberte. Dennoch hob sie den schönen Fuß, und Astor ergriff ihre Hand:

Willst du mich sterben sehen? schönes Mädchen? das sprach er so süß, so trauernd, ein stiller Kummer goß sich dabei so schnell über sein Ge-

sicht, daß sie bebte. Sie reichte ihm freundlich traurig die Hand. Astor ergriff sie, ein warmer Strom von Thränen bedeckte ihre Hand, und unterbrochene Worte und Seufzer strömten aus seinen Lippen.

O weine nicht Astor! schluchzte sie. Er sank zu ihren Füßen, drückte sein Gesicht gegen ihren Schooß, und hielt sie so umarmt. Sie schwankte und sank in seine Arme. Ihre Küsse begegneten einander, ihre Thränen, ihre Seufzer vermischten sich, und die Liebe schlug die goldnen Flügel.

Astor! so rief sie und betrachtete den holden Jüngling, und verbarg die keusche Schamröthe der Wange in seinen Busen.

Meine Bestinia! so rief er und drückte den heißen Mund auf ihre Hand, mit der sie ihn umfaßt hielt, und wiegte entzückt die schöne Last auf seinen Knieen. O wie lieb' ich dich, Bestinia! und dann sank er außs neue zu ihren Füßen, umarmte ihre Knie, und konnte vor Freude nicht reden.

Siehe, der Mond ist schon über unsere Hütten hinüber! rief sie endlich, versiegelte noch einmal den Bund der Liebe mit tausend Küssen, wand sich dann auß seinen Armen, umarmte ihn außs neue, wand sich wieder los, schlich den Gang zur Hütte hin, flog zurück in seine ausgebreiteten Arme; sie hieß ihm gehen, und dennoch zog sie ihre Hand nicht zurück, welche die seinige festhielt, und der Mond stand schon tief am Himmel, da sie den Weg hin-

abschlüpfte, noch oft zurück sah, noch oft den Namen Astor zurückhauchte, und endlich hinter den Hecken verschwand. Astor stand lange noch da unter der Buche, wie eine Bildsäule, und horchte ob er ihren Gang noch hörte, und starrte den Gang hinab, ob er nicht noch das weiße Gewand erblickte, und langsam, die Hände über die Brust gewunden, den Kopf auf die Brust hinabhängend gieng er durch die Oefnung der Mauer, die er gemacht hatte, und die dieses Buschwerk verbarg, in seinen Garten zurück, setzte sich auf einen Rasen, wo ihn die Morgenröthe noch fand, die auch Bestiniens Auge auf dem Lager noch geöffnet begrüßte.

O allmächtige Liebe, du giebst dem hinfälligen Menschen die Kraft der unsterblichen Götter. Dein lebendiger Hauch verscheucht den Schlaf und giebt dennoch dem Leben Kraft und Stärke.

Ein flüchtiger Schlummer bedeckte nun die Augen der beiden Liebenden, und mit der erwachenden Sonne waren sie beide wieder wach, und blüheten dennoch wie Rosen vom Sommerthau erquikt. Bestinie pflanzte vor dem Gebüsch ein Gewinde von Rosen und Jasmin, dicht in einander verzogen, daß kein Strahl der Sonne sich durchstehlen konnte, verbot ihren Sklavinnen den Eingang und nannte es ihr Heiligthum. Hier stand ein kleiner Altar, der himmlischen Liebe geheiligt, und vor dem Altare kniete sie jede Nacht,

Wange an Wange, Arm um Arm mit Astor und opfert'n Küsse und fröhliche Thränen.

Astor hatte vor der Oefnung in der Mauer eine dicke Laube gezogen, hier schlummerte er auf einem Rasen, wenn Bestinie ihn verließ, bis die Sonne herauflam, und der Morgenkuß Bestiniens ihn erweckte, oder ihre Seufzer, die sie vergebens unterdrücken wollte, wenn sie an seiner Seite saß und die sanft wallende Brust des schlummernden Jünglings behorchte.

Leise drückte sie einen Kuß auf die weiße Brust oder auf die warmen Lippen, läspelte den Namen Astor so lange, bis er erwachte.

So gieng der Sommer hin, und der verrätherische Herbst, der dem verborgenen Heiligthume die Blätter abstreifte; aber sorgsam flochte Bestinie zwischen die nackten Zweige, Stroh und Binsen, bedeckte die Wände mit Moos, und verbarg die Oefnung der Mauer und ihre Liebe den Blicken ihrer Sklavinnen.

Astor zündete jede Nacht ein helles Feuer an, Bestinien zu erwärmen, die in seinen Armen lag, von seinem Gewande beschützt, und von seinen Küssen mehr erwärmt, als von der Flamme.

Der Frühling kam zurück, die Nachtigall sang ihr erstes Lied im Gebüsch der Liebe, und Bestinie und Astor feierten die erste ganze Nacht wieder vor dem blühenden Altar der Venus, und ihre Seufzer,

ihre Küsse begleiteten das Lied der liebeslöthenden Nachtigall.

Aber immer näher kam der fürchterliche Tag der Frühlingsfeier der Venus. Wehmüthig betrachteten sie sich einander. Vestinie sank mit nasen Augen an Astors Brust, Astor sprach ihr mit ahnender Furcht Muth ein. Wenn ich dich verlore, Astor! rief sie mit bebender Stimme! wenn ich dich verlore, Vestinie! sagte er mit starker Stimme, und hob die Faust geballt empor.

Alle Jahr im Frühling mußten die Mädchen, die sechszehn Erndten gesehen hatten, der himmlischen Venus ein Opfer bringen, da sahen sie zuerst die Jünglinge und die Jünglinge sie. Hier tanzten sie zusammen bis in die Nacht. Sonst sehen sich die Jünglinge und Mädchen zu Telesia nicht. Hier führte die Liebe die Herzen zusammen, und den Bund heiligte das Vaterland einen Monat darauf am Feste der Vaterlandsliebe.

An diesem Tage sprachen die Richter das Urtheil über die Jünglinge, und der beste Jüngling wählte zuerst unter den Mädchen, und so nach der Reihe, wie das Urtheil der Richter die Jünglinge edel oder minder edel erklärt hatte.

Der Tag, an dem die Mädchen der Venus ihr Opfer brachten, war erschienen. Mit dem anbrechenden Morgen dieses Tages versammelten sich die Mädchen im Tempel der keuschen Diana. Da opferten sie in stillen geheimnißvollen Gebräuchen

der keuschen Göttin. Nach und nach sammelten sich die Samnitischen Jünglinge um den Tempel, festlich gekleidet, die Haare mit Blumen durchflochten, und harrten dem ersten Strahle der Sonne entgegen, die die Mädchen zur Feier der Venus rief.

Wie die Sonne die Spitze des Tempels erhellte, so tönten die Flöten, und die Jünglinge drängten sich näher an die Säulen des Tempels, die Mädchen zu sehen, wenn sie heraus träten. Astor hatte sich an eine Säule des Eingangs gelehnt, unruhig und finster heftete er seine Blicke auf den edlen Silio, der an der gegenüberstehenden Säule des Tempels stand, und mit einem freundlichen Auge in den Eingang hineinsah.

Schüchtern, die Augen halb niedergesenkt, stiegen die Mädchen die Stufen des innern Tempels herab, und errötheten wie sie die Jünglinge vor dem Tempel erblickten, die mit einander flüsterten, und bald auf dieses Mädchen, bald auf jenes mit den Augen lächelnd hindeuteten. Bestinie kam, schon von Weitem suchte ihr Auge unruhig und heimlich unter den Jünglingen, sie sah den Astor an der Thüre des Tempels. Sie erröthete, sie zitterte, ihre Schritte wurden langsamer, und abwechselnd.

Astor heftete seinen Blick auf Silio, und Silio sah mit weit geöffneten Augen Bestinien daher kommen, und sein Auge folgte ihr still durch die Reihen der Mädchen. Kein Jüngling flüsterte mehr, wie Bestinie unter den Säulen heraustrat, keiner

deutete auf sie hin, aber alle betrachteten sie schweigend und ernsthaft, alle folgten ihr mit den Blicken, alle drängten sich dahin wo sie stand. Sie erröthete noch mehr, und schlug nach einem schnellen Blicke auf Astor das schöne Auge nieder und hob es nicht mehr.

Jetzt ertönten abermals die Flöten, das Zeichen des Ausbruchs. In langer Reihe giengen die Mädchen zwei und zwei mit Mirthe die wallenden Locken bekränzt und trugen Mehl in Körben, Oliven und Blumen. Hoch flatterte in der Morgenluft das Gewand und der schwebende Schleier der Mädchen.

Hinter ihnen giengen die Väter und Mütter der Mädchen, in Opferkleidern, und die älteste der Mütter trug die Krone der Schönheit, einen Kranz aus Immergrün, Mirthe und Veilchen gewunden.

Dann folgten die Jünglinge, die Hofnung Telesia's, dann zwei Ehre Flötenspieler, und dann im jauchzenden Gedränge das Volk, und so zogen sie still und ehrerbietig zu dem Tempel der himmlischen Venus.

Auf einer blühenden Wiese im Schatten eines Buchenhayns stand der Himmlischen heiliger Tempel. Als die Menge den Tempel erreichten, so erhoben die Flöten den Gesang, und die Mädchen sangen die Hymne:

Süße Venus! Herrscherin des Weltalls!  
so sangen sie und begrüßten mit andern Namen noch

die Göttin und nannten sie: Tochter Jupiters! Meerengebörne! Königin! dann opferten sie der Göttin die Körbe voll Früchte und Mehl, wuschen mit der heiligen Quelle die Bildsäule der Göttin, kränzten sie mit Myrthe und der wohlriechenden Bachmünze, tranken dann aus dem Opferbecher Milch und Mohnsaamen in Honig zerstoßen, und das Opfer war vollendet.

Da hob der Opfertanz an. Jetzt tanzten die Mädchen in Reihen, dann tanzte die Hälfte und der andern Gesänge begleiteten den Tanz, dann tanzten sie alle, und die Flötenchöre bliesen dazu, dann tanzte jedes Mädchen allein, die andern ruhten indeß und betrachteten die Jünglinge, die umher standen und die Tänze bewunderten.

Aber jetzt sanken die Schleier der Mädchen, und jedes Mädchen hüpfte zu seiner Mutter oder Vater, und die Väter streichelten den Töchtern die glühenden Wangen, und die Mütter schlugen ihnen die fallenden Locken oder falteten das Gewand auf den Schultern.

Darauf verlas der älteste Greis die Namen der Mädchen, die zum erstenmale das Fest der Himmlischen gefeiert hatten, und die älteste der Mütter hob die Krone der Schönheit hoch empor. Da tönte der Name: Vestinia! zum Himmel aus den Lippen der Jünglinge, das Volk jauchzte den Namen nach; der Mädchen Blicke wandten sich auf Vestinien, die glühend da stand, beschämt zur Er-



de sah, und dann ihr Gesicht an den Busen des Vaters barg, und heimlich vom Busen den Astor suchte, dessen Stimme sie unter den Stimmen der Jünglinge deutlich wahrnahm.

Die Matrone näherte sich ernsthaft, setzte Bestinien, die vor ihr kniete, den Kranz der Schönheit auf das Haar: und segnete sie:

Den Kranz der Schönheit haben dir die Stimmen aller Jünglinge gegeben, in einem Monate gebe dir das Herz des edelsten Jünglings den Kranz der reinen Liebe, und am Grabe geben dir die Unsterblichen den Kranz der Tugend, und du wirst den Göttinnen an Glük gleich sein! So sprach das Weib zu Bestinien, die ihre Knie umarmte, und laut schluchzte vor Rührung und Dankbarkeit.

Jetzt flogen die Jünglinge zu den Mädchen, Silto und Astor die beiden edelsten unter den Jünglingen, zu Bestinien. Astor ergriff des Mädchens rechte und Silto ihre linke Hand.

Laß das Mädchen entscheiden, Astor! rief Silto erhitzt: mit wem von uns beiden sie tanzen soll.

Wem sie die Blume vom Busen giebt, der sei ihr Tänzer! rief Astor bitter. Bestinia erröthete, und reichte mit einem zärtlichen Blike die Blume dem reizenden Astor.

Ich habe gesiegt, rief Astor: ich bin ihr Tänzer!

Und am Feste der Vaterlandsliebe geben vielleicht mir die Unsterblichen den Sieg! sagte Silto

kalt und ernst, trat zurück und ergriff keines Mädchens Hand zum Tanze. Unwillig lehnte er sich an eine Säule des Tempels, und sein Auge folgte der schwebenden Vestinie.

Am Abend trat er kalt zu Vestinien, ergriff ihre Hand und sprach: Vestinie, die Herzen aller Jünglinge und die Stimme des ganzen Volks haben dich mit dem Kranze der Schönheit beschenkt; den Kranz der Liebe theilen die Richter am Tage der Vaterlandsliebe dem Edelsten Jünglinge zu. Erhält Astor den Kranz der Liebe, so hast du wohl daran gethan ihm zuzulächeln, ihn an deine schöne Brust im Tanzen zu drücken; wenn aber mir die Götter den Kranz geben, so hast du nicht wohl daran gethan, ein Urtheil zu sprechen, daß die Richter des Vaterlands nicht billigen.

Du würdest einem andern Mädchen den Kranz der Liebe geben, erwiederte schüchtern und stotternd Vestinie und hob ein bittendes Auge zu Silio empor.

Ich würde den Kranz dir geben, sagte Silio ernst: denn dich hat das Volk für das schönste Mädchen erklärt, und dem edelsten Samniter gebührt das schönste Weib! so sprach er, und trat wieder zurück an die Säule, und gieng, wie der Tanz geendigt war, Vestinien immer mit seinen Blicken folgend, zurück mit ihr zur Stadt, bis vor ihre Hütte.

Astor und Vestinie waren kaum hinein, so

stürzten beide in die Laube ihrer stillen Liebe, und einander in die Arme. Lange hielten sie sich sprachlos umarmt. Astor! rief endlich Bestinie mit zitternder Stimme: hast du gehört, was Silio sagte? O Astor, Astor, was würde aus mir werden, wenn er wahr gesagt hätte. — Nein! nein! setzte sie nach einem kurzen Zögern hinzu: du wirst den Kranz der Liebe erhalten.

Astor hielt das Mädchen tiefsinnig im Arm, und antwortete seufzend, und sah ihr mit stiller Trauer ins Auge: die Götter werden uns schützen! Silio ist ein sehr edler Jüngling! sehr edel! setzte er noch einmal nachdenkend hinzu. Wehe uns, daß hier das Vaterland die Herzen vertheilt und nicht die Liebe! Bestinie! Bestinie! wenn ihn die Richter für tapferer, für edler erklären als mich, er erhält den Kranz, er setzt ihn auf deine Stirn, du wärst sein Weib, o bei den Sternen des Himmels, ich würde dich in seinen Armen ermorden, in seinen Armen!

Die letzten Worte rief er gewaltig, mit dem Ausdrucke des wüthendsten Schmerzens. Astor! Astor! seufzte Bestinia und sank schluchzend auf seine Schulter: ich in seinen Armen? nein! nimmermehr! eher in den Armen des Todes!

So klagten sie die Nacht durch, und mit dem ersten Strahle, den die Morgenröthe durch die Blätter drängte, rief Bestinie noch einmal und hielt Astor eng umarmt; nein! Astor, bei diesem Mor-

genlicht schwör ich dir, ich bin dir treu, treu bis die Urne meine Asche faßt. Sieh! da liegt der Kranz, der uns traurig macht. Sie zerriß wild den Kranz der Schönheit. Ich will nicht schön sein, als nur für dich! — Sieh, mein geliebter Astor, eben so leicht wie diese Blumen, zerretß ich deinetwillen, alle Bande, die mich an Samnium, an meine Hausgötter, an meine Verwandte fesseln. Fasse Muth, Astor! Ich kann sterben, wenn es sein muß, und wer das kann, was darf der fürchten?

Astor sank zu ihren Füßen, und sprach und bedekte ihre Hand mit Küssen: nein! Vestinie. Laß die Götter walten! Fliehen sollst du? ohne Vaterland, ohne Hütte, mit dir in den wilden Apennin umher irren? du, ein Raub des Hungers, die Beute wilder Räuber? Nimmermehr! Ehe mag Silvio dich sein Weib nennen, und mich mag der Gram tödten!

Er mahlte ihr die Schrecken der Flucht mit so grellen Farben, daß sie zitterte. Die Götter mögen walten! riefen sie beide zuletzt, sanken einander in die Arme, und die Sonne, die hervor kam, trennte sie. Sie giengen und benezten beide ihr Lager mit Thränen des fürchtenden Kummers.

Nach drei Tagen hoben die Kämpfe der Jünglinge an. Mit dem ersten Strahle der Sonne war Telesia in Bewegung. Väter und Mütter in festem Gewalt der Liebe I. Th. H

lichen Kleidern sammelten sich auf dem Markte, die weisesten Männer unter den Samnitern waren zu Richtern der Kampfspiele gewählt, sieben ehrwürdige Greise. Langsam schritten sie aus dem Tempel der Treue, wo sie geopfert hatten. Ein Freudengeschrei erhob sich, da die Jünglinge sich vor ihnen niederwarfen, und die Greise die Jünglinge an ihre Brust drückten, sie ermunterten, das Vaterland zu lieben, ihnen die erwartende Menge der Bürger zeigten, die von ihnen Thaten und Glück hofen und forderten. Dann kehrten die Jünglinge wieder zu ihren Verwandten zurück.

Jetzt erhob sich der Ton der kriegerischen Tuba, und langsam schritten die Greise vorwärts, hinter ihnen die Kämpfer, lauter Jünglinge von zwanzig Jahren, umgeben von ihren Verwandten. Hier befeuerte ein Vater, ein ehrwürdiger Greis, seinen Sohn durch Erzählung seiner Thaten zu ähnlichen. Des Jünglings Brust hob sich, die Muskeln der Arme strebten hervor, sein Gang ward stolzer und fester, mit einem herrschenden Blicke betrachtete er seinen Mitkämpfer, und wandte voll Begierde das Auge vorwärts zu dem Orte des Kampfes, und der Greis mußte ihn bitten langsamer zu gehen.

Hier bat eine Mutter den geliebten Sohn, und streichelte seine glühende Wange, die Gefahren des Ringens zu mildern. Schon viele sind besiegt, mein einziger Sohn, und wurden doch glücklich. Aber des muthigen Jünglings Auge schweift unter den

Mädchen, den Preis der Sieger, umher; sein Auge wird wild und drohend, seine Faust ballt sich in den zitternden Händen der Mutter.

Astor gieng allein. Sein Vater war schon dahin, seine nahen Verwandten faßte schon die Urne. Er gieng allein. Rückwärts schlug er sein Auge, wo Vestinia gieng; das nasse Auge auf Astor geheftet gieng sie neben ihren Vater, und hörte nicht, was der Greis ihr sagte: sie hob die Hände auf zu den Göttern, und Gebete und Seufzer stiegen aus ihrer Brust zu den Unsterblichen.

An der Seite seines Vaters gieng Silio daher. Er warf sein Auge bald auf Vestinien, bald auf Astor. Seine Wange röthete sich dunkel, wenn sein Blick Astor traf. Er schritt daher, als ob er schon dem Kämpfer entgegen gienge.

Das Volk jauchzte bald diesem, bald jenem zu, bewarf sie alle mit Blumen, und wünschte ihnen allen den Sieg, und so kam der schöne Zug zur Kampfbahn.

Die sieben ehrwürdigen Richter bestiegen die hohe Tribune. An beiden Seiten der Kampfbahn saßen die Mädchen, der Preis der Sieger. Die Schranken bildete das Volk im bunten Gemische. Die Kämpfer stiegen hinab vor die Tribune, und schwuren in die Hände der Richter, am Altare Jupiters dem Vaterlande den Eid der Treue. Das Volk jauchzte, die Mädchen warfen ihnen Blumen:

Kränze zu, die Mütter beteten und die Väter riefen ihren Söhnen Muth zu.

Der älteste Richter hieng einen Delkranz, den Preis des Wettlaufers, an die Säule, die unter der Tribune stand, und die Jünglinge warfen eilig die Oberkleider ab, und ihre Arme und Füße bewegten sich schon vorwärts, ehe das Zeichen des Laufes gegeben wurde. Silto maß mit dem Auge die Länge der Laufbahn, und wünschte sie länger; Astor betrachtete Vestinien, die sich über die Schranken hervorbog, und mit nassem Auge schnell die Laufbahn überflog, die Astor zu laufen hatte.

Das Zeichen zum Lauf wurde gegeben, Vestinie fuhr zusammen, ihr Auge ward trocken, Roth und Weiß jagten sich auf ihren Wangen, ihre Brust wollte zerspringen, ihre Füße bewegten sich zitternd.

Aber schon fern von ihr flog die Staubwolke, und in ihr die Jünglinge. Ein Fauchzen begleitete die Staubwolke. Nach und nach trennte sich die Wolke. Dort in der Ferne flog ein Nebel, hinter ihm ein anderer; ein Windstoß trieb den Staubnebel aus einander, zwei Jünglinge erschienen, und verschwanden aufs Neue im aufwallenden Sande. Alles war still, die Blicke auf die Fliegenden geheftet. Ein kurzes Geschrei ertönte, wenn ein Nebel sich dem andern näherte oder ihm zuvorkam. Jetzt hörte man schon durch die Stille das Rauschen des Laufes. Zwei Jünglinge wurden sichtbar. Sie flo-

gen neben einander. Vestiniens Wange ward bleich. Sie erkannte Astor, sie hob die Hände empor, sie flog mit ihrem Auge die Bahn hinauf, die er noch zu laufen hatte, sie drängte sich über die Schranken, Götter! Götter! rief sie. Die beiden Läufer waren da, beide ergriffen den Delkranz, beide wollten ihn in die Hdh heben, und jeder hob nur die Hälfte des Kranzes der Tribune entgegen. Sie hatten ihn zerrissen.

Es war Silio und Astor. Ein lautes Fauchen erhob sich, die Mädchen bewarfen sie beide mit Blumen. Silio sah mit einem stolzen unwilligen Blick auf Astor, Astors Blick flog zu Vestinien, die ihm zulächelte, und ihm die Arme hinab entgegen streckte. Die übrigen Jünglinge kamen an. Alle keuchend und mit Schweiß bedekt. Astor und Silio wurden zu Siegern ausgerufen, und der Laufkampf war geendigt.

Ein Summen, gleich dem Summen eines Bienenschwarms, verbreitete sich nun um die Schranken; das Volk lobte den, tadelte jenen, bis die Tuba Stille gebot, und die Jünglinge aufs neue versammelte.

Gleich schwere Scheiben von Erz, legten Sklaven zu ihren Füßen nieder, und Rieme, die Scheiben zu werfen. Die Scheiben erhoben sich in die Luft, und mit ihnen stieg jedesmal das Geschrei des erwartenden Volks zum Himmel.

Silio's Scheibe lag am weitesten, neben ihr



Ustors Scheibe; und dann in weitem Entfernungen lagen mit Sande bedekt der andern Jünglinge Scheiben.

Noch tönte dem Sieger das Freudengeschrei, als schon die Jünglinge die Gewänder abwarfen, Sklaven wuschen mit wohlriechendem Oele die Arme und Schultern der ungeduldigen Kämpfer. Die Loose wurden geworfen, und Silio traf das Loos mit Ustor zu ringen. Laut jauchzte er auf vor Freude, wie sein Name und Ustors verlesen wurde, und Vestinie ward bleich und zitterte.

Mit schnellen Schritten flogen die Jünglinge auf einander ein, allein das Volk sah nur Ustor und Silio, die noch einen Augenblick den Kampf der übrigen betrachteten, mißtrauisch auf einander blickten, und dann muthig auf einander losflogen.

Der Sieg schwankte lange zweifelhaft. Bald bog Silio den Ustor zurück, dann entglitschte Ustor den Armen seines Feindes, umfaßte ihn mit neuer Stärke, und trieb ihn zurück. Schon war der Kampf der andern geendigt, und Silio lag noch immer an Ustors Brust, die Arme um seine Schultern gewunden, und von ihm eben so fest gehalten. Alle Muskeln der beiden wirkten, und dennoch schienen sie unbeweglich da zu stehen, wie eine leblose Bildsäule von zwei Kämpfenden.

Heißer Schweiß troff von ihren Schultern, fest standen sie Fuß an Fuß, Knie an Knie und Brust an Brust. Jetzt bog Silio Ustorn zurück, er wankte

te. Astor! rief Bestinie laut durch die erwartende Stille. Astor hörte die Stimme, wild faßte er den Sieger, er hob in auf, Silio stürzte nieder in den Sand. Ein Freudengeschrei folgte.

Beschämt und wüthend sprang Silio auf, und umfaßte schnell noch einmal den Astor, und bog ihn zur Seiten nieder. Nahe war Astors Fall, er wandte sich und Silio sank mit ihm zu Boden. Kraftlos lagen sie da, wie zwei Freunde, die unter süßem Geschwätz entschlummert sind, Brust an Brust, Hand in Hand.

Langsam standen sie auf, ein Mädchen hätte sie beide niedergedrungen, so ermattet waren sie; Astor konnte kaum den Kranz, die Belohnung des Sieges empor halten, sein Arm sank, ohne den Kranz auf die Lokon zu bringen.

Die Kämpfe waren vollendet. Man gieng zur Stadt zurück, und Bestinie drückte im Vorübergehen dem geliebten Sieger heimlich die Hand, und in des Jünglings mattes Gesicht stieg ein zweifelhaftes Lächeln, sogleich wieder verlöscht durch die sinkenden Muskeln.

Bestinie drückte den Sieger am Abend an ihre entzückensvolle Brust. Sie hielt den Sieg Astors für ein Vorbedeutungszeichen des Sieges am Tage der Vaterlandsliebe, sie dankte den Göttern, sie wünschte den Tag herbei, und sah nicht wie tieffinnig Astor neben ihr saß und eine Falte ihres Gewandes betrachtete und zwischen seinen Fin-

gern sie bald so bald anders schlug, ohne ihr Entzücken zu theilen.

Näher kam der Tag, stiller und trauernder ward Astor, auch Bestiniens Entzücken verlor sich in bange Furcht und schwebende Hoffnung.

Morgen ist der fürchterliche Tag! rief Astor endlich. Morgen, Bestinie! er hieng mit seinen Lippen an ihren. Das ist vielleicht der letzte Kuß, den ich dir gebe! setzte er still hinzu.

Der letzte? rief sie und ward bleich wie eine Lilie. So saßen sie in stillen schweigenden und schmerzhaften Umarmungen. Der Morgen kam herauf, Bestinie! Bestinie! sagte der Jüngling, und reichte dem Mädchen die Hand: der Morgen ist da. Lebe wohl! sie sahen sich beide zitternd und schweigend an. Wird ich dich wiederssehen? fragte Astor. Bestinie sank weinend auf seine Schulter, drauf hob sie sich auf: Astor! seufzte sie: und zog einen Dolch aus ihrem Busen, zeigte ihm den Dolch und sprach still und fest: ich bin dein!

Leb wohl! rief sie dann laut, und fiel an seine Brust. Leb wohl! schluchzte sie, und drückte ihre Thränen in seine. Leb wohl, seufzte sie noch einmal leise, ward bleich, streckte die Arme gen Himmel, und sank vor dem Altar der Göttin.

Astor betrachtete sie, rang die Hände, leb wohl! rief er und gieng durch die Oefnung der Mauer.

Astor! Astor! sagte Bestinia, wie sie sich vom

Altar in die Höhe hob, ich bin dein! und sie gieng zitternd zur Hütte zurück.

Auf dem Markte war schon das Volk versammelt, da die beiden Liebenden sich verließen. Schon sammleten sich die Greise des hohen Rathes, und bestiegen die erhabene Tribune. Der Herold gebot Stille, und das Volk reihete sich in einem großen Kreise um die Tribune.

Alle Priester, prächtig gekleidet, führten mit Gesängen und dem Tone der Flöten die Jünglinge vor die Tribune. Weiter entfernt führten die Priesterinnen die Mädchen über den Markt zum Tempel der Venus, dort das Ende des Gerichts zu erwarten.

Glühend roth giengen die Mädchen, schamhaft in ihre Schleier gehüllt, folgten sie den Priesterinnen, ihre Schritte zögerten, wie sie auf dem Markte waren, sie verschwanden ungern in die Gasse, die zum Tempel der Venus führte.

Bleich gieng Vestinia unter ihnen, das Auge auf den Boden geheftet, den Schleier tief hinab geschlagen. Thränen benetzten ihren Schleier, wie sie gieng, und sie setzte sich matt im Tempel auf eine Stufe des Altars, und der geringste Laut erschreckte sie, daß sie bebte.

Jetzt wurden vom Herolde die Namen der Jünglinge verlesen, und der Vorsteher ermahnte das gesammte Volk ohne Scheu anzuklagen oder zu loben.

Ehrerbietig standen die Jünglinge am Fuß der Tribune, ihre Augen auf den Herold gerichtet, der die Rolle mit ihren Namen in den Händen hielt.

Leo! rief der Herold, und in die Wange des Jünglings goß sich eine hohe Röthe, seine Brust flog, seine Arme hoben sich unwillkürlich. Leo! rief der Herold noch zweimal. Eine Todtenstille im Volk.

Der Vorsteher reichte dem Herold eine Rolle. Mit lauter Stimme las der Herold die Thaten der Vorfahren Leo's.

Das waren deine Ahnen, Jüngling! sprach der Vorsteher, nachdem der Herold geendigt hatte. Höre nun deine Thaten, welche du deinem Vaterlande gethan hast. Er nannte die Schlachten, bei denen Leo gegenwärtig gewesen war. Wo sind die Zeugen der Tapferkeit, Leo? fragte er dann den bestürzten Jüngling. Leo sah umher unter der Menge, und Männer traten hervor, die er in Schlachten gerettet hatte. Hier zeigte sein Vater Speere, Schilde und Pferde, die er erbeutet hatte; die Zeugen wurden vernommen, und der Herold zeichnete seine Thaten auf die eine Seite der Pergamentrolle.

Siehe deine Thaten, Leo! rief der Vorsteher ihm zu, und zeigte ihm die Rolle. Vermehre sie Jüngling, dein Vaterland hat sein Auge auf dich gerichtet! Herold ließ seine Klagen. Der Herold las die Klagen, welche seine Mitbürger den Abend

vorher auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt hatten.

Der Jüngling vertheidigte sich. Zeugen wurden abgehört, und die wahr befundenen Klagen zeichnete der Herold auf die andere Seite der Rolle. Schamhaft schlug Leo die Augen nieder, und barg sich unter dem Haufen der Jünglinge.

So wurden die Namen aller Jünglinge nach einander ausgerufen, und ihre Thaten gewogen und aufgezeichnet.

Ustor! rief der Herold, und Ustor ward blaß und zitterte; o ihr Götter! rief er, und betrachtete Silio, der noch kalt und erwartend da stand. Die Thaten seiner Ahnen wurden verlesen. Höre nun deine Thaten! rief der Vorsteher, und Ustor reichte Silio wehmüthig die Hand: Silio! sprach er, und verschluckte das, was er noch sagen wollte. Eine Thräne stand in seinem Auge. Silio betrachtete ihn, und fragte: was ist dir, Ustor? Wahrlich, du darfst beim Lesen deiner Thaten nicht erröthen!

Hunderte brachen jetzt aus dem Haufen eilig hervor, und alle Stimmen riefen vermischt, mich hat er gerettet! mich hat er mitten aus den Feinden getragen. Die Fliehenden hat er aufgehalten! — Da war er der erste auf der Mauer! — dort hat er allein den Angriff der Feinde an unsrer Mauer abgehalten, bis Hülfe kam. So riefen hunderte, neue hundert Stimmen tönten von sei-

ner Wohlthätigkeit, von seiner Großmuth, von seiner Güte.

Astor zitterte vor Freuden, da er die Stimmen vernahm, hier sank er einem Bürger in die Arme, dort drückte er einem die Hände. Astor! der edele, der beste! schrie das ganze versammelte Volk.

Herold, laß seine Klagen! der Herold laß. Astor vertheidigte sich lebhaft, und der Einzige der ihn angeklagt hatte, nahm seine Klage zurück; seine Thaten waren verzeichnet.

Silio! rief jetzt der Herold. Silio hob sein Auge unerschrocken und blickte kalt unter die Menge, sein Fuß stand fest, seine Hand blieb gestemmt auf seiner Hüfte.

Man laß die Thaten seiner Ahnen, und Silio blieb kalt stehen, wie er vorher stand. Seine Thaten waren verzeichnet.

Jetzt stiegen die Richter hinab und opferten noch einmal am Altare Jupiters, und schworen gerecht zu richten. Ein ungeduldiges Flüstern erhob sich im Volk; Astor ahndete dieser, jener Silio. — Astor stand, die Hand vor die Stirn gelegt, er betrachtete tief nachdenkend und kämpfend Silio, der von Zeit zu Zeit einen finstern Blick auf Astor warf.

Die Richter hatten geopfert; sie traten am Altar in einen Kreis, sie sammelten die Stimmen, sie bestiegen die Tribune.

Stille des Grabes im Volk! Stille des Grabes unter den Jünglingen!

Der Vorsteher erhob sich. Ustor: rief er, und Ustor sank in den Staub, seine Wange wollte vor Blut zerspringen, seine Brust flog, seine Arme hienzen leblos herab.

Ustor, du hast zwei Stimmen mehr als Silto? Nimm den Kranz! Er reichte dem zitternden Jünglinge den Kranz von der Tribune!

Ustor! Ustor! so riefen zehntausend Stimmen. Ustor! Ustor! tönte es wieder!

Hört ihr rufen? schrie die Priesterin im Tempel der Venus den harrenden Mädchen zu: Ustor hat den Kranz!

Ustor? fragte wild auffspringend und mit rollenden Augen Bestinie: Ustor? — o himmlische Götter! und dann sank sie bleich, athemlos, zitternd in der Priesterin Arme und erstarrte.

So lag sie einige Augenblicke, und die Mädchen sammelten sich helfend um sie her. Ustor! rief sie noch einmal und flog auf; o seht ihr! seht ihr! Er ist's; O ihr Götter, ja, er ist's! Habt Dank, ihr alle! und nun flog sie zitternd in die Arme der Mädchen, und preßte sie mit übermäßiger Gewalt an ihren Busen.

O laßt uns gehen! laßt uns um der Götter willen gehen! was zögert ihr?

Die Priesterin hielt das entzückte Mädchen zurück: noch ist kein Bote hier, der uns ruft, Bestinie!

Kein Bote? o um der Götter willen, woher wißt ihr denn, daß es Ustor ist? —



Astor hat den Kranz! riefen einige Bürger, die zum Tempel der Venus geeilt waren, den Mädchen die Nachricht zu bringen. Astor hat den Kranz! riefen sie und wischten sich die Augen beim Anblicke des Entzügens Bestiniens.

Er hat den Kranz! rief Bestinie laut auf, und schluchzte an dem Halse des Mannes, der ihr die Nachricht gab. Astor hat den Kranz! und nun sank sie ermattet auf die Stufen des Tempels.

Arme Bestinie, du brichst eine duftende Blume, und der bezaubernde Duft ist Gift!

Der Vorsteher reichte dem Astor den Kranz von der Tribune. Silio schlug mit einem bittern Blicke seine Augen in die Wolken, und Astor erhob sich vom Boden: nein, sprach er: ich kann den Kranz noch nicht annehmen. O Silio! Silio! rief er, und sank im Uebermaße des Schmerzes auf Silio's Schulter; ich kann nicht schweigen! ich muß reden, und du wirfst mir den Dolch in die Brust drücken! Hört mich an, Väter Samniums! Hört mich, versammeltes Volk!

Ich bin der unglücklichste aller Samniter! Hört mich, und dann laßt mich sterben!

Im Frühjahr kam hieher ein Fidenat Belejus, ein Gastfreund von Silio.

Astor, rief Silio: Astor, daß weißt du?

Laß ihn reden! rief das Volk. Rede, Astor!

Der Fidenat kommt in Silio's Hütte, die Augen mit Thränen benezt, die Wange bleich, und

bittet Silio ihn einige Zeit zu beherbergen, um seinen Gram zu zerstreuen.

Silio fragt ihn, und Belejus erzählt, daß der König von Alba sein junges Weib geraubt habe; o! ruft er: ich liebe sie mehr wie mein Leben. Ich habe dem Könige von Alba alle meine Güter geboten, und der Grausame verlangt noch mehr, meinen einzigen Sohn zum Sklaven, um mein geliebtes Weib zu geben.

So spricht Belejus, und Silio schweigt, bittet seinen Gastfreund, bis er eine kleine Reise vollendet habe, in seiner Hütte zu bleiben. Belejus verspricht es, und Silio gürtet sein Schwert um die Hüfte, nimmt zwei Wurffspieße, und geht über den Apenin nach Alba.

Abends kommt er hier an. Ruhig geht er in das Haus des Königs, und ersucht ihn um ein Nachtlager. Der König bewilligt es. Spät am Abend, wie die Sklaven sie beide verlassen haben, so steht Silio kalt auf, und sagt ruhig zum Könige von Alba: Höre mich, König. Du siehst einen Mann vor dir, der ruhig mit dem festen Vorsatze hieher gekommen ist, hier in Alba zu sterben. Ich rufe alle Götter zu Zeugen!

Der König erschrickt und fragt: was willst du von mir?

Dich überzeugen, antwortete Silio: daß es nicht helfen würde deine Sklaven zu rufen; denn so wie du deine Lippen öfnest; sieh! bei Jupiters

furchtbaren Blitzen! so durchbohrt mein Schwert dein Herz! Höre mich also ruhig an.

Er zog sein Schwert. Fürchte nichts, König von Alba, sprach er weiter: und höre mich! du hast Belejus Weib geraubt. Ich bin hier, das Weib dem Belejus wieder zuzuführen. Rufe das Weib, übergieb es mir, und geh du diese Nacht mit mir bis ans Gebürge, mit Aufgang der Sonne gehst du dann zurück, und ich und das Weib gehn unfern Weg.

Willst du das nicht, so bin ich entschlossen, wenn ich meinem Gastfreunde nicht helfen kann, wenigstens sein Rächer zu sein: ich bin entschlossen, dich zu tödten, und dann ruhig mein Schicksal zu erwarten. Wähle!

Er setzte sich ruhig nieder. Der König sann lange, endlich reichte er Silio die Hand: Du hast überwunden, Fremdling. Du sollst das Weib haben. Er rief das Weib. Druse kam, ihr verweintes Auge, ihre blasse Wange zeugten, daß sie es wäre.

Folge uns Weib! sprach Silio: und die drei giengen in der Nacht aus Alba. Silios gezukter Dolch erhielt den König in Furcht. Sie kamen ans Gebürge. Hier verließ der König sie, und Silio und das Weib giengen über das Gebürge. Druse kannte den Fremdling nicht. Schweigend giengen sie beide, bis sie endlich nach Telesia kamen.

Still führte Silio das Weib in die Hütte. Druse, rief Belejus: Belejus, rief Druse, sie sanken

beide in sprachlosen Entzücken einander in die Arme, und Silio — o Silio! du hast den Kranz verdient, nicht ich!

Silio hat den Kranz verdient! rief das Volk, und einstimmig riefen die Richter: Silio hat ihn verdient! Nimm den Kranz, Silio!

Silio nahm ihn, und eine Thräne floß über seine warme Wange.

Ach, hob Astor auf's neue an: nun hört auch die Angst, die fürchterliche Angst, die mich, mich preßt. — O hört mich noch einen Augenblick, geliebten Mitbürger! Silio! Silio! rief er und warf sich an Silio's Brust.

Auch du, Astor! hast eine That gethan, die ich allein kenne. Die Götter werden sie dir lohnen! antwortete Silio. Aber von wem weißt du meine heimlichste That?

Meine Schwester erzählte sie mir, ach! und sie sagte mir vorher, daß diese That die meinigen besiegen würde. Sie weiß sie von deiner Schwester.

Sagte sie das vorher? sprach Silio lächelnd.

Da kommen die Mädchen! riefen jetzt tausend Stimmen.

Astor erhob noch einmal verzweifelnd Stimme und Hände; aber die Gesänge der Mädchen, das Geräusch der tausend Stimmen des Volks verschlang seine Bitten. Die Mädchen näherten sich.

Voran eilte jauchzend und zitternd die glückliche Gewalt der Liebe I. Th.

Bestinie. Der Haufen des Volks öffnete sich, und ließ die Reihen der Mädchen sich nähern. Ungeduldig suchte Bestiniens Auge Astor. Sie sah ihn noch nicht vor dem Volke. Der letzte Kreis des Volks zog sich auseinander: Silio! hörte des Mädchens Ohr, in Silios Händen sah des Mädchens Auge den Kranz, Astor war bleich an die Tribune gesunken. Silio ist Sieger! rief der Vorsteher, Silio wiederholte jauchzend das Volk.

Finsterniß umgab Bestiniens Auge, sie wollte aufschreien, und konnte nicht, ihr Athem stakete, der Boden unter ihr schwankte, die Versammlung verschwand vor ihren Blicken, sie sank zu Boden.

Silio du triffst! schrie Astor, und zog den Dolch mit rollenden Augen. Silio entriß ihm ruhig den Dolch, und sprach edel: Astor, willst du deine Thaten wie ein Weib enden, die stirbt um nicht zu leiden? Sei ein Mann; Hat Samnium keinen Feind mehr, wenn du sterben willst? —

Bestinie seufzte, und schlug die Augen auf: Wo bin ich? Astor! Astor!

Der Herold gebot Stille, und ließ nun die Namen der Jünglinge, wie sie die Mädchen wählen sollten. Des Volkes Blicke hiengen auf Bestinien, deren Augen umherflogen, deren Hände zitterten. Sie wollte reden, sie öffnete die Lippen, nur Seufzer und halbe Worte kamen hervor.

Wähle Silio! rief der Vorsteher. Astors Wange ward bleich, Bestinie hob ihre Blicke zum Himmel.

Silio gieng gerade auf Bestinien hin; laß das Mädchen dem Jüngling! riefen einige weinende Stimmen in flehendem Tone. Silio setzte den Kranz auf Bestiniens Haar.

Eine Todtenstille! Bitter lächelnd sah Bestinie dem Silio einen Pulsschlag lang ins Auge, und dann flog sie auf Astor ein, der noch immer an die Tribune sich lehnte. Sie drückte ihre bleichen Lippen auf seine, und rief: Astor, dieß ist der letzte Kuß deiner Bestinie! und dann zuckte sie den verborgenen Dolch.

Silio war ihr gefolgt, und entriß ihr den Dolch; Bestinie! sprach er sanft: ich habe dir den Kranz gegeben, weil ich es dir an der Frühlingsfeier der Venus versprach. Gib ihn deinem Astor wieder; denn er verdient ihn, nicht ich, und sei sein glückliches Weib!

Ich kannte eure Liebe, wie du meine That kanntest. Meine That erzählen war dir eine größere That, als meine That thun. Höre mich Volk! Ich wähle Astors Schwester, Herse. Er schlang seine Arme um Herse. Die Jünglinge hatten gewählt, und Astor und Bestinie standen noch immer sprachlos da, bis endlich das laute Jauchzen des Volks sie aus ihrer Betäubung weckte. Sie warfen sich vor Silio nieder, umarmten seine Knie, und das Volk weinte mit in ihre Thränen, und Bestiniens und Astors Hochzeitfest war ein Festtag für ganz Telesia.

## L i e b e   u n d   A c h t u n g .

Die Liebe ist

Das Einzige auf diesem Rund der Erde,  
 Was keinen Käufer leidet, als sich selbst.  
 Die Liebe ist der Liebe Preis. Sie ist  
 Der unschätzbare Diamant, den man  
 Verschenken, oder, ewig ungenossen,  
 Verscharren muß.

D o n   K a r l o s .

Stellen Sie sich ein Thal vor, meine lieben Leserrinnen, ohngefähr ein Stündchen lang und fast eben so breit, das sich nach und nach aus dem Mittelpunkte nach allen Seiten sanft in die Höhe zieht, und überall auf den Höhen von Holzungen, die hier tief in das Thal hinab steigen und dort auf der Höhe Kornfelder umschlingen, eingefast ist; stellen Sie sich weiter mitten im Thale ein reizendes Dörfchen vor, dessen Häuser über die Wipfel von Weidenbäumen, die längst einem kleinen Flusse sich hinziehen, und durch das dunkle Grün von schönen Linden und Kastanien hervorblicken; an dem Dörfchen einige Teiche, mit einer Mühle, Wiesen, Kornfelder, und hundert Fußsteige, die

aus dem Dörfchen hervorkommen, und oben auf den Höhen sich im Walde verlieren. Bemerken Sie am Ende des Dörfchens, am Teiche ein gutes Haus, vor jetzt die Wohnung eines Verwalters, am andern Ende des Dorfs, ohnweit der Kirche, zwei andre gute Häuser, die Wohnungen des Pfarrers und des Oberförsters, und Sie haben den Schauplaz dieses Romänchens.

Ich gestehe, daß auf einem so beschränkten Schauplaze wenig Raum zu Schiffbrüchen, Entführungen, Häscher = Gefängniß = und Bordel = Scenen ist; allein, wenn Sie bedenken, daß hier in diesem kleinen Thale Menschen wohnen, die Herzen haben, und daß das Herz der unendlich weite Schauplaz ist, auf dem meine Personen spielen werden; so werden Sie mir wohl verzeihen, daß ich Sie nicht aus diesem Thale herausführe, als höchstens bis in den nächsten Marktfleken, der von meinem Dörfchen nicht weiter als eine gute Meile entfernt liegt.

Der Prediger des Orts, Namens Waller, war eine von den gutherzigen Seelen, denen ein immer gleichförmiges und bequemes Schicksal eine ruhige Güte des Herzens gegeben, erhalten, vermehrt, und endlich gesichert hatte. Er war ohne alle Prätensionen, voll Liebe gegen seine Frau und Tochter, weil sie ihn wahrhaft liebten und ehrten, voll herzlichen Wohlwollen gegen alle Menschen, weil sie ihm nie Böses zugefügt hatten.



Ruhiger muß keines Menschen Sinn, und keines Menschen Schicksal je gewesen sein, als das Schicksal dieses Predigers. Er predigte, katechesirte, gieng spazieren, sah den Oberförster die Woche zweimal bei sich, und war zweimal bei ihm, erzog seine Tochter, oder vielmehr sah sie aufwachsen, und unter diesen guten Menschen gut werden; und ein Jahr gieng nach dem andern hin.

Der Oberförster, ein langer, edel gestalteter Mann, mit einer eben so edlen starken Seele, mit einem Verstande, der in der Welt gebildet war, voll Lebens-Weisheit, die sich ganz allein auf seine Schicksale gründete, ernst und rauh von aussen, weil er unter vielen bösen und guten Menschen gelebt hatte, hatte einen Sohn den er unglaublich liebte, und den er freilich sorgsamer erzog als der Prediger seine Mine.

Als Kinder schon waren Mine und Ludwig täglich beisammen. Der Oberförster hielt seinem Sohne einen Informator, an dessen Unterricht Mine Theil nahm. Der Informator war gerade so gut, um die schönen Herzen der Kinder nicht zu verderben. Er gab täglich seine vier Stunden Unterricht, und saß dann und elaborirte Predigten oder studirte die Dogmatik und die beiden Kinder trieben ihr Wesen im Garten oder auf der Wiese an dem Flusse.

Der Oberförster hatte manche gute Bücher, und der Informator las ihnen zuweilen aus Gellerts Fa-

beln vor und ließ sich vorlesen, ließ hin und wieder andere Bücher mit den Kindern und bildete unvermerkt ihren Geschmack am Lesen.

Klavier spielte Waller, der Oberförster sang, die Kinder sangen mit, wenn Waller einen Choral oder eine Arie anstimmte. Der Informator spielte auch, und gab beiden Unterricht, Minchen lernte die Arien aus dem Kopfe, Ludwig lernte wirklich nach Noten spielen. Mit jedem Jahre vermehrten sich die Mittel beider Kinder, sich ohne Langeweile zu beschäftigen.

Die Begebenheiten des Oberförsters, die der alte Mann mit großer Lebhaftigkeit stückweise manchen Abend erzählte, und mit Bemerkungen über Menschen, Tugend, Laster und Schicksal mit einem eindringenden Interesse ausfüllte, gaben den Herzen beider Kinder eine Energie, die der Prediger auf keine Weise hervorgebracht haben würde.

Diese Menschen machten eine sehr gute und eine sehr glückliche Familie aus. Die immer gleiche Güte des Predigers, seine Sanftmuth, seine zutrauliche Einfalt, der Adel des Oberförsters, sein Ernst, sein schöner lebhafter Eifer für Tugend, seine Weisheit; die Häuslichkeit und Bescheidenheit der Predigerin, (der Oberförster war Wittwer) gaben beiden Kindern eine so feine Bildung des Herzens, eine so natürliche Stärke des Verstandes, daß sie auch der sorgsamsten Erziehung der künstlichsten Pädagogik Ehre gemacht haben würden.

Rollins Weltgeschichte war die Lieblingslektüre des Oberförsters, sein Ludwig mußte ihn Abends zuweilen vorlesen. Anfangs hatte das seine Schwierigkeiten, besonders wenn er Minchens Stimme vor dem Fenster hörte; allein welches Kind hätte noch kein Interesse am Cyrus, Romulus, und den alten Mythen gefaßt. Nach kurzer Zeit las Ludwig mit einem so großen Eifer vor, daß er sogar mit Hand und Fuß dabei gestikulirte, Thränen vergoß und davon träumte.

Am andern Tage saßen dann beide Kinder unter einem Apfelbaume im Garten, und Ludwig erzählte Minchen, die emsig zuhörte, mit einem Leben im Ausdruck, Stimme, Auge, Hand und Stellung, die Geschichten der Römer und Griechen, daß Minchens Seele die Geschichten mit einer unglaublichen Lebhaftigkeit faßte. So erzählte er ihr Virginiens Geschichte. Minchen hatte ihre Hand auf seine Knie gelegt, und sagte von Zeit zu Zeit mit einem Engellächeln: Nun Ludwig? —

Ludwig erzählte, beschrieb die Wuth, mit der Scilius sich durch das Volk drängt, seine Virginia in seine Arme schließt, dem Decemvir droht; und Minchen standen Thränen in den Augen, sie drängt sich an Ludwig an, legt die Hand um seine Schulter und seufzt einmal über das andere: O!

Virginius kommt an. Ach! so seufzt Minchen aus vollem Herzen. Der Vater ersticht die Tochter. O nein, Ludwig! ruft schauernd Minchen und weint

heiße Thränen in Ludwigs Loken, in welche sie ihr Auge verbarg.

Man denke, welchen tiefen Eindruck, die Geschichte auf die beiden Kinder machen mußte; auf Ludwig, der sie in der Absicht las, sie Minchen wieder zu erzählen, and auf Minchen, die sie von einem solchen Erzähler hörte.

Das wußten Minchen und Ludwig nicht, ob die Geschichten jetzt oder vor vier tausend Jahren vorgefallen waren. Das kümmerte sie wenig. Ihr Herz erhielt dadurch nicht minder diese reizende Empfindlichkeit, diese tiefen Gefühle, die das überschwengliche Glück und Elend unser's Lebens machen können.

Bei Ludwig wurde dadurch noch ein edler Freiheitsfinn, eine Festigkeit, ein muthiger Heroismus des Charakters gegründet, der dem Weichen, das er im Umgange mit diesem sanften, und unglaublich nachgiebigen Kinde erhalten haben würde, die Wage hielt.

Ludwig fieng auch französisch an. Er übersetzte nach einiger Zeit ganz gut, weil sein Unterricht von seinem Vater in dieser Sprache sehr lebhaft war.

Das erste Buch, das er zusammenhängend in dieser Sprache las, war tausend und Eine Nacht.

Sein Vater nützte die Neigung, die der Knabe hatte, diese anziehenden Mährchen Minchen zu

erzählen; er las eine Geschichte mit ihm, bis dahin, wo der Held in einer Katastrophe sich befand, dann überließ er es ihm, die Geschichte zu vollenden, und Ludwig machte dadurch mächtige Fortschritte in der Sprache.

Wie übereinstimmend die Herzen dieser Kinder fühlen, und ihr Verstand denken mußte! Ludwig war in allen Minchens Lehrer, es war kein Gedank in Minchens Kopfe, den er nicht gehabt oder erregt hatte, kein Gefühl in ihrem Busen, das nicht durch seine Erzählung, durch seine Blicke, durch seine lebhafteste Miene erregt, oder mit seinen Thränen in ihren Busen geflossen war.

Sie waren wirklich *E i n* Herz und *E i n e* Seele, und wahrhaftig, wenn Kind sein, ein Glück ist, so haben diese beiden es in einem hohen Grade genossen; denn sie waren noch Kinder, da Ludwig sechszehn und Minchen vierzehn Jahre alt waren. Ludwig hatte die Anwartschaft auf seines Vaters sehr einträglichen Dienst. Sein Vater unterrichtete ihn spielweise in den Pflichten und Kenntnissen seines künftigen Amtes. Ludwig war, da er sechzehn Jahre alt war, im Gehölz, oder auf der Jagd, oder bei den Forstregistern, längst ein Mann, und bei Minchen noch immer ein Kind.

Immer die gleiche Anhänglichkeit an einander, die gleiche süße, nichts ahnende Unschuld, in ihren Gesprächen, in ihren Wanderungen, durch Feld und

Wald, in ihren Spielen und Refereien, in ihrem Vorlesen und Erzählen.

Kam Ludwig mit seinem Vater aus dem Forste, hatte Bäume angeschlagen oder ein Revier untersucht, so war er Mann, er wies die Förster an, tadelte hier eine Nachlässigkeit, lobte eines andern Fleiß und Achtsamkeit. Er kam jetzt den Weg zu seinem Hause hinab, Minchen flog ihm entgegen: guten Tag, Ludwig! Guten Tag, Mine!

So hieng sich Mine an seinen Arm, stand bald, scherzte, tändelte mit ihm, streichelte seinen Mordax, der an ihr in die Höh sprang, nahm ihm zu Haus die Büchse und Schießtasche ab, durchsuchte die Tasche, nach den Blumen oder Früchten, die er ihr mitbrachte, und dann beide hand in hand in den Garten, und da war der junge Jäger geschäftig, einen handbreiten Kanal durch Minchens Gartenstück zu leiten, ein kleines Lusthäuschen von Holz zu schnitzeln, und andere kindische Kleinigkeiten mehr zu treiben.

Sie waren Kinder und blieben Kinder. Der Prediger merkte den Mißstand zwischen Fahren und Benehmen der beiden nicht. Beide waren gut, und so wars ihm schon recht. Der Oberförster lächelte wohl zuweilen, wenn er sah, wie das vierzehnjährige Mädchen über den Weg hinhüpfte, seinem Sohn entgegen, ihm auf der Gasse den Schweiß trofnete, eine aufgegangene Loke von neuem schlug, mit einer Haarnadel befestigte, und das Angesichts aller Leute,

oder wenn sie beide im Garten sich haschten und dergleichen trieben.

Hm! sagte er dann lächelnd: aus dem Dorfe dürfen sie beide nicht, und so mag es immer gehn!

Sie wurden auch noch eben als Kinder selbst von den Domestiken behandelt. Minchen! riefen die Mägde, und Minchen hüpfte hinzu: was giebt's? — Sie tranken noch immer nach der alten Gewohnheit mit den Eltern keinen Kaffee, und Ludwig bekam bei dem Prediger noch immer zuletzt eine Tasse Kaffee, die er vom Tische holen mußte, um den, die Alten saßen, und dann gieng er zu Minchen ins Fenster, und sie tranken dort flüsternd, wie Kinder, die ihnen erlaubte Tasse.

Inniger konnten nicht zwei Menschen an einander hängen, als Ludwig und Minchen. Alles was sie thaten, alles was sie dachten, was sie fühlten, die geringfügigste ihrer Handlungen hatte Beziehung auf einander.

Der frühe Morgen vereinigte sie schon, Ludwig half in der Küche Minchen Holz unterlegen, Wasser zum Kaffee kochen, und war der Kaffee gekocht, so holte Minchen dem lieben Jäger seine Büchse, seine Tasche, machte ihm drüben sein Frühstück zurecht, setzte ihm den Hut auf, und nun schlenderte sie mit ihm unter der Kastanienallee bis an den Eingang des Holzes, drückte ihm noch einmal die Hand, gab ihm noch einmal einen Kuß,

knüpfte ihm noch einmal ein, ja recht bald wieder zu kommen, und gieng dann zurück.

Bis dahin, da Ludwig zurück kam, arbeitete sie still für sich, gieng von Zeit zu Zeit ans Fenster oder vor die Thüre, ihm entgegen zu sehen, und dann mit einem freundlichen: ach! da kommt er, Vater! flog sie hinaus, und freute sich, als ob er Jahre abwesend gewesen wäre.

Ob das Liebe war? — Ja, die reinste unschuldigste, fröhlichste Liebe mit allen ihren Entzückungen und keiner ihrer Bitterkeiten, obgleich beide noch nie das Wort Liebe in diesem Verstande gedacht hatten.

Und die Eltern hatten nichts dagegen. Der Oberförster behandelte längst Minchen als sein Kind, und Prediger Ludwigen als ihren Sohn. Bei den großen häußlichen Geschäften war Minchen schon in Oberförsters Hause Hausmutter, und schließ sogar alsdann einige Tage dort. Dann war Ludwig wie im Himmel. Er sprang, er tanzte, er hüpfte um Minchen her, war so geschäftig, so wortreich, so aufmerksam. Der Oberförster, der seinen Spaß an der Unschuld und Liebe der beiden jungen Leute hatten, ließ Minchen am Tische vorlegen, und völlig das Amt einer Hausmutter verwalten.

Bei einem solchen Feste saß der Oberförster einmal im Sessel am Fenster. Er betrachtete mit einem stillen Vergnügen seinen Sohn und Min-



chen, die am Tische saßen und ein kleines Geschäft am Morgen verrichteten. Eine Magd kommt herein, — den Schlüssel zur blauen Stube, Herr Oberförster! —

Sagts der Frau! antwortete der Alte lächelnd.

Die Magd stand verduzt da.

Sagts der Frau, sag ich! sagte der Förster noch einmal.

Die Magd sah ihn starr an.

Nun? sagts doch der Frau! da sitzt sie ja groß genug! Er zeigte auf Minchen.

Die Magd drehte sich jetzt schalkhaft zu Minchen, und sagte: Frau, den Schlüssel zur blauen Stube!

Mit einem lauten Freudengeschrei sprangen beide auf, und gaben den Schlüssel.

O Minchen! rief Ludwig und drückte den ersten leidenschaftlichen Kuß auf Minchens Lippen. Minchen erröthete zum erstenmale bei Ludwigs Kusse. Sie zitterte, sie drückte den Jüngling zum erstenmale heimlich an ihre Brust, ihre Brust schlug hoch.

Der Alte lachte laut auf, allein die fröhliche Geschwätzigkeit der Kinder war vorbei. Ludwig saß still und betrachtete Minchen, Minchen glühete wie eine Rose, und betrachtete mit einem trunkenen Auge ihren Ludwig.

Dummer Streich! brummte der Alte vor sich,

und stopfte eine neue Pfeife, und schwazte so mancherlei, so viel Interessantes, daß es ihm endlich gelang, die alte Stimmung der Fröhlichkeit bei beiden wieder hervor zu bringen.

Allein beim zu Bette gehen glühte Minchen wieder, und konnte kaum vor Zittern die Lampe halten, Ludwig sah ihr still nach, und gieng noch eine Stunde in Garten, bis ihn der Alte von dem ungewöhnlichen Spaziergange zurück rief.

Am andern Morgen wollte Ludwig schlechterdings den Titel Frau wieder in Gang bringen, der Alte stimmte nicht mit ein, er war verdrießlich, ohne doch unfreundlich zu sein.

Er schickte Minchen einen Tag schon früher nach ihren Eltern zurück, und sprach halb laut zu sich selbst: mit dem dummen Streiche war bald die ganze Unschuld hin!

Der Oberförster sandte seinen Sohn noch an eben dem Tage zu Pferde fort, einige weit entlegene Forsten zu revidiren, das Geschäft hielt den Jüngling einige Tage auswärts; wie er zurück kommen sollte, nahm der Oberförster Minchen am Arm, und gieng mit ihr Ludwigen entgegen. Er leitete die erste leidenschaftliche Unterredung ab, und gab den Anlaß zu geräuschvollen Spielen unter beiden, und nach einigen Tagen war die Gefahr dieses einzigen Wortes: Frau! glücklich vorüber. Sie hatte die alte Stimmung.

Der Prediger sah von allem diesen nichts, er

ahnete keine Gefahr, und also bereitete er auch keine; er ließ die jungen Leute machen, und er hatte in seiner Unwissenheit recht, die Natur macht nichts Böses; der Oberförster sagte ihm nichts, denn er wußte, daß, so ein Herzensguter Mann der Prediger auch war, er doch bei dem Worte Liebe in eine große Unruhe gerathen sein würde. Der Oberförster kannte das Herz, er befürchtete ein Gebot von Seiten des Predigers an Minchen, ihre Unschuld zu bewahren, und fürchtete dann für die Unschuld beider.

Aber bald hätte ein Zufall das gethan, was der Oberförster hindern wollte. Im heißesten Sommer hatte sich Minchen ohne Zweifel einmal erhitzt. Sie kam zu Hause, Ludwig kam ein halb Stündchen nachher aus dem Holze. Minchen saß am Fenster, stützte ihre Stirn in die Hand, Ludwig fragte eilig: was ist dir, Minchen?

Ich weiß nicht, mir ist so wunderbarlich.

Sie machte noch ein paar erleichternde Bewegungen mit der Brust, und dann ward sie schnell bleich, wie die Wand, und sank hinten über. Man sprang auf. Ludwig schrie brüllend: sie stirbt! und er hatte seinem Vater den Arm so fest gepakt, daß es ihn schmerzte.

Daß kein Arzt auf den Dörfern ist! sagte der Oberförster. Rasch war Ludwig zur Thüre hinaus, ohne Hut und Stof, und flog in der erstikendsten Hitze zur Stadt, Eben so rasch in des Arztes Haus.

Ach! ach! rief er, und konnte nicht mehr. Der Arzt fragte, und nach langem Fragen erfuhr er endlich den Vorfall. Wirklich hatten Ludwigs Bitten, Flehen, und die eindringende Sprache seines vollen Herzens, seine Thränen, die Stärke, den Arzt zu bewegen, die Reise sogleich mit ihm anzutreten.

O, sie sollten Minchen kennen, lieber Herr Doktor, Sie sollten das gute Mädchen kennen, Sie würden sicher schneller gehn! so sprach er unaufhörlich unterwegs. Der Arzt, ein junger sehr gefühlvoller Mann, dem die ganze Scene wegen ihrer Natur sehr interessant gewesen war, gieng was er konnte; allein wer kann der Liebe folgen? —

Beide kamen endlich an, der Arzt mit den heiligsten Schwüren, nie wieder mit einem Verliebten zu gehn, und Ludwig mit heimlichen Verwünschungen der Langsamkeit seines Begleiters.

Wie sie in das Zimmer traten, so warf Ludwig mit einer unwiderstehlichen Gewalt alles vom Bette weg, wohin man Minchen gelegt hatte, und führte den Arzt vor.

Der Arzt ergriff den Puls, der Vater wollte etwas sagen, und Ludwig gebot dem Vater des kranken Mädchens Stille. Da der Arzt mit Beobachten fertig war, so fragte nun Ludwig unaufhörlich, obß Gefahr habe? Der Arzt versicherte, nein! und Ludwig verlangte, er sollte es ihm mit einem Schwure versichern.

Gewalt der Liebe I. Th. R

Nun, bei Ihrer heißen Liebe, zu diesem schönen Mädchen! bei den schönen blauen Augen, welche das Mädchen immer auf Sie richtet, schwör ich Ihnen, junger Mann, es hat nicht die mindeste Gefahr! sagte der Arzt lachend.

Der Oberförster lachte und brummte zu gleicher Zeit, der Prediger machte große Augen, Minchen erröthete, Ludwig hörte und sah nichts als Minchen.

Diese ganze Scene hatte den Prediger so aufmerksam gemacht, daß schon der Entschluß bei ihm reif war, seine Tochter bei erster Gelegenheit zu warnen; doch der Oberförster nahm noch früher Gelegenheit, mit dem alten Waller darüber zu reden. Er sagte ihm deutlich, wie er den ganzen Handel nähme; daß bei der Unschuld ihrer Kinder nichts zu fürchten sei, als daß sie erführen, ihre Unschuld sei in Gefahr.

Beide Väter lobten sich's nun in die Hände, ihre Kinder durch einander glücklich zu machen, sobald nur der Bursche zwanzig Jahr alt sein würde, und so lange wollte man die beiden Liebenden der Natur, ihrer Unschuld, ihren Herzen, und ihrem Glücke überlassen, ohne ihnen etwas von diesem Entschlusse zu sagen, welches, wie der Förster meinte, bei der aufgeschobenen Verbindung, eben so große Gefahr habe, als eine Warnung vor Gefahr.

So hatte nun die Natur und die Liebe diese

beiden fleckenlosen Herzen, diese beiden unschuldigen Seelen zusammen geführt, und hatte über sie, alles was die Liebe entzückendes hat, ausgeschützt. Kein Seufzer, keine Thräne, kein liebendes Gezänk, keine Spur von Eifersucht hatte je die reine, ewig schwebende Freude der beiden Liebenden gestört.

Kein einziges Bild der Wohlthut hatte ihrer Unschuld auch nur einen Flecken gegeben. Kuß und Händedruck war das Einzige, was Ludwig und Minchen wollten. Ludwig half Minchen das Tuch zu stecken, steckte ihr eine Blume vor die Brust, und sein Auge behielt den ganzen einfachen Blic, seine Hand zitterte nicht. Er war fertig und ergriff ihre Hand, und tanzte eben so fröhlich mit ihr weiter als sonst. Er überraschte sie hundertmal im allerleichtesten Morgenanzuge, und sie ward nicht roth, sie zog sich bescheiden und versteckt an und war in zwei Minuten fertig.

Er überraschte sie einen Morgen noch im Bette, er schäkerte, er lachte, daß er sie ertappt hatte, er drückte seine Lippen auf ihre roth geschlafene Wange: „und nun frisch! Zieh dich an, Minne! ich will mich hier mit dem Gesicht an die Wand stellen.“ Er stellte sich in einen Winkel, sie warf ihr Gewand über, er sah sich nicht um; sie schlich auf bloßen Füßen hinter ihn, und hielt ihm die Augen zu.

Er tanzte mit ihr umher, dann reichte er ihr die Strumpfbänder, sie hatte sich von ihm gedreht. Während sie sich anleidete, schwatzte er von heutigem Spaziergange, sie war fertig, sie flogen beide lachend die Treppe hinab, zu den andern, die schon versammelt waren, um den Kaffee im Garten zu trinken.

Der Junge ist wahrhaftig oben auf Minens Kammer gewesen. Das ist doch gefährlich! sagte der Pastor.

So lange er so laut hinauf trappt, daß man es im ganzen Hause hören kann, daß er hinauf geht, hat's keine Gefahr! antwortete der Oberförster. Die Unschuld, so lange sie noch nicht weiß, daß sie Unschuld ist, bewacht sich selbst. Laß die Kinder, Gevatter Pastor. Ich steh für sie.

O menschliches Schicksal, aus welchen feinen unbemerkten Fäden bist du gesponnen! O Tugend, o Treue! auf welchem falschen Grunde steht ihr, daß selbst die innigste Liebe euch nicht schützen kann! O die Thoren, welche mit stolzer Hand das Steuer ihres Lebens zu halten wähnen und von dem kleinsten Hauche der Luft an Felsen zerschmettert werden, die sie nicht ahneten!

Eines Tages standen Minchen und Ludwig auf einer Anhöhe und betrachteten die stolze Eiche, die schon seit Jahrhunderten die Zierde dieses Hügels und das Merkzeichen des Dorfes gewesen war, als der Hufschlag zweier Pferde ihre Blicke zurückzog.

Vom Holze herab kamen zwei Reiter. Als sie näher kamen, erkannten sie einen Herrn mit seinem Bedienten. Der Herr ein junger Mann, von zwei und zwanzig Jahren, simpel aber sehr elegant gekleidet, in einem rothen Kollet mit blitzenden Epaulets, glänzenden Stiefeln, und breiten silbernen Sporen, ritt einen sehr stolzen Engelländer, der mehr tanzte als gieng.

Als er beinahe am Hügel, wo unsre beiden standen, war, so fieng sein Pferd, von einem Sporn getroffen, an zu kourbettiren, hob sich, setzte seitwärts, und der junge Mann saß doch so sicher, hielt dennoch den Zügel so nachlässig, grüßte die beiden dennoch so artig, als ob es ein hölzernes Pferd gewesen wäre.

Ich reite doch hier recht nach Zielberg, mein schönes Mädchen? fragte der Ritter mit einer Stimme, die so hell war, wie der Ton von Silber.

Wollen Sie nach Zielberg, antwortete Ludwig, so reiten Sie näher den Fußsteig links auf der Wiese!

Der Ritter hielt sein Pferd an, es wollte nicht stehen. Steh er! sprach er stolz, und bestrafte es mit der Reitgerte. Es stand wie ein Lamm. Den Weg links? fragte er.

Den Weg links! sagte Ludwig, und Minchen hob die Hand auf und zeigte mit dem Finger auf den Fußsteig.

Ich dank Ihnen! sprach der Ritter, zog den



Hut, und dahin flog in Karriere der Engländer, und hüllte den Ritter in eine Staubwolke.

Der konnte reiten, Ludwig! sagte Minchen zu Ludwig: und das Pferd stand wie ein Lamm, da er sagte: steh er! Steh er! wiederholte sie noch einmal in dem spizen geschliffenen Tone des Ritters.

Höre Ludwig, seine Sprache war so wunderbarlich, ich weiß nicht, ich konnte nicht antworten, — und er sah mich so groß an, — und auf den Schultern die goldenen Quäste, — höre, du müßtest einmal ein solches Kleid tragen — dir müßte es erst recht schön stehen. —

Ludwig antwortete, und Minchen fieng immer wieder von dem Ritter, seinem Pferde, und Quästen an zu plaudern, und so giengen sie endlich nach Zielberg zurück.

Am Abend erfuhren sie von dem Verwalter des großen Hauses, zu dem ein kleines Gütchen im Dorfe gehörte, daß der Ritter ein junger Drommer sei, der das Gut besehen, um es zu kaufen, daß es ihm gefallen habe, und daß aus dem Kaufe etwas werden könnte.

Das Gütchen gehörte nebst noch größern Gütern einem jungen Edelmann, der in der Residenz einen so großen Aufwand gemacht hatte, daß er gezwungen war, dieses kleinere Gut zu veräußern.

Drommer war ein junger gebildeter Mann, der Geld genug gehabt hatte, um kein eigentli-

ches Brodstudium treiben zu dürfen; der aber dennoch seine Zeit auf kleinern Reisen, ein Jahr auf einer Akademie, und ein Jahr in der Hauptstadt so genützt hatte, daß er zu den gebildetsten Menschen gehören konnte. Er hatte mancherlei Kenntnisse, besaß manche Talente, hatte ein ganz edles Herz, das wenigstens sich noch gern der Menschlichkeit öfnete, und noch nicht mit der steinern Kruste von Konvenienz, Versifflage, Eitelkeit, Prunksucht und Stolz, welche die große Welt fast immer giebt, umzogen war.

Er sprach französisch, englisch, italienisch, spielte Flöte und Klavier, sang erträglich, kleidete sich geschmackvoll, ritt sehr gut, focht nicht minder, und tanzte wirklich schön.

In einem Anfalle von Spleen, (er hatte ein Mädchen, das er heiß liebte, und dem er trotz ihres geringen Standes seine Hand angeboten hatte; dieses Mädchen hatte er bei seiner unvermutheten Zurückkunft von einer Reise in den Armen seines Friseurs überrascht,) in diesem Anfalle von Menschenfeindschaft hatte er den Entschluß gefaßt, in der ländlichen Einsamkeit die Betrügereien der großen Welt, und die Untreue seines Mädchens zu vergessen, und da er von dem Verkaufe dieses Gutes zufällig gehört hatte, so hatte er es gesehen, und die angenehme Lage des Gutes, die Waldungen umher hatten ihn bestimmt, das Gut auch mit einem großen Gebot an sich zu kaufen.

Natürlich gab es zwischen dem Prediger und dem Oberförster viel von dem jungen Herrn zu reden, mit dem sie künftig leben sollten, auch die Predigerin nahm Theil daran; allein beiden jungen Leuten war der junge Herr wieder so gleichgültig geworden, als ob er nicht in der Welt wäre, außer wenn Ludwig zu Pferde stieg, so rief ihm Minchen wohl zu: Ludwig, hopse mal wie Drommer! allein Pferd und Ritter waren nicht zu diesem Hopfen geschaffen, Ludwig ritt ohne Sporen.

Ludwig näherte sich stark seinem zwanzigsten, und Minchen ihrem achtzehnten Jahre, als Drommer wirklich Anstalt machte, das nun gekaufte Gut zu beziehen.

Er kam an, den andern Tag machte Drommer seinen Besuch beim Prediger. Der Prediger war im Schlafrock und Mütze, wie er herein trat. Die Achtung, mit welcher der Prediger den jungen Mann empfing, die ehrerbietige Stellung, worin der Prediger vor ihm stand, und die Mütze in der Hand hielt, die Entschuldigungen, die er machte, daß er sich im Schlafrocke habe überraschen lassen; die Umständlichkeit der Predigerin, die vielen Komplimente, die sie mit dem jungen Manne machte, erregten bei Minchen, die bei dem Besuche zugegen war, eine große Achtung gegen Drommer. Er war der erste Mann, mit dem sie so viele Umstände machen sah.

Drommer nahm sich frei und sehr artig. Seine

Erzählungen, seine Bescheidenheit, seine zwanglose Artigkeit stellten bald den vertraulichen Ton, der dieser Familie eigen war, wieder her. Er schwatzte viel mit Minchen, und so scheu diese auch Anfangs gegen ihn war, so ward sie doch endlich ganz natürlich, und plauderte zutraulich ein halbes Stündchen mit ihm.

Wie er fort war, so waren Vater und Mutter voll von seinem Lobe. Wirklich, ein sehr guter Mensch! sagte der Alte. O ein scharmanter Mann! sagte die Mutter, so höflich; — hat er nicht mit Minchen geplaudert, als ob es die schönste Stadtdame wäre! Minchen fühlte sich, wie die Mutter das sagte, durch Drommers Gespräch mit ihr geehrt; das erste Aufwallen der Eitelkeit war in diesem Augenblick in ihrer Seele.

Sie erzählte Ludwigen den Vorgang, und versicherte ihm drei oder viermal sehr lebhaft: Er hat mit mir wohl eine halbe Stunde gesprochen.

Am andern Tage war Minchen gerade beim Oberförster, als Drommer dort den ersten Besuch machte. Der Oberförster empfing den jungen Herrn sehr höflich und anständig, ohne jedoch so complimentenreich zu sein als Predigers. Drommer und der Oberförster setzten sich, Minchen stand neben ihnen am Fenster und Ludwig an einen Schrank gelehnt ehrerbietig und in der Stellung eines Menschen, der übersehen oder nachlässig behandelt wird, da; beide Arme hiengen herab; — wenn Drommer

daß Auge auf ihn warf, so schlug er das seinige nieder; mit einem Worte, Ludwig war von ganzem Herzen verlegen.

Drommer fragte den Oberförster, wer ist denn der junge Mann? — Mein Sohn. — Ludwig erröthete bis an die Ohrzipfel. Er machte eine Art Kompliment. Drommer sprach mit dem Vater über Ludwig, ohne Ludwig selbst anzureden, dann sprach er einige Worte mit ihm, Ludwig antwortete stotternd einige Worte. Drommer sprach mit einer Art von Superiorität, und Ludwig antwortete mit einer Art von Unterthänigkeit, und in Minchens Seele war in dem Augenblick etwas Saures. Sie erröthete, daß sie die Wärme auf ihren Wangen fühlte, sie zog die Augenbraunen zusammen, sie hustete, wenn Ludwig im Sprechen stotzte.

Es ist ein guter Junge, mein Ludwig! sagte der Vater.

Das ist brav, daß Ihr Vater das von Ihnen sagt! sagte Drommer, Minchen erröthete, und das Saure in ihrer Seele ward Bitterkeit bei dem Lobspruche, den Drommer dem Jünglinge gab. Sie fühlte, daß man Ludwig als Kind behandelte, und sie fürchtete, Ludwig möchte sie anreden, und Drommer möchte hören, daß Ludwig sie Du nannte.

Drommer behandelte Minchen hingegen sehr ehrfurchtsvoll. Er küßte ihr beim Weggehen die

Hand, sie erröthete über und über, und wie er zur Thüre hinaus war, so zog sie noch einmal die Augenbraunen zusammen, da sie sah, daß Ludwig, selbst wie die Thüre schon verschlossen war, sich noch bückte. Sie war zum erstenmale verlegen, um ein Gespräch mit dem armen Ludwig, der aus voller Brust ausrief: Gottlob, daß er fort ist!

Mir gefällt er nicht, sagte Ludwig ehrlich.

Warum nicht? fragte Minchen kalt.

Ludwig wußte dem Mißfallen keinen Namen zu geben, Minchen vertheidigte Drommer, Ludwig blieb dabei, daß er ihm nicht gefiele, und es entstand aus diesem Hin- und Herreden ein Gezänk, das denn freilich bald wieder ausgeglichen wurde.

Was Drommer selbst bei dem Handel dachte, mag man aus den Fragmenten einiger seiner Briefe beurtheilen.

ic. Der Himmel weiß, daß ich hier meinen stillen Genuß der einsamen Natur, das Gefühl der Lebendigwerdung aller meiner Kräfte, das süße Leben meiner selbst, die Schattengänge in meinen Gehölzen, und den Umgang mit diesen Menschen hier, nicht wieder für die Pracht, die Feste, das Geseumse bei den Dine's, und für das Automatenwesen der Assembleen geben möchte.

Spengo la fete mia nell' acqua chiara,

Che non tem'io, che di venen s'asperga;

E questa greggia, e l'orticel dispensa  
 Cibi non compri a la mia parca mensa.  
 Così vivo in solitorio chioſtro,  
 Saltar veggendo i capti snelli ei cervi,  
 Ed i peſci guizzar di queſto fiume,  
 E ſpiegar gli augelletti al ciel le piume.

Dieſe wenigen Verſe haben Dir meinen Zuſtand, meine Beſchäftigungen genau bezeichnet; ich lebe hier wie ein Sokratiſcher Diogenes.

Und die Menſchen? — O Freund, waß hatte ich in der Stadt? die Menſchen krazten mich, weil es ihnen iukte. Wie ekelhaft wurde mir zuletzt daß ewige Spiel der Eitelkeit und Selbſtſucht! die ewige Sucht zu glänzen, ein Lächeln wegzufangen, eine Ergebenheit zu erringen. Ein Blick von meinen arkadiſchen Menſchen hier, iſt mir wahrhaftig mehr werth als alle eure Menſchen im Zirkel ꝛc.

Du kennſt nun meinen guten Prediger, du kennſt nun den edlen Oberförſter. Die Tochter deß Predigerß iſt noch zurück. Ich war ſo neidiſch mit dieſem Mädchen, daß ich anfangß willens war, gar nichts darüber zu ſchreiben. Kurz! nimm eine Geßneriſche Schäferin, oder Miltons Eva oder — denke dir die Göttin der ſanfteſten Unſchuld in der Geſtalt einer Sterblichen, und du haſt daß Mädchen, daß ich meine.

Sie iſt ſiebzehn oder achtzehn Jahre, hat eine Geradheit deß Geiſteß, die oft die liebenswürdigſte

Naivetät ist, sie ist noch so unschuldig, daß sie ganz unbefangen mit den Epaulets auf meiner Schulter spielt. Denke nicht etwan dabei an ein Mädchen, die noch ungebildet ist. Sie hat mancherlei schöne Kenntnisse, mehr vom Obersförster, der ein sehr feiner Mann ist, als von ihrem Vater.

Ich hab es! rief ich hier aus. Es ist Recha, des weisen Nathans Recha. Das ist sie, wie sie leibt und lebt. Eben die reiche Einfalt des Geistes, eben die konzentrirte Stärke des Herzens, eben die ungeduldige Lebhaftigkeit der Einbildungskraft.

Erzähl ich, so horcht sie mit einem Gesicht, auf dem volles Interesse und die innigste Theilnahme liegt. Sie ergreift im Laufe der Erzählung meine Hand, sie troknet das nasse Auge, und gewöhnlich erzählt sie dann ein Pendant zu meiner Erzählung aus der ältern Geschichte, mit einer so wahren Darstellung, daß ich manchmal wünsche, so die Geschichte überall gelernt zu haben. &c.

&c. Ich habe sie singen gehört. Ganz alte, vergessene Arien, allein mit einer so natürlichen Anmuth, daß ihre Töne bis ins Herz gehen.

Höre sie das alte Lied: die Sonne sank in Thetis Purpurschooß &c. singen, und du schwörst darauf, daß du es noch nie habst singen hören als eben jetzt.

Ich lese ihr zuweilen vor, und Gott weiß, wie mir jedes Buch neu wird, wenn ich es ihr lese, und mit ihr darüber rede. Du kennst meine Thorheit,



mich an irgend einen Menschen fest zu schliessen; aber hier ist der Ausdruck nichts. Mein Wesen ist das ihrige geworden. 2c.

Ob ich sie liebe, fragst du? Mir ist, als sollt' ich sagen, nein! und doch häng' ich an ihr mit voller Seele. Wäre ich gewiß, daß mein Gut künftig meine Welt wäre, so wäre sie mein Weib. Auf wie viel elenden Eitelkeiten ertapp ich mich oft. Sie hat alles, alles was schätzbar ist, Geist, Herz, Unschuld, Unbefangtheit; und was ihr fehlt, ist ein Monat unter den Händen eines Tanzmeisters gewesen zu sein, und diese elende Kleinigkeit macht, daß ich für sie erröthen würde.

Ich sehe sie, wie sie in einen glänzenden Firsel hereintritt. Sie verbeugt sich. Ah, la fille gauchoe! hör ich ein Gänschen, die auf der Gottes Welt nichts kann als tanzen und verläumden, einem Gehe zu zischeln, und ich habe das Herz nicht, mir zu gestehen, daß ich das Mädchen liebe.

Laß mich! laß mich! die Natur wird siegen! und was machts, wir haben einen Tanzmeister drei Meilen von hier, er soll sie bilden und voilà la femme accomplie.

Aus diesen Fragmenten von Drommers Briefen sieht man gar leicht, daß ein schweres Wetter über den armen Ludwig heraufzog. Der arme Ludwig! Alles, alles hatte sich gegen ihn verschworen, und er selbst half so treulich an seinem Untergange mit, als ob er dazu gedungen sei.

Fehlen konnte es nicht, Minchens unschuldige Reize, die ganze liebliche Schönheit ihrer Seele und ihres Körpers mußten einen Kenner wie Drommer auf sie aufmerksam machen. Anfangs hatte Drommer gar keinen Zweck bei dem Umgange mit Predigers, als höchstens die allgemeine Neigung jedes Jünglings in der Gesellschaft eines hübschen Mädchens zu sein. Sehr bald aber war er sehr gern bei Minchen, und kurz darauf war er in einer sterbenden Unruhe, wenn er einen ganzen Tag über sie nicht gesehen hatte.

Minchen sah Drommern in ihrem Hause sowohl, als auch bei Oberförsters mit einer hervorstechenden Achtung begegnen, was Wunder, wenn sie ihm ihre Achtung ebenfalls gab. Die Aufmerksamkeit, die der junge elegante Mann ihr zeigte, und die mit jedem Tage stieg, machte ihr eine heimliche Freude.

In Ludwigs Gesellschaft war sie ganz Freude und Entzücken, ohne sich gerade Rechenschaft ablesen zu können, worüber; in Drommers Gesellschaft fühlte sie Freude und einen heimlichen Kitzel, der ihr wohl that, und dessen Ursach sie sich erklärte; sie fühlte sich geehrt.

Sie liebte Ludwigen von Herzen, sie hätte das Leben für ihn dahin gegeben, sie lebte, oder wenn ich mich so ausdrücken kann, ihr Leben hatte sich vertausendfacht in Ludwigs Armen; allein sie fühlte nicht, daß dieses tausendfache Leben von Ludwig

ausgieng, und dankte ihm nicht dafür. Für das reizende Gefühl des geschmeichelten Ehrgeizes, fühlte sie, hatte sie Drommern zu danken.

Dazu kam, daß Ludwig und Drommer von ihr mit einander verglichen, gewaltig gegen einander abstachen. Sie stand in einer Ecke, und spielte mit dem kleinen Finger an ihren Lippen, und schlug ihr Auge bald auf Ludwig, bald auf Drommer.

Drommer stand da in einer nachlässigen erzählenden Stellung und sprach vom Könige, von Komödien, und dem ganzen Bettel der großen Welt. Ein simples grünes Kleid, der Kragen schmal mit Gold und blasgelb gestift, eine gestifte atlassene Weste, gelbe seidene Beinkleider, glänzende Stiefel, braun abgeschlagen, silberne Sporen, Jabot und Manschetten von Spitzen, das Haar nachlässig doch gut frisirt, das sah sie an Drommer. Ludwig hingegen in einer grünen Tafe, reinlich, doch ohne Zierrath, eine gelbe Tuchweste, dunkelgelb gefärbte lederne Beinkleider, Stiefel, schwarz ohne Glanz, das Haar an den Seiten über den Ohren aufgerollt und mit Haarnadeln gestekt, ohne Puder, und nun in einer gezwungenen Stellung, oder doch ohne Anstand.

Zwar war Ludwig schlanker, sein Gesicht jugendlicher und gesunder, sein Bein fester und stärker, seine Stimme tönender und reiner; dagegen warf Drommer den Kopf oft so sprechend in die Höhe, daß er größer schien wie Ludwig, gebrauchte im

Sprechen seine zarten Hände so frei und zu rechter Zeit, gab seiner Figur so viel Würde und Leben, sein Ton war so spiz, so geschliffen, so rasch, so überraschend, daß die Vergleichung der beiden allemal zu Drommers Vortheil ausfiel.

Ludwig erzählte besser und lebhafter als Drommer; allein zum Unglück nicht, wenn Drommer dabei war, oder kam er in den Zug, war er mitten im Feuer, so brachte ihn Drommer durch einen Zweifel, den er aufwarf, oder durch das Summen einer Melodie, oder dadurch, daß er ihn gar unterbrach und mit einem imponirenden Tone ein neues Geschichtchen anfieng, aus dem Texte, Ludwig erröthete, stotzte, und schwieg gewöhnlich bescheiden still, weil er viel Achtung gegen den jungen Mann hatte.

Ludwig erzählte ein Geschichtchen, nannte Buch oder Mann, wo er sie gelesen, oder von dem ers erzählen gehört hatte; Drommer erzählte, und fieng jedesmal an: ich ritt oder fuhr von Berlin, oder Frankfurt nach Potsdam oder Mannheim, und da sah ich, da traf ich, u. s. w. Er hatte die Begebenheiten immer selbst erlebt. Er beschrieb die Personen so im Detail, hatte sich allemal bei der Begebenheit etwas vorzuwerfen, das ihn noch jetzt reuete; daß seine Geschichtchen und er selbst, jedesmal an Interesse gewannen.

Ludwig und Minchen plauderten, eins hörte  
Gewalt der Liebe I. Th.                    L

das andre an, sie machten beide ihre Reflexionen, und diese waren gewöhnlich eins. Sie sahen die Dinge fast immer aus einem Gesichtspunkte, sie schwazten darüber, das war alles.

Mit Drommer war es ein ganz anderes. Er behauptete im Gespräch mit Minchen etwas auffallendes, wußte unvermerkt Minchen in einen Streit darüber zu verwickeln. Man sprach darüber hin und her. Man gab hier nach, dort vertheidigte man sich desto heftiger. Man verglich sich am Ende, jedes gab etwas nach, man ward eins, Drommer küßte Minchen die Hand, und versicherte, daß er in jeder Unterredung mit ihr etwas lerne.

Minchen fühlte, daß sie nicht bloß mit Drommer schwazte, sie gewann durch einen Streit dieser Art allemal am Gefühl ihres eigenen Werths.

Ludwig saß am Klaviere und spielte seine Arie und Minchen sang dazu. Ludwig spielte gewiß sehr richtig und mit Gefühl. Die Singstücke waren kleinere Lieder, das einzige von größern, was beide hatten und sangen war von Rolle die Kantate auf die Wiederkunft des Königs 1763 aus dem Kriege.

Der Schlußchor: Silberbach, rauschte dieses Lob uns nach u. s. w. war des alten Wallers Lieblingsmusik. Minchen und Ludwig sangen es beide gewiß ganz gut. Die KadENZE auf Pan schien ihnen oft lächerlich, sie sangen sie indeß so gut sie konnten. Beider Stimmen waren rein und natürlich, und wenn Ludwig spielte oder sang, dann fühlte

Minchen gewiß in jeder Nerve Liebe, die innigste schwärmerischste Liebe gegen Ludwig.

Drommer hatte, so lange er da war, das Klavier noch nicht angesehen. Oberförsters und Predigers waren einmal bei ihm. Man besah seine Zimmer; zuletzt führte Drommer sie in sein Studierzimmer.

Sie spielen Klavier? rief Minchen, als ihr ein sehr schönes Instrument in die Augen fiel. Ich klimpere ein wenig, wenn mir niemand zuhört, antwortete Drommer nachlässig, und öffnete die Thüre, die in den Garten führte.

Spielen Sie doch einmal, bat Minchen. Drommer öffnete das Instrument, und spielte das Blatt, das auf dem Pult lag. Es war: welche Fluren, welche Tänze u. s. w.

Das Instrument war tausendmal schöner als die alten abgenützten Klaviere des Predigers und des Oberförsters. Minchen gerieth über den Ton des Instruments in Entzücken, und nicht sowohl über Drommers Spiel, obwohl sie beides verwechselte. Sie bat ihn, mehr zu spielen, und er spielte lauter Sonaten oder Bravour Arien. Endlich ließ er sich auch bereden zu singen. Er sang, die Manieren im Singen, das Fallen, das nach und nach Wiederaufleben der Stimme, das Moduliren u. s. w. war ihr neu.

Minchen fragte nach dem Warum, und Drom-

mer hielt ihr eine kleine Vorlesung über den Gesang, von der Minchen gar nicht viel begriff, als höchstens so viel, daß sie und Ludwig nicht sängen als sie sollten.

Um ihr den Handel begreiflicher zu machen, ließ er sie singen, er lehrte sie mit der Stimme schluchzen, die Stimme heben und sterben lassen, und ein Bravo! ein Göttlich! über das andere belohnte die Mühe des Mädchens.

Die Schönheit des Instruments bestach Minchen. Sie hielt Drommer für einen Virtuosen, und ob ihr schon die Eleganz der Zimmer des Hauses sehr gefiel, so bat sie den jungen Mann doch eifrig, ihr noch vorzuspielen. Ludwig lobte eben so herzlich das Spiel des Drommers, und da Ludwig sich niedersezte, so machte ihn Drommer aufmerksam auf die Delikatesse des Spiels, er zeigte ihm Manieren, lehrte ihn dieses und jenes, das im Grunde Kleinigkeiten waren, denen aber Drommer einen großen Werth gab.

Ludwig sang mit Drommer ein Duett. Drommer sang zwar nicht so gut als Ludwig, allein seine Manieren, die Ludwig nachahmen wollte, gaben ihm ein großes Gewicht, und Minchen sowohl als Ludwig waren von seinen musikalischen Vorzügen überzeugt.

Drommer spielte nun öfters auch bei Predigers, und wenn er ein *idolo mio* oder ein *dolce amor* sang, und dann dabei ein feuchtes Auge mit einem

Seufzer auf Minchen warf, so that das seine volle Wirkung.

Du süßer Wohnplatz stiller Freuden u. s. w. sang er mit so vielem Ausdruck, mit so bestimmtem Hindeuten auf Minchen, daß es sogar der Predigerin merklich zu werden anfieng.

Der arme Ludwig sagte zu Minchen ganz ehrlich; Minchen, ich habe dich herzlich lieb! es ihr zusingen, es ihr aus einem Buche vorzulesen, war ihm nie eingefallen.

Drommer las aus englischen, aus italienischen Büchern zu teutsch vor, las hin und wieder eine italienische Stanze, um Minchen einen Begriff von dem weichen Tone der Sprache zu geben. Er lehrte sie englisch lesen, und einige gewöhnliche Dinge verstehen, ach! und das arme Minchen hatte tausend Freude daran. Sie konnte etwas, was ihr Vater und selbst der Oberförster nicht konnten.

Shall wa walk - a little round the vilage? Gehen wir ein wenig ums Dorf? wenn er so fragte, antwortete Minchen mit fröhlichen Augen ihr yes, Sir! und der arme Ludwig wartete sich halb todt auf dem Holzberge, wo sie versprochen hatte, hinzukommen.

Minchen lief nicht mehr, und hüpfte nicht mehr, sie gieng anständig. Minchen war es nicht mehr gleichgültig, wie ihr Haar unter dem Strohhute saß. Eine Verwandtin von Drommer, die



sich auf einer kleinen Reise dort einen Tag aufhielt, ward ihr Muster für ihren Haarpuz.

Drommer reformirte nach und nach Minchens ganzen Anzug. Ein Glück war es für Minchen, daß dieses nur nach und nach geschah. Auch mit Ludwig geschah allmählich eine Verwandlung, er zog sich besser an, er frisirte sich, und Drommer freute sich über sein Tagewerk von ganzem Herzen.

Minchen lebte noch immer mit Ludwig auf den vertrautesten Fuß, indeß hatte Drommer doch eine große Superiorität über sie, sie theilte sich nicht zwischen beiden. Nein! was sie für Ludwig fühlte, war etwas ganz anders, als was sie für Drommer fühlte. Ludwig hatte ihre Liebe und Drommer ihre Achtung.

Ludwig blieb anfangs ganz unbefangen bei dieser Revolution. Indesß war ihm doch oft schon der Vorzug zuwider, den Minchen Drommern so anscheinend gab, und diese widrige Empfindung äußerte sich ganz bestimmt einmal, da Minchen nach einem kleinen Zwiste, den er mit ihr über diesen Vorzug gehabt hatte, sehr empfindlich ward, und auf sein Bitten nicht wieder gut sein wollte.

Drommer kam darauf zu, sah die Empfindlichkeit Minchens, fragte, hörte, und sagte: ich ersuche Sie, Mamsel, sein Sie wieder gut mit ihm!

Minchen bot Ludwigen die Hand. Ludwig antwortete: jetzt will ich nicht! und gieng davon.

Eine Kleinigkeit, die kaum der Rede werth ist, legte den Grund zu Minchens ganzem nachherigen schiefen Betragen.

Drommer und Ludwig waren bei Minchen im Zimmer. Eine Magd gieng eilig durch das Zimmer. Hör sie, mein Kind, sagte Drommer: geb sie mir ein Glas Wasser!

Die Magd ward roth, gieng, und brachte auf einem Teller ein Glas Wasser, und präsentirte es mit Scheu Drommern.

Ludwig sagte in dem Augenblicke: bringe sie mir doch auch eins.

Trozig antwortete die Magd, die ihn als Kind noch gekannt hatte: Ei, ich habe keine Zeit; in der Küche ist Wasser! und gieng hinaus. Ludwig erröthete und war verlegen. Minchen glühte wie eine Fackel, sie sprang hastig hinaus, und es war das erste mal, daß sie einer Magd unartig begegnete. Die Magd kam mit Wasser herein; allein Ludwig hatte in diesem Augenblicke entsetzlich bei Minchen verloren.

Die scheue Ehrerbietung der Magd gegen Drommer, und die nachlässige Unhöflichkeit gegen Ludwig machte, daß sie sich zum erstenmale vor Ludwig schämte.

Hundertmal hätte das so kommen können, hundertmal war es so gekommen, ohne daß sie es beobachtet hatte; aber hier, in Drommers Gegenwart, der durch ein kleines Lächeln doch zeigte, daß er es

gehört habe; es war unerträglich, Minchen wünschte sich unter die Erde.

Sie konnte den ganzen Abend nicht ihr Auge auf Ludwig schlagen, ohne es theils aus Scham, theils aus Unwissen zu verfinstern. Diese kleine unbedeutende Begebenheit mit dem Wasser brachte Minchen zu Ueberlegungen, zu Vergleichen, zu Wünschen, in denen Drommer sehr hervorstechend figurirte, und in denen Ludwig nur au fond du theatre erschien.

Nach und nach kamen denn noch tausend Kleinigkeiten bei Drommer zum Vorschein, die er aber sehr geltend zu machen wußte. Man gieng eines Abends in Drommers Garten umher. Minchen rief gegen das Haus, das ein ziemlich deutliches Echo machte.

Drommer lief hinein, holte eine Flöte, das Echo wiederholte die Flötentöne. Er wollte eben die Flöte wieder hineinragen, als ihn Minchen bat, doch zu blasen. Er blies; der stille Sommerabend, der helle Himmel, das Dufte der Blüthen, das nahe Rauschen des Teichs, der Schlag der Nachtigall, und dazu nun der Gesang der schönen Flöte, die Drommer ganz gut blies. — Minchen war entzückt, Minchen lehnte sich vertraulich an Drommer, an dessen linker Seite sie saß, an, und drückte Ludwigs Hand an ihren Busen; sie saß zwischen Beiden in der Mitte.

Drommer konnte kaum fortspielen, so entzückt

schlug sein Herz bei Minchens vertraulicher Lage. Er wünschte Ludwigen ins Pfefferland, und Ludwig war so voll, so bang, er wäre gern zu Minchens Füßen niedergestürzt, wenn nicht Drommer da gewesen wäre, und sicher hätte Minchen Ludwigs Entzücken getheilt, wenn nicht Drommer da gewesen wäre.

Alle Vollkommenheiten Drommers hatten sich nun gezeigt, und der Mann hatte den Kunstgriff von dem, was er am fertigsten wußte, als Kleinigkeit, und von Kleinigkeiten als wichtigen Dingen zu reden. Kunstgriff? wohl nicht, allein Gewohnheit; er dachte dabei an nichts Böses.

So vielen Geschmak Minchen an Drommers Gesellschaft empfand, und es war nicht wenig, weil ihre ganze Eitelkeit dabei im Spiele war, so groß auch die Achtung war, die sie gegen ihn fühlte; so hatte doch Ludwig nichts von ihrer Liebe, aber wohl von den vertrauten Aeußerungen ihrer Liebe verloren.

Anfangs äufferte sich Ludwig scherzhaft darüber; da aber Minchen darauf nicht merkte, sondern in eben diesen Augenblicken Ludwigen rieth, sich nach Drommer zu bilden; so ward Ludwig nach und nach empfindlich.

Es kam unter beiden zu kleinen Zwistigkeiten, zu empfindlichem Wortwechsel. Minchen that einige Tage böse, Ludwig bat um Vergebung, oder Ludwig ward böse und Minchen bat um Vergebung.

Eine herzliche Versöhnung, in der beider ganze Liebe allein sprach, endigte diese trüben Zwischenräume allemal.

In dieser Zeit fiel die Geschichte mit dem Glase Wasser vor, und von da an, hatte Ludwig mehr Mühe als sonst, sich Minchen zu versöhnen. Sie war jetzt empfindlicher als sonst, sie behandelte ihn oft nachlässig, Ludwig schwärmte dann drei Tage in den Forsten umher, und Gnade in den drei Tagen dem, den er auf einer Ungerechtigkeit ertappte.

Was vollends diesen kleinen Hezereien einen widerigen Schwung gab, war eine kleine Begebenheit, die in dieser Zeit vorfiel. Drommer gab seinen Leuten ein Tanzfest, er hatte dazu Predigers und Oberförsters eingeladen, und eröffnete den Ball mit Minchen. Er tanzte so schön, daß Ludwig ihn zum erstenmale beneidete, und eine bittere Empfindung in seinem Herzen aufwallen fühlte.

Indeß nach und nach verlor sich die Schärfe der Empfindung, und er gieng mit einem freundlichen Gesicht zu Minchen: nun Minchen, willst du mit mir tanzen?

Ja, von Herzen gern, lieber Ludwig! —

Ludwig stand mit ihr an einem Fenster, hatte ihre Hand gefaßt und schwatzte mit ihr von dem Vorzuge, den sie Drommern gäbe, und Minchen machte ein finstereß Gesicht.

In dem Augenblicke kam Drommer und sagte:

nun, noch einen Tanz, ich will Sie noch eine schöne Tour lehren!

Minchen zog ihre Hand aus Ludwig's Hand, und antwortete Drommern freundlich: o ja, wenn Sie wollen! und gieng mit Drommern auf den Platz.

Das arme Mädchen glaubte, sie wäre das dem Wirth des Hauses schuldig. Sie dachte an nichts arges. Ludwig aber war Feuer und Flamme. Er nahm das hübscheste Mädchen, in der Absicht recht schön mit ihr zu thun; allein seine Wuth stieg während des Tanzes so hoch, daß er seine Tänzerin verließ, und schluchzend und wie rasend dreimal den Garten durchlief.

Wie er wieder hinein kam, trat Minchen auf ihn zu, und fragte ihn, ob er mit ihr tanzen wollte.

Nein! antwortete er trozig.

Was fehlt dir, Ludwig?

Er ließ sie stehen und gieng mit einem halbverächtlichen Gesichte.

Minchen, die sich nichts bewußt war, nahm das bitter übel, und um den Trozkopf zu bestrafen, nahm sie sich vor, recht freundlich mit Drommer zu sein.

Sie war es, und Drommer nahm es für Liebe, und schwamm in einem Meere von Entzücken.

Drommer zog sie in eine Ecke, und erklärte Minchen seine Liebe, in allen den stolzen Phrasen unserer Romane.

Minchen begriff zwar wenig von dieser transzendentellen Sprache; allein da Ludwig in der Nähe war, so antwortete sie freundlich, drückte Drommer die Hand, litt es, daß er sie umfaßte, und da Drommer sie fragte: darf ich mit Ihren Eltern reden? so begriff das unschuldige Mädchen noch weniger, was ihre Eltern bei diesem ganzen Gespräch zu thun haben könnten, und antwortete freundlich: recht gern!

Bei Ludwigen war aber kein Wort auf die Erde gefallen. Er verstand, was Drommer wollte, er hörte, was Minchen antwortete, er knirschte mit den Zähnen, suchte seinen Hut, und gieng ihn den ganzen Weg mit den Händen zerknitternd und mit den Zähnen zerreißend nach Hause.

Der alte Oberförster, der schon früher heim gegangen war, sah die innerliche Wuth des jungen Menschen und schwieg. Schon lange hatte er die kleinen Mißhelligkeiten zwischen beiden jungen Leuten gesehn, und hatte geschwiegen.

Der Prediger erinnerte ihn einige male, daß Minchen und Ludwig nun den Zeitpunkt, der zu ihrer Hochzeit ehemals bestimmt war, erreicht hätten.

Gebatter Prediger, sagte der Oberförster, wenns noch so wäre als damals, so möchte es sein. Ich möchte gern Ludwigen so glücklich sehn als Minchen. Es giebt jetzt bei beiden Sturmweather. Uebersehen sie das, dann können wir Alten beide uns

ruhig auf unser Sargkissen legen, dann sind sie geborgen; aber, aber — er schüttelte den Kopf.

Laßt uns noch eine Zeit es ansehen. Zur Hochzeit ist es immer noch Zeit, laß den Wein erst gähren! Was denn überbleibt, ist gesund für Seel und Leib.

Der Prediger begriff zwar davon nichts; allein schon längst gewohnt, dem Oberförster in allem zu folgen, schwieg er eine Zeitlang; doch da er mehrere male davon anfieng und der Oberförster immer räthselhafter sprach, so glaubte er, der Handel sei dem Oberförster leid geworden. Er schwieg davon.

Ludwig war diesen Abend tobend, er gieng im Garten auf und ab, sprach mit sich selbst, zerbrach eine Bohnenstange mit einer großen Hefigkeit, die ihm in den Weg kam, und fochte mit den Stüken, wie ein Unsinniger.

Nach einer Stunde kam er herein. Sein Vater redete mit ihm, führte nachlässig das Gespräch auf den Bankelmuth der Menschen, und Ludwigs bittere Sentenzen über diesen Punkt, belehrten den Oberförster über den Vorfall.

Man legte sich nieder; der Oberförster voll Sorge für Ludwig, Ludwig voll Verdruß und Wuth auf Drommer und Minchen.

Am andern Morgen kam Drommer, dem Prediger seinen Antrag zu thun, da Minchen eben zu Oberförsters gegangen war, Ludwigen den Kopf zu



waschen, daß er früher weggegangen sei vom Tanze als sie. Ludwig war schon vor Sonnenaufgang in den Forst gelaufen.

Höre, liebe Mine, fieng der Oberförster an, und setzte sich zu ihr, und hielt sie vor sich: der Drommer ist ein lieber Mann. — O gewiß, Väterchen, das ist er.

Und hat dich sehr lieb?

Das glaub ich auch, allein wenn ich nur so alles das könnte, was ein Mädchen so wissen muß. Ich fürchte mich immer vor ihm, wenn ich einen kleinen Fehler mache.

Fürchtest du dich auch vor Ludwigen?

O nein, gar nicht. Aber daß Ludwig schon fort ist, das ist mir ärgerlich. — Ich weiß nicht, wie der Ludwig jetzt ist, immer so muffisch. —

Vielleicht hat er dich nicht mehr so lieb, als sonst.

Minchen sah mit großen Augen den Oberförster an, und fragte langsam: was?

Ich sage, Ludwig hat dich nicht mehr so lieb, als sonst.

Nicht? sagte Minchen, und setzte dann weinend hinzu: was thue ich ihm aber? — Aber das ist nicht wahr, sagte sie nach einem kleinen Bedenken, und wischte sich die Augen. Nicht wahr, es ist nicht so? Ludwig hat mich lieb.

Wenns nun aber wäre?

O ich glaube, so müßte ich sterben.

Der Oberförster streichelte ihr lächelnd die Wange, und sagte: es ist alles gut, mein liebes Kind. Euer Mund belügt euch, eure Herzen reden wahr. Geh nach Hause, Minchen. Es wird bald alles gut sein.

Drommer hatte indessen bei Minchens Eltern seinen Antrag angebracht. Der Prediger hatte nicht ja und nicht nein gesagt. Man dankte ihm für die Ehre des Antrags, und versprach es in Ueberlegung zu nehmen, sagte ihm aber zugleich, daß Minchen schon halb und halb versagt sei. Drommer rieth auf Ludwig und man bekannte auf ihn.

Drommer behauptete, daß Minchen ihm ihr Herz gegeben habe und um seinen heutigen Schritt wisse so gieng er.

Jetzt fiengen beide Eltern über den Antrag an zu reden. Der Prediger berührte des Oberförsters zweideutige Kälte in Absicht der Verbindung Minchens und Ludwigs; die Predigerin hielt sich besonders bei den guten Umständen Drommers auf, und beide waren wenigstens darüber eins, daß, wenn die Sache gienge, es ein Glück für Minchen wäre.

Geh zum Gevatter hinüber, sagte die Predigerin, und rede mit ihm. — Das will ich thun! sagte der Prediger, faßte seinen Schlafrock zusammen, schob die Mütze über die Stirn und gieng hinüber.

Minchen war schon fort und in Gedanken gegen

den Wald hinaufgeschlendert, da ihr Vater zu dem Oberförster kam.

Der Prediger erzählte dem Oberförster Drommers Antrag, und fragte, was dabei zu thun sei.

Hm! meinte der Oberförster: die Sache wäre nicht so eilig; man sollte den jungen Leuten ihren Willen lassen, er stände dafür, daß Minchen sowohl als Ludwig ihres Handels eins wären.

Minchen nicht! sagte Waller, Minchen hat Drommern ihr Ja schon halb und halb gegeben.

Ist nicht wahr! brummte der Förster: das lügt Drommer. Minchen giebt Drommern ihr Wort nie. Minchen liebt Ludwigen.

Ludwig trat in diesem Augenblick mit einem Ar-  
mensündergesicht in die Thüre, und warf seine Büchse  
in einen Winkel.

Ludwig! hob der Oberförster sogleich an, wie  
er herein trat: Ludwig, Minchen soll deine Frau  
werden.

Ich will sie nicht! sprach Ludwig kalt und  
bitter.

Die beiden Alten standen bei dieser Antwort  
wie ein paar Steine.

Bursche, was steckt dir im Kopfe? Minchen,  
Pastors Minchen.

Ich will sie nicht! antwortete Ludwig mit dop-  
pelter Heftigkeit.

Aber um aller Welt willen, Ludwig, warum  
nicht?

Weil, weil — ich sie — verachte — tief — tief — verachte, und nun gieng er zur Thüre hinaus.

Der Förster war auß aller Kontenance, in Gegenwart von Minchens Vater das zu hören. Es war arg, sehr arg.

Der Prediger sah auß einem Winkel der Stube in den andern. Der Bursche ist toll! rief der Oberförster, und sprang hinaus seinem Sohne nach. Der Prediger stand einige Augenblicke noch allein, schüttelte den Kopf, und gieng endlich auch hinaus zu seiner Frau, die schon neugierig am Fenster stand, und auf ihn harrte.

Ich habe mir einen Aerger geholt von Oberförsters! sagte er herein tretend und ein wenig heftig, und bemerkte nicht, daß Minchen hinter der Stubenthüre saß und mit einem Tuche die Augen trofnete.

Minchen war gegen das Holz hinaufgeschlendert, und erblickte von weitem Ludwigen, der zurück kam: Ludwig! Ludwig! rief sie ihm entgegen. Ludwig sah auf, erblickte sie, grüßte sie mit einer höhnischen Verbeugung, schlug einen andern Weg ein, blieb auf der Wiese bei einem Mädchen stehen, das Grummet wandte, und Minchen sah und hörte, wie er mit diesem sehr hübschen Mädchen schäkerte.

Sie erschrak, sie stand einige Augenblicke ganz Gewalt der Liebe I. Th.

starr, sah hin, als ob sie ihren Augen nicht traute; endlich schlich sie doch ihm nach. Wie Ludwig sie kommen sah, erhob er ein Gelächter, und gieng schnell davon.

In diesem Augenblick fielen ihr die Worte des Oberförsters wieder ein: Vielleicht liebt er dich nicht mehr! — O der Bösewicht! rief sie laut auf, und nun gieng sie mit sich selbst redend, weinend, und böse den Hügel herab nach Hause, sie war denselben Augenblick in die Stube getreten, als der Vater aus Oberförsters Hause kam, sonst würde die Mutter schon sie über den Antrag Drommers belehret haben.

Ich habe mir einen Aerger geholt von Oberförsters! sieng der Vater an.

Wie so denn, Mädchen?

Wir tragen dem Laffen, dem Ludwig, Minchen zur Frau an, und der — antwortet, ich will sie nicht, weil ich sie verachte!

O Jesus! schrie Minchen auf, und erblaßte.

Minchens Seufzer wurde von dem aufbrausenden Schelten der Frau Pastorin verschlungen, die nun in einem unaufhörlichen Flusse von Ausrufen: wie? verachten? unser Kind? der Laffe! u. s. w. sich ergoß.

Minchen erfuhr denn endlich den Handel ausführlich, nur durch den Ton und die Stimme des Predigers ganz entstellt. Ludwig sah wüthend aus, und in diese Wuth mischte sich eine verhaltene Traur-

er, da er die Worte sagte: weil ich sie — tief verachte! allein wie der Prediger Minchen die Worte wiederholte, so machte er dabei eine höhnische lächelnde Miene, und der Ton dieser Worte ward in seinem Munde spottend, da er in Ludwigs Munde bloß grollend gewesen war.

Minchen hörte alles an, und ihr Herz war durch Schmerz, Gram, Zorn und Verdruß zerrissen, und in diesem Augenblicke, warf ihr die Predigerin den Antrag Drommers ins Gesicht, sprach mit ihr von Kutsch und Pferden, von schönen Kleidern u. s. w.

Minchen antwortete nichts, sie fiel mit ihrer Phantasie darauf, wie sie am Arm Drommers, in Wagen mit ihm, auf Spaziergängen mit ihm die vollste Rache an Ludwigen nehmen könnte: sie war noch in der ersten Hitze über die doppelte Beschimpfung von diesem Morgen, sie sah Ludwigen noch einmal auf der Wiese bei dem hübschen Mädchen, hörte seine Lache, hörte ihn sagen, ich verachte sie! und auf einmal rief sie: ja, Mutter, ich will Drommern haben!

Während das in Predigers Hause vorgieng, sprach der Oberförster mit Ludwig. Anfangs war Ludwig nicht zur Sprache zu bringen! endlich da ihn der Oberförster mehrere male versicherte, daß Minchen ihn liebe, antwortete er mit einer bittern Rache: und versichere Sie, daß sie Drom-

mern liebt. Ich habe ja gestern mit meinen beiden Ohren gehört.

Und was?

Ludwig erzählte seinem Vater nun, was er den Abend vorher beim Tanze gehört hatte; allein wieder mit Zusätzen, die seine Empfindlichkeit hinzufügte; er erzählte von Minchens Entzücken, bei der Liebeserklärung Drommers, von ihren süßen lieblosenden Antworten u. s. w.

Es ist nicht wahr! rief der Oberförster.

Nicht wahr, was ich gehört und gesehen habe; nicht wahr, wenn sie heut oder morgen ja sagt; nicht wahr, wenn sie am Altare stehen und getraut werden; nicht wahr, wenn sie ins Kiudbette kommt! ha! ha! ha!

Ludwig, sie wird nicht ja sagen! sagte der Oberförster etwas verlegen und ärgerlich.

O wenn Drommer nur heute anhielte, wir wollten sehn! antwortete Ludwig.

Er hat angehalten.

Angehalten? fragte Ludwig und ward bleich wie Kalch, angehalten! setzte er fast und bitter und grimmig hinzu. Meinetwegen, ich möchte sie nicht, und wenn sie nein sagte! allein sie hat ja gesagt.

O wahrhaftig nicht, Ludwig!

Sie hat! Gehn Sie hinüber und fragen Sie! Sie hat, bei Gott, bei allen Himmeln, bei meiner und Ihrer Seligkeit Ja gesagt!

Der Oberförster schüttelte bedächtig sein Haupt, gieng zur Thüre hinaus und hinüber. Der Pfarrer kam ihm entgegen vor der Hausthüre. Gevatter, sagte der Oberförster, ich habe eine Bitte an dich — oder hast du deinem Mädchen schon von Drommers Antrage gesagt?

O ja! das verstand sich am Rande.

Verstand sich nicht, Gevatter, und Minchen?  
— Er stand erwartend.

Hat eingewilligt!

Eingewilligt? — Gevatter! — Ihr habt sie berebet!

O wahrhaftig nicht! Sie hat freiwillig ja gesagt, und mit Freuden ja gesagt. Willst du es von ihr selbst hören: —

Minchen trat eben heraus.

Minchen, fragte der Vater: hast du nicht zu Drommer ja gesagt?

Ja! antwortete Minchen. Ich will Drommern und keinen andern! und so gieng sie über die Hausflur.

Nun, so ist der Teufel denn ganz los! sagte der Oberförster böse und bitter, so wollt ich, daß den Drommer der Vogel Greif auf die Alpen geführt hätte! Adieu, Gevatter!

Ludwig stand an der Stubenthüre, und fragte finster: nun?

Du hast Recht, Ludwig. Ich wollte den Drommer holte — Jetzt sah er, daß Ludwig blaß



war wie ein Sterbender. Ludwig! rief er: mein Sohn!

Ludwig faßte seines Vaters Hand, und ein warmer Strom von Thränen bedeckte sie, und schluchzend sagte er: O Vater, Vater, die Menschen sind Ungeheuer!

Der Oberförster tröstete seinen Sohn, und wollte ihm Hoffnung machen; aber wild und ungestüm warf Ludwig alle Hoffnungen von sich, und sein Mund stieß die fürchterlichsten Eide aus, nie wieder an Minchen zu denken, auch wenn sie sich ihm jetzt reuevoll zu Füßen würfe.

Der alte Mann war zu bedauern. Er fühlte, daß er die ganze unglückliche Wendung hätte vermeiden können, wenn er anders verfahren wäre, er gieng in ein entferntes Zimmer und weinte in einem Fenster helle Zähren. Er hielt alles verloren, weil er alles so für Ernst nahm, wie es ihm Ernst schien. Er glaubte Minchen habe der glänzenden Umstände Drommers wegen eingewilligt ihn zu heirathen, und so schien ihm das Lied zu Ende.

Die Predigerin erhielt Mittags Minchens Phantasie in einem ewigen Wirbel. Sie erhob Drommers gute Eigenschaften bis an den Himmel, und setzte Ludwig bis in die Hölle herab. Minchen war überall Drommern nicht abgeneigt, und die Bilder von Drommers Wohlstande, von dem Ueberfluß, in dem sie leben, von der Eleganz, die sie künftig umgeben sollte, wirkten auf

Minchen mit aller Kraft; allein immer sah sie doch nur alle die schönfarbigen Bilder, welche die Mutter mahlte als Mittel an, sich an Ludwigen zu rächen.

Sie warf nie einen Blick auf die Minute, wo sie Drommers Frau werden sollte; sicher hätte sie da zurück gebebt, und die Liebe würde sehr bald alle die schönen Bilder ausgelöscht haben; sie sah sich nur immer schon als Drommers Frau, oder vielmehr dachte sie nur, daß Ludwig es glauben sollte, sie sei es, und sie weidete sich an seinem Verdrusse.

Nach Tische kam Drommer die Gasse herauf, die Mutter, die ihn sah, gieng wie von ohngefähr vor die Thüre, da eben Drommer vorübergehen mußte. Drommer redete die Predigerin an, ein Wort gab das andere, und die Predigerin konnte es dem jungen Manne nicht verschweigen, daß Minchen zu seinem Vorschlage ja gesagt habe.

Drommer trat nun hinein. Armes Mädchen, wo ist nun dein Triumph, wo deine Rache? — Minchen stand bebend, sie glaubte zu vergehn, da sie Drommern sah, der ihre Hand ergriff und sie an seine Lippen drückte. In dem Augenblick schrie ihr ganzes Wesen mit tausend Stimmen: ich liebe Ludwig! — und das arme furchtsame Mädchen wagte kaum einen Seufzer entschlüpfen zu lassen, mit dem sie den Widerwillen andeutete, den sie gegen jeden andern Mann in der Welt hatte.

Wie wollte sie jetzt nein sagen, einem Manne, den sie unbegrenzt achtete, den sie fürchtete. Ihre Mutter drang auf sie ein, Drommer bestürmte sie, der Vater betrachtete sie lächelnd. Alles war gegen sie. Ihre Natur empörte sich, ihre Lebenskräfte waren in Aufruhr, ihr Herz war zerrissen, eine entsetzliche Angst faßte sie, sie ergriff ihres Vaters Schlafrock, sah mit dem wehmüthigsten Blicke zu ihm hinauf. Der Vater ergriff ihre Hand, Drommer näherte die seinige, der Vater legte ihre Hand in Drommers Hand, sie ward blaß, o du mein Gott! rief sie bestürzt.

Sind Sie mein, bestes Mädchen? fragte Drommer. Sage doch Ja, Minchen! sprach die Mutter. Liebes Kind, Gott mag euch beide segnen! sagte der Vater, und Minchen das arme, unglückliche, gedrängte, bestürzte Mädchen sagte in dieser Verwirrung, ohne zu wissen, wo sie war, was sie sagte: Nun Gott! ja! ja!

In dem Augenblicke hatte sie einen brillanten Ring auf dem Finger, einen warmen Kuß auf ihren Lippen, ihres Vaters Hand auf ihrem Haupte, und ihrer Mutter wortreiche Gratulation um die Ohren. Es summte ihr vor den Ohren, ihre Knie wankten, sie sah, sie hörte nichts mehr, sie sank in ihres Vaters Arme, und lag da in tiefer Ohnmacht.

Als sie sich erholt hatte, redete man auf sie ein, man scherzte, man erzählte, sie konnte zu keinem Ge-

danken kommen, und alles was sie fühlte war eine bodenlose Angst, alles was sie dachte war das Wort: Ludwig!

Minchen, Minchen! wo ist nun der stolze Blick, den du auf Ludwig an Drommers Arm schießen willst? Wo ist nun die kalte nachlässige Miene, die du machen willst, wenn Ludwig dich mit Drommer sieht? Das arme Mädchen sitzt da, mit dem Gesichte einer Todesverbrecherin, und wagt es nicht ans Fenster zu gehen, aus Furcht Ludwigs Auge möchte sie erblicken.

Sie gieng auf ihre Kammer, da rang sie die Hände, da weinte sie aus voller Brust, da warf sie sich auf ihr Bette mit dem Gesichte, und schluchzte, daß sie von Steinen hätte Mitleiden erpressen müssen. Sie legte den Ring in ein Schächtelchen, und schob es tief unter ihr Bette, sie lauschte um das Fenster hin, ob sie Ludwigen nicht sehen würde, und trat er vor die Thüre, so fuhr sie zurück, als ob sie ein Gespenst erblickt hätte.

Am andern Morgen sandte Drommer seidne Zeuge von aller Farbe, Puz in großer Menge, und ein: o Gott! o Gott: entfuhr mit einem Strom von Thränen dem unglücklichen Mädchen. Sie rührte nichts an, und so sehr ihre Mutter auch bat, so mochte sie nichts, gar nichts sehen.

Kam Drommer, so zwang sie sich so gut sie konnte; die Furcht, die Achtung, die sie gegen ihn hatte, gaben ihr eine leidliche Haltung. Jeden

Ruß, jeden Druck der Hand, jede Umarmung duldeten sie, ohne sie zu erwidern. Sie duldeten wie ein Lamm unter dem Eisen seines Scherers. In des war sie zu keinem Spaziergange mit Drommern zu bewegen, so sehr er auch flehete, so ernsthaft auch die Mutter es ihr befahl. Ja! da Drommer sie den Tag darauf gebeten hatte, so mußten sich Vater und Mutter bequemen, mit ihr aus der Hinterthüre, und durch einen unbequemen Weg nach Drommers Hause zu gehen. Man konnte sie auf keine Weise bewegen, vorn zur Thüre hinaus zu gehen.

Die Mägde verbreiteten sehr bald die große Nachricht, daß Minchen des reichen Drommers Braut sei. Der Oberförster erfuhr es noch an eben dem Tage, da Minchen ja gesagt hatte. Eine große Thräne lief dem Alten über die Wange. Er drehte sich unwillig um, schleuberte die Thräne mit dem Finger ab, und rief seinem Sohn:

Da setze dich, Ludwig! sieng er an: wir haben mit einander zu reden. — Lieber Junge, es giebt der Dinge so viel in der Welt, die einem kontrair gehen, daß — (noch eine Thräne.)

Höre, lieber Ludwig, ich glaube, Minchen da drüben hat sich wirklich verlobt, mit dem Drommer! — Ich weiß nicht was mir in die Kehle gekommen. —

Ludwig saß ganz still, die Hände auf seine Knie

gestützt, und sah mit einem halb dummen, halb finstern Gesicht starr durchs Fenster!

Hörst du, Minchen hat sich wirklich mit Drommer verlobt, und die Hochzeit soll —

Nun ja doch, antwortete Ludwig, kalt — Hochzeit folgt allemal auf Verlobung. Was geht das mich an? oder will sie mich zur Hochzeit bitten?

Nun, geh nur, Ludwig. Ich seh es ist noch zu früh mit dir drüber zu reden. Wenn du einmal geweint hast, so will ich weiter reden.

Ludwig ballte beide Fäuste und gieng hinaus, durchstrich alle Forsten, schoss, ohne ein Thier zu sehen und kam wieder ohne Pulver und Blei.

Am andern Morgen ließ der Oberförster ganz früh den Prediger ersuchen auf einen Augenblick zu ihm herüber zu kommen. Der Prediger kam, und der Oberförster rebete ihn freundlich an: Hör Gevatter mich dünket, du hast einen Streich gemacht, der nicht weise ist. Ist es wahr, ist Minchen mit Drommer verlobt? —

Ja, gestern um dret Uhr!

Und warum so eilig?

Ist meiner Frauen Schuld.

Ja, wenn sie schon verlobt sind, so ist's freilich unmöglich. Hört, lieber Freund! das Ding ist nun nicht anders, ob es gleich ein schlimmes Ende nehmen kann. Ludwig liebt Minchen, und Minchen, wenn ich mich nicht sehr irre, auch Lud-

wigen. Sind sie wirklich ordentlich verlobt, mit Ring und Ja?

Mit Ring und Ja!

Nun so gebe Gott seinen Segen im reichen Maasse dazu. Ich gratulire, Gebatter, zwar mit einem schweren Herzen, aber doch mit dem Herzen. — Mein Junge, lieber Freund, muß nur ein wenig geschont werden, darum sei so gut, und komm nicht etwa hieher um eine Braut-Bisite zu machen, oder bittet mich oder Ludwigen nicht zur Hochzeit, und laß doch die Brautleute, wenns möglich ist, lieber zu Hause ihr Wesen haben, als draussen. Ludwig ist ein Hitzkopf, ich möchte nicht, daß zwischen uns — Wir sind schon seit zwanzig Jahren Freunde, und wollens bleiben, bis sie uns dahin tragen. Thut mir den Gefallen.

Hat gute Wege, lieber Oberförster. Geschieht ohnehin nicht. Das Mädchen will nicht aus, nicht einmal in die Thüre, sie geht um alles nicht einmal ans Fenster. Und die Braut-Bisite? Meine Frau wollte zwar, aber Minchen hats rund abgeschlagen, und so auch mit der Hochzeit.

Hört, lieber Pastor, das Ding ist nicht, wie es sein sollte. Bittet den lieben Gott, daß er alles Unglück abwenden mag.

Ich denke auch so, antwortete der Prediger, und die beiden Väter schieden mit schwerem Herzen.

Der Oberförster nahm doch den Abend seinen

Sohn auf die Seite, und bat ihn, eine kleine Kette für ihn zu machen.

Ich soll fort, bis die Hochzeit vorüber ist? fragte Ludwig kalt. O ja, ich bin zufrieden. Nun so nimm's Pferd morgen, und reite so lange nach Försters Anwalds. Du hast ohnehin zu revidiren und bleib da, bis ich dir schreibe.

Ludwig sattelte am andern Morgen sein Pferd. Es wurde vor die Thüre geführt, ein Kerl schnallte einen Mantelsak mit Ludwigs Kleidern hinten auf und Ludwig gieng hinein, seinem Vater lebewohl zu sagen.

Minchen hörte den Tritt des Pferdes, sie lauschte durch die Gardine, sie sah einen Mantelsak aufschnallen, sie vergoß einen Strom von Thränen und rang die Hände in der bittersten aller Empfindungen. Sie sah Ludwigen heraus treten, mit einem blassen und kummervollen Gesichte, sie verhüllte ihr Gesicht wüthend in die Gardine. Wild riß sie sich dann los, flog ans Fenster, riß es auf, eben wollte sie, Ludwig! rufen; allein Ludwig flog so eben davon, und sie fühlte sich in dem Augenblicke so verlassen, so allein, daß ihr ein Grausen ankam.

Ludwig! Ludwig! so rief sie hundertmal, den Morgen in einer dumpfen Verzweiflung. Indeß hatte die Abreise Ludwigs doch den glüklichen oder unglüklichen Erfolg, daß sie jetzt eine bessere Rolle in Drommers Gegenwart spielte. Sie gieng jetzt



mit ihm aus. Drommers Entzücken, sein Bestreben ihr zu gefallen, den kleinsten ihrer Wünsche ihr abzustehlen, und ihn zu erfüllen, ehe sie es ahnete, goß doch einen Tropfen von Vergnügen in den bittern Kelch ihres Elendes.

Alles, alles hätte sie in der Welt für eine Nachricht von Ludwig gegeben, und doch hatte sie das Herz nicht, eine Magd zu fragen, warum er weggeriist sei. Sie scheuete den Anblick des Oberförsters, der jetzt zuweilen einige Augenblicke herüberkam, wie ein Verbrecher seinen Blutrichter.

Wäre Ludwig da geblieben, oder hätte der Oberförster nur einmal unter vier Augen mit Minchen reden können, sicher hätte alles eine andere Wendung nehmen müssen. Der Oberförster war ein sehr gerader Mann, so daß er Drommer die Lage der Sache entdeckt haben würde, und Drommer war so gescheut, doch wenigstens kein so gewagtes Spiel zu spielen; allein so glaubte der Oberförster noch immer, daß es Minchens Wunsch sei, Drommers Frau zu werden, und in der Meinung bestärkte ihn die Frau Pastorin immer mehr.

Ludwig war entfernt, sonst hätte bei seinem längern Dasein beider Liebe alle Schranken übersprungen. Eine einzige Unterredung der beiden, die nicht fehlen konnte, hätte den Knoten gewaltsam gelöst.

Die Zeit der Hochzeit näherte sich und der Oberförster, den man dazu gebeten hatte, gab ei-

ne kleine Reise vor, und reiste auch wirklich den Tag vor der Hochzeit ab.

Wie Minchen den Oberförster wegreiten sah, so fühlte sie sich nun so schrecklich verlassen, daß sie tobte. Sie war auf keine Weise zu bewegen, hinab zu kommen, und Drommern zu sprechen, und die Mutter wandte bei Drommern eine kleine Unpäßlichkeit, eine Grille vor, die Drommern beruhigte.

Minchen saß oben auf der Stube, eingeschlossen, und weinte, und jammerte, und rang die Hände. Bei jedem Gedanken an den morgenden Tag schauderte sie fürchterlich zusammen. So saß sie bis an Abend.

Um acht Uhr hörte sie auf einmal Ludwigs Stimme. Sie fuhr auf und ans Fenster. Ludwig stieg vom Pferde, warf einen Blick auf Predigers Haus und gieng in sein Haus.

Gott weiß, welch eine Hofnung in Minchens Herz schoß, sie schlug freudig die Hände zusammen, ihre Thräne stand, sie hätte vor Freude hüpfen können. Ach wie gern wäre sie in Ludwigs Arme geflogen und hätte ihm ihre Leiden geklagt!

Der morgende Tag fiel ihr ein, sie schauderte wieder zusammen, und sah sich auf einmal wieder in der Tiefe ihres Elends. —

Ludwig hatte die Angst nicht länger ausdauren können, sein Vater hatte Minchens Hochzeittag in seinen Briefen noch weit hinaus bestimmt. Noch einmal will ich sie sehen vorher! Das hatte er jede

Minute gedacht, bis er endlich sich schnell entschloß auf einen Tag heim zu reiten. Er ließ satteln, saß auf und sprengte nach Hause.

Hier erfuhr er sogleich, daß Minchens Hochzeitstag morgen, und daß sein Vater auf zwei Tage verreist sei. Seine Empfindung war ein dumpfes Brüten, aus dem hin und wieder ein rascher Entschluß, wie ein Blitz aus einer finstern Nacht, hervorsprang und eben so schnell wieder verschwand.

Es war ein Herbstabend, er lief im Garten umher, und stand jedesmal am Gitter, das auf Predigers Garten sah, still, und betrachtete den Garten, wo er so tausendmal mit Minchen gegangen war.

Er sah etwas weißes sich im Garten bewegen, er sah starr mit weit geöffneten Augen hin, er horchte mit aller Anspannung und es schien ihm als ob er seufzen hörte. Er schlich zur Thüre hinaus, über den Weg und sah — o Himmel! o Jammer! o Entzücken! — sah Minchen gehen, hörte sie seufzen, hörte sie schluchzen.

Alles war vergessen, er stürzte in den Garten hinein, Minchen lag in seinen Armen, Minchens Lippen lagen an seinen, Minchens Arm umfaßte ihn und preßte ihn schmerzlich an sich.

Ach Ludwig! mein geliebter Ludwig!

Minchen! Minchen! meine beste Mine!

Die Worte versagten ihnen, ihre Seufzer vermischten sich mit ihren Thränen, ihr lautes Jammern

des Schluchzen. Sie sanken enge zusammen, sein Mund lag auf ihrer vollen und nassen Brust.

Minchen! Minchen! rief er noch einmal gewaltig.

Ludwig! seufzte das unglückliche Mädchen, und drängte sich von ihm ihn zu betrachten, er hob das Auge und sie erblickten die Predigerin, die eben die Hand ausstreckte und Minchen ergriff.

Komm, Mine! sprach sie befehlend: was soll die Kinderei? Komm herein!

Minchen verschwand mit ihrer Mutter, und Ludwig stand da starr wie ein Felsstück, und schaute mit gräßlichen Blicken, dahin, wohin Minchen gegangen war. Er warf sich auf den Boden, raufte sich das Haar, brüllte vor Schmerz, und um zwölf Uhr Mitternachts gieng er erst heim, und tobte die Nacht durch, bis er in ein dumpfes Hinbrüten gerieth, aus dem ihn erst der helle Morgen weckte.

Minchens Zustand war eben so fürchterlich. Sie jammerte die halbe Nacht durch, und gegen Morgen gerieth sie in einen unruhigen Schlummer, der sie nicht erquikte.

Wie Drommer erschien, erschraf er heftig über Minchens Anblick. Der weiße Atlas, in den sie gekleidet war, ihr Gesicht wie Schnee so weiß, die melancholische Trauer, das Schmachten ihres Blickes gaben ihr das Ansehen eines überirdischen Geschöpfes, nicht einer Braut.

Gewalt der Liebe I. Th.

N

Sie sah starr auf einen Fleck, langsam rollte eine Thräne aus ihrem halb bedeckten Auge.

Drommers Liebkosungen, seine Entzückungen vermogten sie nicht aus den Träumereien zu erwecken, in welche sie versunken war. Sie hörte nicht, sie sah nicht. Sie begriff nichts von alle dem, was man sie fragte. Sie sah ihrer Mutter starr ins Gesicht, die ihr eine Tasse Chocolate bot, und streckte die Hand nicht aus, sie anzunehmen.

Allein wie sie den Ton der Trauglocke hörte, fuhr sie auf; o du mein Gott! rief sie: nun! nun! — Sie ergriff ihres Vaters Hand, drückte sie ängstlich und seufzte: o Gott! Vater! Ein Frösteln fuhr durch sie hin. Drommer sprang hinzu: was ist dir, bestes Mädchen? — Gott weiß, antwortete sie ängstlich: nichts! — Sie drückte Drommern die Hände und sank weinend auf seine Schulter. Drommer nahm das für Liebkosung, was entsetzliche Angst war.

Ihr Vater gieng in sein Kabinet, da trofnete er sich das Auge, sah durchs Fenster gen Himmel, und murmelte: Gott, laß mein graues Haar mit Freude in die Grube fahren! und wende das Elend gnädig von uns ab! Er dachte an den Oberförster.

Es läutete zum drittenmale. Der Prediger sagte: nun, in Gottes Namen Kinder! München fror, daß man das Stoßen ihrer Zähne hörte. Man gieng zur Kirche, Drommer trug München

bemähe, denn sie war nicht vermögend zu gehen. Sie schlug ihr Auge zu Boden, da sie zum Hause hinaus trat, und hob es den ganzen Weg, und die Zeit der Kopulation nicht wieder.

Ludwig warf einen Blick zum Fenster hinaus auf den Zug, dann warf er das Fenster wieder zu, und schlug eine fürchterliche Lache auf, und lachte und weinte so eins ums andre.

Der Zug war in die Kirche gekommen. Der Prediger las mit nassen Augen die Trauformel, Drommer antwortete laut: Ja! Minchen konnte kaum stehen, sie lehnte sich eng an Drommern an. Wie ihr Vater die entscheidende Frage an sie that, so schlug sie ihr Auge zur Decke, sie bewegte die Lippen; allein nur ein Seufzer drang hervor, sie ward mit jedem Augenblick bleicher, ihre Lippen wurden blau. Der Vater endigte schnell, und man mußte die Braut im Wagen nach Hause fahren.

So war denn nun Minchen Drommers Frau. So war denn das Band der Liebe zerrissen, das Natur, Herz, Gewohnheit, Unschuld und die innigste Aehnlichkeit von Herz und Geist geknüpft hatten.

So war denn das Glück, das drei Menschen in einem hohen Grade genießten konnten, größtentheils zerstört!

O menschliche Tugend! o menschliches Glück! eitle Worte, ohne Gegenstand, den ihr bedeuten

könn! Wie viel Millionen solcher Thränen mögen nicht geweint sein, wie sie Ludwig und Minchen nun weinten! wie viel werden noch geweint werden! und der unbedeutendste Wurf des Schicksals ist Schuld daran. O gebrechliches menschliches Schicksal!

Den Tag nach der Hochzeit kam der Oberförster zurück und erstaunte seinen Sohn schon vorzufinden; und erschrak noch mehr ihn in einem so traurigen Zustande zu finden.

Ludwig saß da stumm, ohne Bewegung, mahlte mit dem Finger Züge auf dem Tisch, lächelte je zuweilen, und nahm an nichts Theil. Wie sein Vater in das Zimmer trat, so sah er mit einem halben Blicke auf, allein sogleich wieder nieder, ohne auf seines Vaters Gruß etwas zu erwiedern.

Der Oberförster fieng tausend Gespräche an, Ludwig sah ihn starr an, als ob er aufmerksam zuhörte, und lächelte ohne Bedeutung, und mahlte wieder auf dem Tische fort. Dem Vater war bange bei der Gemüthslage seines Sohnes, er fieng also, um ihn diesem Brüten zu entreissen, von Minchen zu reden an, er schmiegte sich in alle romantische Ideen seines Sohnes ein, und nach den größten Anstrengungen gelang es ihm endlich dem unglücklichen Jünglinge die Sprache wieder zu geben.

Das Betragen des Oberförsters war so weise,

er wußte seine Absichten mit den finstern menschenfeindlichen Entschlüssen seines Sohnes so fein zu vereinen, daß Ludwig von der Feindschaft, mit der er alle Menschen von sich stossen wollte, seinen Vater ausnahm.

Er ließ sich gern von seinem Vater in einen Wagen packen, und nach einigen Tagen, die Vater und Sohn ganz allein mit Fahren zugebracht hatten, war der Kummer Ludwigs doch so weit gemildert, daß er nun wieder Rath annehmen konnte. Der Oberförster brachte ihn zu seinem Bruder, der eine ehrenvolle Bedienung in einer großen Provinzialstadt besaß, und der eine zärtliche Liebe zu seinem Neveu fühlte, weil er seinen Bruder sehr liebte und selbst keine Kinder hatte.

Hier blieb der Oberförster noch vierzehn Tage, um die Krisis der Krankheit seines Sohnes selbst abzuwarten, und da er sah, daß er ihn nun ohne Gefahr der Behandlung seines Oheims überlassen konnte, so reiste er wieder zurück.

Bei seinem Oheim erhielt nun Ludwig so viel Zerstreuung, daß Neue des Lebens in einer großen Stadt, die mannigfaltigen Gelegenheiten, seiner Bildung die letzte Feile zu geben, die sein Oheim ihm unbemerkt zuführte, hielten ihn von dem Gefühle seines gehaltenen Unglücks so fern, daß seine Misantropie nach und nach zu einem lebenswürdigen Ernst ward, und doch so nahe, daß es ihn von Ausschweifungen aller Art, von Liebeshändeln, und



von dem innigen Anschließen an ein weibliches Geschöpf frei hielt.

Minchen war noch immer sein Idol, oder vielmehr ein Ideal, das Minchen ähnelte, war die Göttin, an der seine Phantasie hing.

Minchen war nun nach und nach auch beruhigter geworden: zwar konnte sie noch Stunden lang mit gestütztem Haupte an Ludwig denken, zwar konnte sie noch in einsamen Stunden seinem Andenken Thränen weinen, zwar schloß sie oft bei den Liebkosungen Drommers die Augen, dachte an Ludwig, rief ihn mit allen Seelenkräften in ihre Vorstellung, und betrog ihren Mann, wenn sie in seinen Armen lag; allein das war nur die ersten Monate in ihrer Ehe. Drommers Güte, sein Geist, seine Talente sanken zwar von der Höhe herab, in welcher sie dieselben anfangs gesehen hatte, allein sie blieben noch groß genug, um den Tag ihrer Kopulation nicht zu verwünschen.

Sie machte denn nach gerade die Betrachtung, daß Drommer denn doch achtungswerther gewesen sei als Ludwig, sie fühlte sich nach einigen kleinen Reisen sogar durch die allgemeine Achtung, die ihr Mann genoß und sie durch ihn, für die gescheiterte Glückseligkeit, die sie in Ludwigs Arm genossen haben würde, schadlos gehalten; ja zuweilen war sie schon zweifelhaft, ob sie nicht mit Drommern glücklicher sei, als sie es in den

Armen des natürlich guten aber unpolirten Ludwigs hätte werden können.

So waren zwei Jahre hingegangen. Drommer hatte Minchen durch Einführung in Gesellschaften und durch kleine Reisen die ihr noch fehlende Feinheit der Sitten gegeben. Sie war ein brillantes Weib geworden, das noch einen hohen Grad von Natürlichkeit hatte, und von allen Prätensionen frei war.

Der Oberförster hatte die besten Nachrichten von Ludwig durch seinen Bruder, der den Jüngling nicht hoch genug erheben konnte, er war herzlich zufrieden, und sagte dem Prediger hundertmal: laß uns Gott danken, daß alles so gut abgegangen ist! Predigers waren in dem Glücke und in der Ehre ihres Kindes glücklich. Man war zufrieden, das Wetter hatte sich um ihre Häupter weggezogen, das ihnen drohete, und der Himmel war heiter und rein.

Um diese Zeit aus, machte Drommer mit Minchen eine Reise zu einem Bekannten, der ihn schon oft eingeladen hatte. Sie trafen dort mehrere Gesellschaft. Minchen nahm sich so gut, daß sie den Beifall selbst der Frauenzimmer in der Gesellschaft erhielt. Die Töchter des Hauses nekten sich nach ein paar Tagen mit einigen Mädchen, die auch dort zum Besuch waren, über einen jungen Mann, den sie heute erwarteten.

Die Neckerei war so lebhaft, daß Minchen

Theil daran nahm, man beschrieb ihr den jungen Mann, als einen reichen, schönen, wohlgebildeten, talentvollen jungen Herrn, dem sich jedes weibliche Herz gern ergäbe, und eben wie man noch von ihm erzählte, zog die Stimme des einen Mädchens: er kommt! die Frauenzimmer alle ans Fenster.

Der junge Mann war zu Pferde, simpel, doch schön gekleidet, und hatte einen fürstlichen Anstand, und die edelste schlankeste Gestalt, die man sehen konnte. Er kam die Treppe hinauf, und das Gezißschel unter den jungen Mädchen nahm nun verdoppelt zu.

Die Thüre that sich auf, und Minchen hieng mit ofnen Augen auf den Mann, welcher der Gesellschaft die edelste Verbeugung machte, es sind Ludwigs Züge! dachte sie mit Erschrecken, und sie hatte nicht geirrt. Es war Ludwig, sie hörte es, wie der Wirth ihm entgegen rief: tausendmal willkommen, Herr Hallberg!

Gott! rief sie leise: er ist es! und ward bleich und wieder roth, ihre Brust pochte, ihr Blut flog, sie hielt sich an einem Tische um nicht nieder zu sinken, und die allgemeine Aufmerksamkeit auf Ludwig verbarg die Verwirrung worin sie war, und gab ihr Zeit sich zu fassen.

Als die ersten Komplimente und das Gespräch des Wirthes mit Ludwig beendigt waren, warf er seine Blicke rund in der Gesellschaft umher. Er er-

schraf, da er seinen Blick auf Minchen warf, die ein paar Worte mit ihrer Nachbarin sprach. Er glaubte eine treffende Aehnlichkeit mit Minchen zu finden; allein Minchen war in den zwei Jahren völli- g ausgewachsen; sie war wie er sie zuletzt sah, eine halb aufgeblühete Rose, und jetzt eine Rose, die am Mittagsstrahl der Sonne sich völli- g geöffnet hat. Dazu kamen die Kleider, die sie trug, ihr freier feiner Anstand, die Grazie, in ihrer Stellung. Sie ist es nicht: dachte er, und doch konnte er kein Auge von ihr verwenden.

Allein da er den ersten Ton ihrer Stimme hörte, glühete er über und über. Sie ist es! sie ist es! Eben gieng er in ein Nebenzimmer, und so hatte er Zeit seine Fassung wieder zu erhalten. Minchens volles blühendes Gesicht verdroß ihn, selbst der elegante Anzug war ihm zuwider. In seiner Phantasie stand sie, so wie er sie den letzten Abend gesehen hatte, bleich, die Augen voll Thränen, und weiß und simpel gekleidet. Er hielt ihre zufriedene Aussicht für Hochverrath an ihrer Liebe, und der Entschluß, sie kalt zu behandeln lag in seiner Seele.

In Minchens Seele lag Verlegenheit, Schaam, aber doch hauptsächlich die reinste Freude, ihren Kindheits Freund, ihren Geliebten wieder zu sehen, und so, so wieder zu sehen. Ihr Herz war ihm schon entgegen geflogen, da sie noch so that als ob sie ihn nicht sähe. Sie nahm sich vor, ihm auf seine Frage

sogleich zu gestehen, welchen zärtlichen Antheil er noch immer an ihrem Herzen habe, ja! auch wenn er sie nicht darum fragte, es ihm zu gestehen, ihm damit entgegen zu kommen.

Die schöne weibliche Seele kennt keine Prüderie, sie öfnet ihr Herz, weil es geöfnet am schönsten ist.

Ludwig fragte im Nebenzimmer den Wirth laut genug, daß es Minchen hörte, wer die Dame wäre, mit dem Rosa atlas Kleide.

Madam Drommer! war die Antwort, und Ludwig trat sogleich aus dem Nebenzimmer hervor, gieng auf Minchen zu, ergriff ihre Hand, küßte sie, und machte ihr ein sehr artiges Kompliment, über ihr Wiedersehen, das aber weiter nichts als nur artig war. Er erkundigte sich nach Herrn Drommer, ihren Eltern, seinem Vater u. s. w. Kein Zug von der alten Vertraulichkeit, Minchen betrachtete sein Auge, um doch einen alten Blick auszuspüren. Kein Blick den sie kannte. Er war der artige bescheidene Mann, der eine Landsmännin an einem fremden Orte trifft, und sich mehr ihres gemeinschaftlichen Vaterlandes, als seiner Landsmännin freut.

Minchen verlor bei Ludwigs Kälte allen Muth ihr Herz zu öfnen. Sie schwieg verlegen, und je verlegener sie ward, desto feiner, desto freier ward der Anstand, und die Unterhaltung des Mannes.

Drommer kam nun auch. Ludwig präsentirte sich auch dem mit einer so edlen, aber kalten

Höflichkeit, daß München das Herz fühlbar schlug. Drommer freute sich Ludwigen wieder zu sehen, und die Konversation ward nun allgemein und lebhaft.

Jetzt fiengen die alten Bilder der Vergangenheit in Münchens Kopfe wieder an lebhaft zu werden, so wie Ludwig sich bewegte, oder sonst etwas that. Allein wie? wie? — Diese Bilder erhielten jetzt ein so schönes Kolorit durch den gegenwärtigen Ludwig, daß München davon bezaubert war.

Die feine Urbanität Ludwigs, der lebhafteste Reiz seiner Erzählungen, und dann wieder der Ernst seiner Reflexionen, die Hitze, die seine Erzählungen durchwärmte, wenn er auf einen ernsthaften Gegenstand fiel; die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf Ludwig, die ihm Männer von Verdienst und die jungen Mädchen erzeugten, die Blicke von beinahe allen, wenn ein anderer eine Erzählung anfieng, auf Ludwig, die ihn aufforderten, die Erzählung zu vollenden, der stolze Blick, dieses oder jenes Mädchens, der im Auge ihr leuchtete, wenn Ludwig länger mit ihr als mit andern rebete; alles das gieng für München nicht verloren.

Sie fühlte zu gleicher Zeit, Achtung, etwas saures, eine Art Triumph, eine Art Beschämung in ihrer Seele. Sie schwieg und horchte. Ihr Blick fiel auf ihren Mann, und dieser Blick vollendete. Ihr Mann sah eben mit einer lächelnden Miene auf Lud-

wig, der ihm etwas sagte, und verbeugte sich dann gegen ihn, mit einem so sprechenden Gesicht voll Hochachtung, daß Minchen nicht mehr zweifeln konnte, ihr Mann und Ludwig hatten die Rollen verwechselt.

Sie hatte Zeit genug nach und nach, und so langsam wie sie wollte, Ludwig zu betrachten, und ihre Anmerkungen über ihn zu machen. Er war ein schöner Mann, seine Stellung war wahrlich königlich, seine Bewegungen fein, sein Gang schnell und fest, seine Stimme ein tiefer reiner Tenor, und bei dieser gebieterischen Stellung, hatte er wieder so viel sanftes, mildes im Gesicht, daß man ihn liebte und achtete, je nachdem man ihn betrachtete.

Gegen Abend spielte er auf dem Klavier und sang, unter andern eins von Minchens alten Liedern. Die Rührung, welche dieses Lied bei Minchen hervor brachte, war so stark, daß sie sich heimlich eine Thräne abtrocknen mußte, die aus ihren Augen hervordrang.

Drauf phantasirte er mit einer Stärke, daß kein Athem gehört wurde, so lange er spielte.

Mit einem Worte, alles was er that, hatte so den Stempel der Vollkommenheit, daß Lob aller in der Gesellschaft wurde ihm so unzweideutig gegeben, daß Minchen eine ungemessene Achtung gegen ihn fühlte.

Er blieb aber kalt gegen sie, er hatte sie den ganzen Tag über auf keine Weise ausgezeichnet;

nur da er abreiste, warf er einen von den Blicken auf sie, den sie wieder erkannte. Sie öffnete die Lippen zu einem schmerzlichen Lächeln, ihre Hand hob sich ihm entgegen, er verbeugte sich und verschwand.

Minchen reiste nun auch wieder zurück, allein mit einem Wiederhaken im Herzen, den sie nicht los zu werden vermogte. Sie hatte überall Langesweile, selbst bei ihrem Manne, nur nicht, wenn sie allein Abends im Garten saß und sich ihren Träumereien überließ.

Ludwigs Oheim starb indeß, und hinterließ seinem Neffen ein ansehnliches Vermögen, der alte Oberförster fühlte auch nach gerade die Schwächen des Alters und seine Sehnsucht nach Ludwig ward so groß, daß Ludwig endlich zurück kommen sollte.

Die Frau Pastorin, die Ludwigen seinen Korb den er Minchen gegeben hatte, noch nicht vergessen konnte, freute sich auf Ludwigs Zurückkunft, und machte sich recht gefaßt, den Burschen es fühlen zu lassen, daß Minchen Madam Drommer wäre.

Und Minchen soll ihr bestes Kleid anziehen, ihre goldene Uhr anhängen, ihre großen Ringe aufstecken, und so soll er sie sehen.

Der Triumph der guten Frau war groß, allein er schrumpfte doch schon sehr zusammen, da sie Ludwigen in einem schönen Wagen mit vier Pferden



bespannt, und einem Bedienten auf dem Bock die Gasse hineinrollen, und vor des Oberförsters Hause still halten sah.

Die Freude des guten alten Oberförsters war unsäglich, da sein Sohn an seinem Herzen lag, und seine Freude ward noch größer, da er mit ihm redete und sich erzählen ließ.

Am andern Tage gieng Ludwig zu Predigers hinüber, und wie er in das Zimmer trat, seine Verbeugung machte, so erschraf die arme Pastorin so heftig, daß sie sich so tief verbeugte, als sie sich in ihrem Leben noch nie gebeugt hatte.

Sie vergaß alle ihre Anmerkungen, die sie machen wollte, und schüttete so eine ungeheure Menge von Kniffen auf die Erde, daß der Prediger sich sogar eines Lächelns nicht erwehren konnte.

So besuchte er auch Drommers, wurde artig empfangen und gebeten die Besuche zu wiederholen.

Ludwig fühlte sehr wohl, daß er an einem Abgrunde stand, wo es schwer halten würde, fest stehen zu bleiben, er nahm sich es fest vor, nie aus den Grenzen der allerstrengsten Höflichkeit herauszutreten, und sein erster Besuch war nun so kalt steif, daß selbst manche Wendung in seinem Gespräch etwas verächtliches mit sich führte.

Anfangs verdroß Ludwigs Kälte Minchen, und sie ward in eben dem Maße, kalt und nachlässig; diese Kälte erregte Ludwigs Galle, er ward bitter.

wenn er mit ihr einen Augenblick allein war, und in diesem Tone giengs einige Monate fort.

Allein es fehlte nicht, Minchen merkte, daß Ludwig's Kälte Verstellung war. Wenn er gegen ihr über saß, und sie nicht auf ihn zu merken schien, so konnte er ganze halbe Stunden so in derselben Stellung sitzen und sie betrachten. Sein Auge hing bald auf ihrem Gesicht, bald auf ihrer Figur, bald auf ihrem Fuße unter dem Tische, und dabei stieß er tiefe Seufzer aus.

Giengen sie zusammen, so gieng er stumm neben ihr her, sein Arm zitterte, wenn sich ihre Finger um ihn hin bewegten, und den Arm ein wenig drückten. Er vermied sorgfältig das Gespräch über die vorigen Zeiten, allein bei einer Erwähnung derselben, die auch noch so klein war, heftete er sein Auge auf Minchens Auge, und schlug es dann in die Höhe.

Diese Bemerkung erregte in Minchens Busen einen wohlküstigen Triumph, und kaum hatte sie den gekostet, so lüsterte ihr auch schon nach einem größern, sie wollte das Geständniß seiner Liebe, aus seinem Munde.

Zwar war sie sich dessen nicht bewußt; mehr dran gelegen war ihr, ihre vermeintliche Untreue zu rechtfertigen, und so seine bitteren Spöttereien über Weibersinn zu endigen.

Sie kam zu keinem Entschlusse es zu thun; allein ihr Herz überreilte bei weitem diesen Ent-

Schluß, wenn sie ihn auch hätte fassen können. Mit jeder Stunde, die sie bei einander zubrachten, wurden beider Empfindungen gepreßter. Sie fassen, sie sahen einander an und seufzten; ein Frage, eine Antwort, und Betrachteten und Seufzer hoben von Neuem an.

Ludwig stand dann auf, gieng mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab, die Hände auf den Rücken gelegt, und sah vor sich zur Erde. Sie legte dann ihre Arbeit nieder, und betrachtete ihn, die Wange in die Hand gebeugt, so einige Minuten, dann reichte sie ihm freundlich traurend die Hand, Ludwig ergriff sie, drückte sie, und setzte sich, und so giengen sie einen Nachmittag wohl dreimal in diesem Zirkel umher.

Schon drückten sie sich beide die Hände, wenn sie sich erreichen konnten, und es bedurfte nun nichts mehr als eines Anlasses von aussen, und die Flamme schlug hoch empor.

Ludwig gieng allemal von ihr mit dem festen Entschlusse, sie nicht wieder zu sehen, Minchen nahm sich es fest vor, am andern Tage heiter, fröhlich und unbefangen zu scheinen; Ludwig kämpfte, rang am andern Tage, und gieng doch: gehen will ich, dacht er; allein ich will sie behandeln wie eine Freundin.

Sie kamen zusammen. Ludwig war lustig, Minchen tanzte umher. Sie waren beide voll

wiziger Einfälle, nach und nach nahm die Lustigkeit ab; ein Wort, eine Miene war hinreichend, die ganze Fröhlichkeit zu zerstören, und nach einer halben Stunde saßen beide wieder da, und sahen aus wie ein Paar Sterbende!

Das geht nicht gut! sagte Ludwig jeden Abend, wenn er nun den Kopf in die Hände stützte, und noch vor Bettegehen eine Stunde seinen Träumereien nachhieng.

Gott, was soll daraus werden? sprach Minchen zu sich selbst, wenn sie Ludwigen bis vor sein Haus nachgesehen hatte.

Neue Kämpfe, neue Entschlüsse, welche die Liebe jeden andern Tag richtig besiegte.

Schon näherten sie sich einander zitternd, schon betrachteten sie sich mit den zweideutigen Blicken des Miß- und Vertrauens, schon stieß Minchen oft Lu, die erste Silbe von Ludwigs Namen aus, und begrub die übrigen in einen Seufzer, Ludwig sprang schon oft auf, wenn ihn Minchen so traurend ansah, um sich ihr zu Füßen zu werfen.

Mit jedem Kampfe, mit jedem Entschlusse ihren Umgang zu endigen, standen sie einander näher, war ein Fädchen mehr fest geknüpft. Minchen zitterte vor dem Augenblicke der Erklärung, und wünschte ihn, Ludwig verwünschte seine Schwäche, und wenn er am stärksten zu sein glaubte, so

Gewalt der Liebe I. Th.                      D

riß ihn ein Blick Minchens oder ein Händedruck unwiderstehlich wieder dem Abgrunde näher.

So gieng es einige Zeit, bis endlich der Oberförster mit seinem Sohne darüber redete. Lieber Ludwig, sprach er sanft: ich hoffe, dein Wille ist noch schuldlos, laß deine Besuche bei Drommers seltener werden, du gehst auf einem gefährlichen Wege.

Der Oberförster sprach so eindringend über die Nothwendigkeit, dies Opfer der Glückseligkeit dreier Menschen zu bringen, mit seinem Sohne, daß Ludwig sich es heilig schwur, nicht mehr hin zu gehn. Er blieb wirklich drei Tage weg, allein dafür marterte ihn diese drei Tage eine so fürchterliche Langeweile, die Unruhe, die er empfand, war so groß, daß er es für den Anfang einer Krankheit hielt. Dazu kam nun noch, daß er überlegte, was Minchen wohl zu seinem unvermutheten Wegbleiben sagen möchte; Kurz er beschloß noch einmal zu ihr zu gehn, und ihr auf ewig Lebewohl zu sagen.

Er gieng, er traf sie nach Wunsch allein. Mit einem traurenden Gesichte trat er hinein, und Minchen empfing ihn mit eben dem Gesichte. Sie gaben sich die Hand, sahen einander an, seufzten, drückten sich die Hände und schwiegen.

Endlich fieng Ludwig stotternd an, Madam Drommer zu erklären, daß dieses sein letzter Be-

such sein würde. Ich muß — muß wegbleiben, meines, Ihres Glückes wegen. Es darf, es kann so nicht bleiben!

Minchen schwieg, drückte ihm die Hand, und sah mit einem nassen Auge an die Decke. Ludwig wußte nichts mehr hinzu zu setzen. Sie standen beide und seufzten und schwiegen.

So segne Sie Gott, beste Frau! fieng Ludwig mit einem finstern Gesicht endlich wieder an.

Sie auch! seufzte Minchen, und ihre Lippen zitterten, ihr Auge schwamm in Thränen.

Sie standen noch, betrachteten sich. Ludwig! kispelte endlich Minchen, und lehnte ihre Wange an seine Schulter.

Gott! Gott! großer Gott! — Was bin ich unglücklich! rief Ludwig, und schlang seinen Arm um ihren Leib. Minchen! Minchen! rief er schnell, nicht wahr, du liebst mich?

Sie drückte ihren Mund auf den seinigen, sie umschlangen sich, sie rissen sich gewaltsam von einander, Ludwig stürzte an die Thüre, Minchen hielt ihn auf. Er wollte sich los winden, laß mich! laß mich! ich muß gehen!

So geh! weinte sie, und gieng schluchzend ans andere Ende des Zimmers. Ludwig folgte ihr. Sie sanken aufs Neue einander in die Arme, versicherten sich einander ihre Liebe, schwor-

ren sich trennen zu müssen, und blieben. Eine Magd trennte die Unterhaltung. Ludwig gieng.

Er blieb acht Tage weg. Er sah sie wieder, gleiche heftige Scenen jedesmal, wenn sie sich allein sahen.

Nach und nach sahen sie ihre Liebe in einem milderen Lichte, es kamen schon Stunden, in denen sie heiter bei einander saßen und ruhig des Glücks, geliebt zu sein, genossen; allein dieser Stunden waren doch weniger gegen diejenigen, in denen Gewissensbisse sie quälten.

Auch fieng Minchen an, ihre Verpflichtung gegen Drommer zu bemerken, und glaubte sich dabei sicher zu stellen, wenn sie nie gegen Ludwig das Wort Liebe aussprach. Hundert Plane machten beide, ihre Empfindung mit ihren moralischen Grundsätzen zu vereinigen, deren einer noch albernere war, als der andere.

Bald sollte es Freundschaft sein, was sie fühlen wollten, bald etwas anders. Zärtlicher konnte kein Mädchen gegen ihren Geliebten sein, als Minchen gegen Ludwig. Sie lag in seinen Armen, sie küßte ihn, sie glühete, ihre Wangen waren zum zerspringen roth; allein fragte er sie: liebst du mich, Minchen? so war ihre Antwort allemal: nein! ich darf nicht!

Ludwigs Empfindung ward durch diesen Eigensinn, wie er es nannte, oder durch ihre Zu-

gend, wie sie es nannte, noch stechender. Er wollte die Versicherung ihrer Liebe, er fühlte kein Glück ohne diese, und Minchen marterte ihn durch ihr ewiges: ich darf nicht! so, daß er auf verzweiflungsvolle Mittel fiel, ihr das Geständniß, daß sie ihn liebe, abzuwingen.

Wohllust war es nicht, was er gegen sie fühlte, und dennoch gab ihm diese Ungewißheit es oft ein, sie durch eine vollendete Untreue an ihrem Manne zu zwingen, ihm zu gestehen, daß sie ihn liebe.

Beider guter Genius hinderte es. Minchens scheue Tugend würde sich nach einer solchen Untreue vielleicht zu Tode gemartert haben, und Ludwig, der sie wahrhaft liebte, konnte doch nur in den Augenblicken dieser Raserei einen solchen Wunsch fassen.

Indeß konnte doch Drommern der leidenschaftliche Zustand Minchens nicht ganz verborgen bleiben. Ihre fliegende Röthe im Gesicht, das Heftige in ihren Bewegungen, daß er so manchmal erblickte, wenn er zu ihr kam, und Ludwig von ihr gegangen war, machte ihn aufmerksam. Er ward eifersüchtig, allein er verbarg es unter einem Anschein von Kälte und Gleichgültigkeit.

Endlich da Ludwig einmal eine ganze Stunde bei ihr gewesen war, trat er einmal rasch in Minchens Zimmer, und fand Minchen in Ludwigs



Armen, rasend drückte Ludwig sein Gesicht in ihren Busen, Minchen glühete hochroth, und ihre Hände und Knie zitterten. Mein! ich darf nicht! rief sie eben, da Drommer die Thüre aufriß.

Beide flogen aus einander. Drommer warf einen Blick auf beide, that als ob er etwas suche, und gieng wieder.

Ludwig und Minchen waren, als wenn der Blitz sie gerührt hätte. Ihre Lage war schrecklich, sie getrauten sich kaum sich anzusehen. Ludwig griff still, schweigend nach seinem Hute, Minchen blieb verlegen am Klaviere stehen, und Ludwig gieng.

Mit Angst und Furcht erwartete Minchen Drommern. Am Abend kam er mit einem finstern Gesichte, man setzte sich zu Tische, ohne zu reden aß man; nach Tische stand Drommer auf: ich verbitte künftig alle Besuche von dem Förster, Madam! wenn dir deine Ehre nicht theuer ist, niedrige Kreatur, so ist sie mir es, weil ich das Unglück habe, dein Mann zu sein! und so gieng er, warf die Thüre, daß die Fenster bebten.

Jetzt fühlte Minchen das Schreckliche ihres Zustandes. Sie war bange, und wußte nicht wor, sie wollte eine Nachricht an Ludwig senden und wußte nicht wie. Sie schrieb diesen Zettel in der fürchterlichen Unbesonnenheit, worin sie gerathen mußte.

„Ludwig, ich darf dich nicht wiedersehen. Das

Unglück, was ich befürchtete, ist da. Komm nicht wieder. Ich habe sehr gelitten, und werde noch leiden. Es ist alles aus, auch die einzige Freude, die ich hatte, ist mir geraubt. Leb wohl. Ihre Wilhelmine Drommer.“

Sie gab das Billet einem kleinen Mädchen, es Ludwigen zu bringen, und bat das Mädchen, es heimlich zu thun. Drommer war aufmerksamer auf sie, als sie dachte. Wie das kleine Mädchen herauskam, um wegzugehen, so hielt Drommer es an, nahm ihr das Billet ab, und gerieth in eine entsetzliche Wuth, da er es gelesen hatte.

Lüderliches Weib! mit den Worten sprang er wie rasend in Minchens Zimmer, und warf ihr das Billet vor die Füße. Minchen erstarrte. Gesteh Weib! rief er schrecklich.

Was, seufzte das unglückliche Weib, was soll ich gestehen? O bei Gott, bei meinem Erlöser! ich bin dir treu gewesen.

Sie wollte ihn umarmen; allein er schleuderte sie so gewaltsam von sich, daß sie taumelte, zurücksank und mit dem Kopfe auf den Tischfuß schlug, und nun sprang er wüthend zum Zimmer hinaus.

Minchen richtete sich nach einiger Zeit auf. Sie befand sich übel, der Schreck, die Angst, die Furcht, und besonders die Scham, stürmten so

auf ihre Lebensgeister ein, daß sie erlag. Schon am Abend lag sie im hitzigen Fieber, und phantasirte.

Ludwig! Ludwig! war die einzige Idee, welche ihr Kopf hatte. Sie gestand ihm ihre Liebe; sie versicherte sie ihm in so starken Ausdrücken, daß ihr Mann jetzt noch wüthender ward, weil alle Domestiken nun Zeugen seiner Schande waren.

Er redete so verwirrt, wie die Kranke selbst, und man mußte seine Frau beinahe mit Gewalt gegen seinen Zorn schützen.

Die Nachricht verbreitete sich bald im ganzen Orte, daß Drommer seine Frau beinahe ermordet habe, weil er sie mit einem Manne ertappt habe: ihr Fall hatte ihr eine blutige Wunde zugezogen.

Die Nachricht kam auch nach Oberförsters. Wie? schrie Ludwig, Wie? und wüthend sprang er zum Hause hinaus und nach Drommers Hause.

Wo ist sie? schrie er fürchterlich im Hause, und stürzte in ihr Zimmer. Hier sank er über Menschen hin, und zerfloß in Thränen, verwünschte ein ums andre Drommer und sich selbst. Menschen kannte ihn nicht, sie faselte fort, rief Ludwig zu Hülfe, nannte ihn mit den zärtlichsten Namen, sprach von ihrem Tode, und erregte noch stärker dadurch die Leidenschaft des jungen Menschen.

Der Oberförster war seinem Sohn gefolgt, und hatte eben Drommern an der Thüre getroffen, der Anstalt machen wollte, Ludwigen mit Gewalt zum Hause hinauswerfen zu lassen.

Der Oberförster und Drommer geriethen in ein lebhaftes Gespräch. Indesß der alte ehrwürdige Mann brachte Drommern durch seine edle und eingreifende Sprache doch dahin, der Leidenschaft Ludwigs für jezt nachzusehen.

Es kam zu Erklärungen zwischen beiden, welche Drommern einigermaßen beruhigten. Er sah jezt, daß er niemals, sondern allein Ludwig das Herz Minchens besessen hatte. Sein Unglück war dadurch nicht kleiner; allein wenigstens seine Wuth: und der Haß, der gegen Minchen in seiner Brust brütete.

Der alte Mann hatte seine Hand gefaßt, und benetzte sie mit seinen Thränen, und bat ihn wenigstens für jezt ruhiger zu scheinen, und seinen Sohn ihm retten zu helfen.

Der Oberförster beredete auch endlich seinen Sohn mit ihm heim zu gehen. Ludwig gieng mit ihm, und da er täglich Nachricht von Minchens Zustande erhielt, da er sogar das Versprechen von seinem Vater bekam, daß Drommer seiner Frau vergeben habe, so nahm seine Wuth in so weit ab, daß man von ihr nicht mehr so ausschweifende Wirkungen befürchten durfte.

München besserte sich, und ihre Gesundheit wurde nach und nach wieder hergestellt, ob wohl nicht ganz. Drommer schonte ihrer zwar; allein sein Betragen war kalt, feindlich, bitter und zuweilen spöttisch. München schwieg dazu, weil sie glaubte, daß ihr Mann ein Recht zu diesem Betragen habe, und fraß ihren Kummer in sich.

Die ganze Gegend war voll von dieser sonderbaren Begebenheit, die denn reichlich mit den schändlichsten Zusätzen von den geschwätzigen Herren und Damen in der Gegend ausgestattet wurde.

Minchens unvorsichtige Mutter unterhielt München fast mit nichts als mit diesen Gerüchten, die auf Kosten ihrer Ehre umher liefen. Diese Kränkungen fraßen wie ein Geier in ihrem Innern.

Auch Ludwigs Zustand vermehrte ihren Gram. Der junge Mensch lebte, wie ein Einsiedler. Er sprach wenig, hatte alle Theilnahme an allem verloren, war auf keine Weise zum Ausgeh'n und andern Zerstreungen zu bringen, und wenn sein alter Vater ihn mit der zärtlichsten Besorgniß fragte: Ludwig, was fehlt dir? so war seine stete Antwort: mein Grab!

Er war abgefallen, schlich wie ein Schatten umher, und wenn er München zu ihren Eltern gehen sah, so kostete ihm der Anblick jedesmal einen Strom von Thränen, und doch war es das Einzige, was er wünschte.

Indeß nach und nach kam denn doch manches wieder in eine bessere Ordnung, und der Oberförster hatte doch schon wieder einen Strahl von Hoffnung, beide gerettet zu sehen, als eine Begebenheit vorfiel, die dem ganzen Handel die traurigste Wendung gab.

Drommer fuhr mit Minchen zu einem Nachbar, wo sie eine große Gesellschaft trafen. Es war nach ihrer Krankheit wieder das erstemal, daß sie in eine größere Gesellschaft gekommen war. Wie sie hinein trat, und die Blicke aller Damen sich neugierig auf sie wandten, einige sogar sich kichernd etwas ins Ohr zischelten und sie dabei ansahen, so wallte eine sehr bittere Empfindlichkeit in Minchens Brust auf.

Indeß es war vorübergegangen. Man aß, und Minchen in tiefen Gedanken hörte weder die Hiebe welche einige keusche Damen, den läberlichen Weibern austheilten, noch sah sie die gerümpften Näschen derselben. Drommer wünschte sich unter die Erde, und verfluchte in seinem Herzen seine Heirath mit Minchen.

Nach Tische stand man auf, es wurden Spielparthien gemacht. Man wollte sich setzen. Eine Dame die das Unglück mit Minchen zusammengeführt hatte, weigerte sich sich niederzusetzen. Man fragte nach der Ursache, und auch diese weigerte sie sich zu sagen. Minchen die ihre Karte in der

Hand hielt, fragte: aber warum stören Sie das Vergnügen der Gesellschaft?

Gott weiß, Minchens Ton mochte ein wenig barsch sein, ihre Empfindlichkeit war den Tag zu sehr und zu oft gereizt.

Die Dame, die der Ton verdroß, antwortete verächtlich: ich spiele nicht mit läderlichen Weibern.

Minchen wollte sich halten — konnte nicht — sie schwankte, sie sank nieder, und heftige Konvulsionen ergriffen sie. Man konnte sie kaum wieder zu sich selbst bringen. Man brachte sie in einen Wagen und nach Hause.

Wie Minchen zurückgekommen war, nahm sie mit einer Stärke, die man ihr kaum zutrauen konnte, sich zusammen, um auch dagegen gleichgültig zu scheinen; allein ihr Mann gab ihr den zweiten Stoß; mit einer feindlichen Bitterkeit sagte er ihr im Vorübergehn: ich wollte, daß ich im Grabe läge. Tod ist mir lieber als Schande!

Minchens Augen rollten wild in dem Augenblicke als er dieses sagte, ihre Finger krampften sich zusammen, ihre Brust hob sich fürchterlich empor, sie schoß auf Drommern einen Blick voll unnennbarer Wuth und schwieg.

Noch am andern Tage schwieg sie hartnäckig, und antwortete auf Drommers Frage nicht ein Wort, man sah auf ihrem Gesicht, welch eine

starke Empfindung in ihrer Seele kämpfte. Sie schloß sich den größten Theil des Tages ein, ohne eine lebendige Seele zu sehen, oder nur ein Wort zu sagen.

Eine Magd redete sie einmal an, und Minchen schlug wüthend mit der Faust nach der Magd. Sie war verwandelt, dies sanfte Geschöpf war eine Furie geworden. Dabei hatte sie nun alle Abende ein Fieber, und an jedem Morgen fand sie sich matter, als am Abend vorher.

So wie ihre Kräfte abnahmen, so nahm auch die Menschenfeindschaft wieder ab, und sie sah auch sogar ihre Eltern wieder, die sie eine ganze Zeit nicht hatte sehen wollen.

Endlich ward sie bettlägrig, der Arzt versicherte, daß sie ohne Rettung krank sei, und versicherte das selbe auch Minchen, die ihn inständig um Aufrichtigkeit bat. Da sie das wußte, lächelte sie freundlich, und ließ ihren Mann rufen:

Drommer, hob sie an, und benezte seine Hand mit ihren Thränen: Drommer, hab ich nun genug gelitten? — Hast du nun Mitleiden mit mir? Ich sterbe, weißt du es schon? — Drommer küßte ihr die Hände.

Jetzt erzählte sie ihm ihre ganze Geschichte, und verschwieg ihm auch nicht, daß sie jetzt Ludwigen noch mehr liebe als alles in der Welt. Ich sterbe, setzte sie hinzu, und Gott sei Dank, daß ich sterbe! —



Ich sterbe gern, denn ohne Ludwig ist mir das Leben eine Last.

Sie sprach so viel rührendes, daß Drommer in Thränen zerfloß, und einen raschen Entschluß faßte, sie noch zu retten. Er gieng zum Oberförster, und bat Ludwigen mit ihm zu Minchen zu gehen. Ludwig folgte.

Er führte ihn in Minchens Zimmer. Hier Minchen, ist dein Ludwig! hier liebe ihn, liebe ihn, Minchen! und Gott gebe dir deine Gesundheit wieder, und du sollst glücklich werden.

Ach, die Großmuth Drommers kam zu spät. Zwar blühte noch einmal das sterbende Licht durch dieses Tröpfchen Del hell auf, allein nur noch einmal.

Ludwig saß an ihrem Bette, hatte ihre Hand, betrachtete sie unaufhörlich, und Minchens Auge war starr auf ihn gerichtet. Sie lächelte und Ludwig weinte.

Drommer ließ Ludwig ein kleines Bett neben ihrem aufschlagen, und Ludwig kam nicht mehr aus dem Krankenzimmer.

Minchen ward immer matter und schwächer, nur ihre Liebe behielt die gleiche Stärke. Ludwig! war ihr erstes Wort, wenn sie aus ihrem Schlummer erwachte: Ludwig! lächelte sie noch mit schwachen Lippen, wenn sie in den Schlummer versank.

Ich bin doch einmal noch glücklich gewesen!

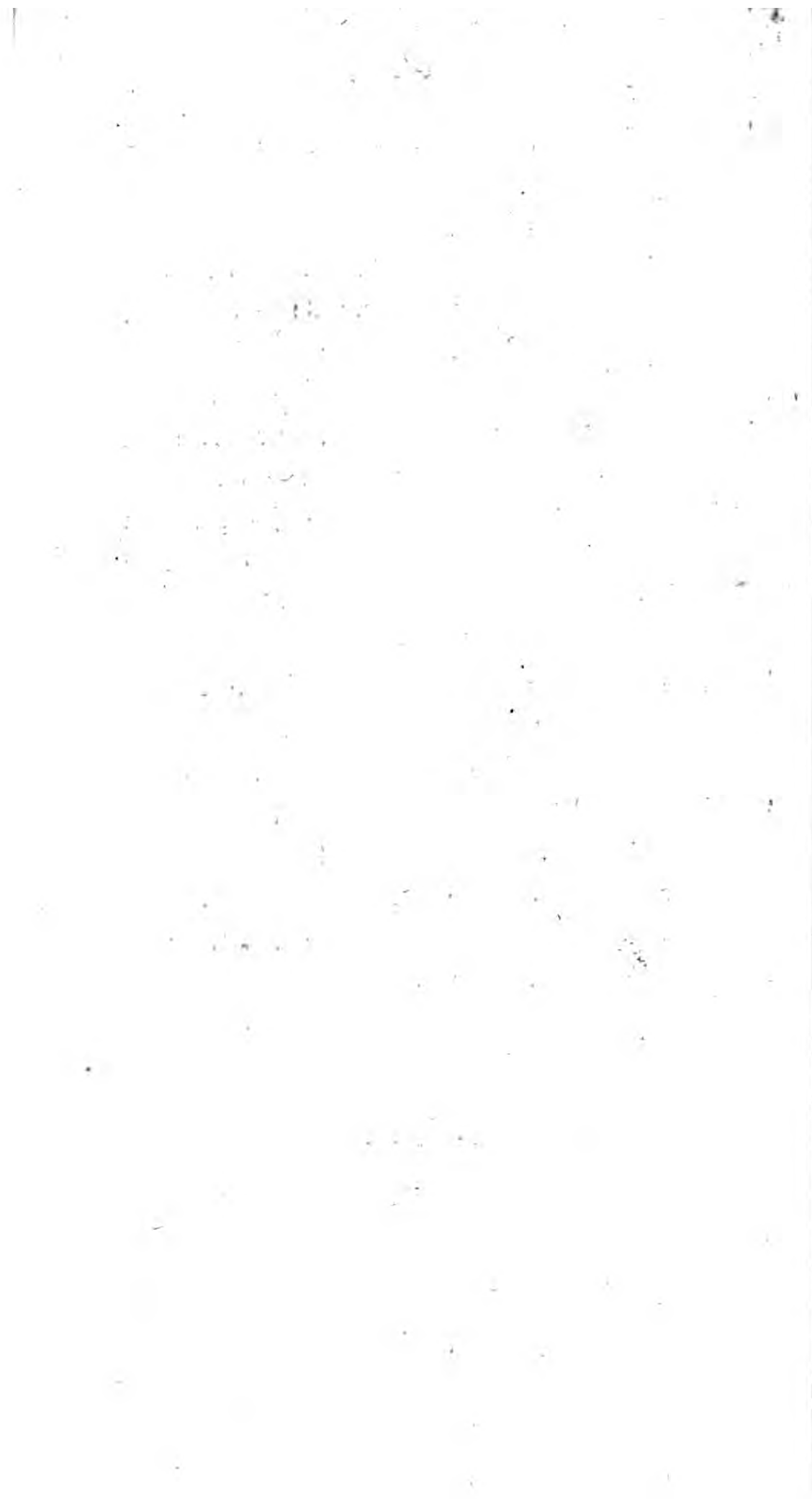
---

hauchte sie ihrem Manne einen Tag vor ihrem Tode entgegen, da er sich nach ihrem Befinden erkundigte: Ich sterbe in Ludwigs Armen. Sie starb in seinen Armen. Man fand sie am andern Morgen tod, in Ludwigs Armen, und ihren Arm um ihn geschlungen. Ludwig lag da ohne Leben in tiefster Ohnmacht.

Drommer bedauerte sein Weib von Herzen, Ludwig gieng ein Jahr umher stumm und sprachlos. Der Oberförster starb bald nachher und sagte dem Prediger, der an seinem Sterbebette stand: Gott muß es dort auflösen, oder er ist nicht Gott. Ludwig lebte fort wie ein Automat; zu allen Geschäften untüchtig gab er sein Amt auf, und bat sich von Drommern aus, in Minchens Zimmer wohnen zu dürfen.

Sein Kummer ist zwar leichter geworden, allein noch immer lebt er einsam, ohne Beschäftigung. Minchen erfüllt den Kreis seines Denkens, und seines Empfindens; und gewiß wird: Minchen! das letzte Wort sein, was sein sterbender Mund, vielleicht bald, aussprechen wird.

---



Die  
**Gewalt der Liebe,**

in Erzählungen

von

**August Lafontaine.**

---



---

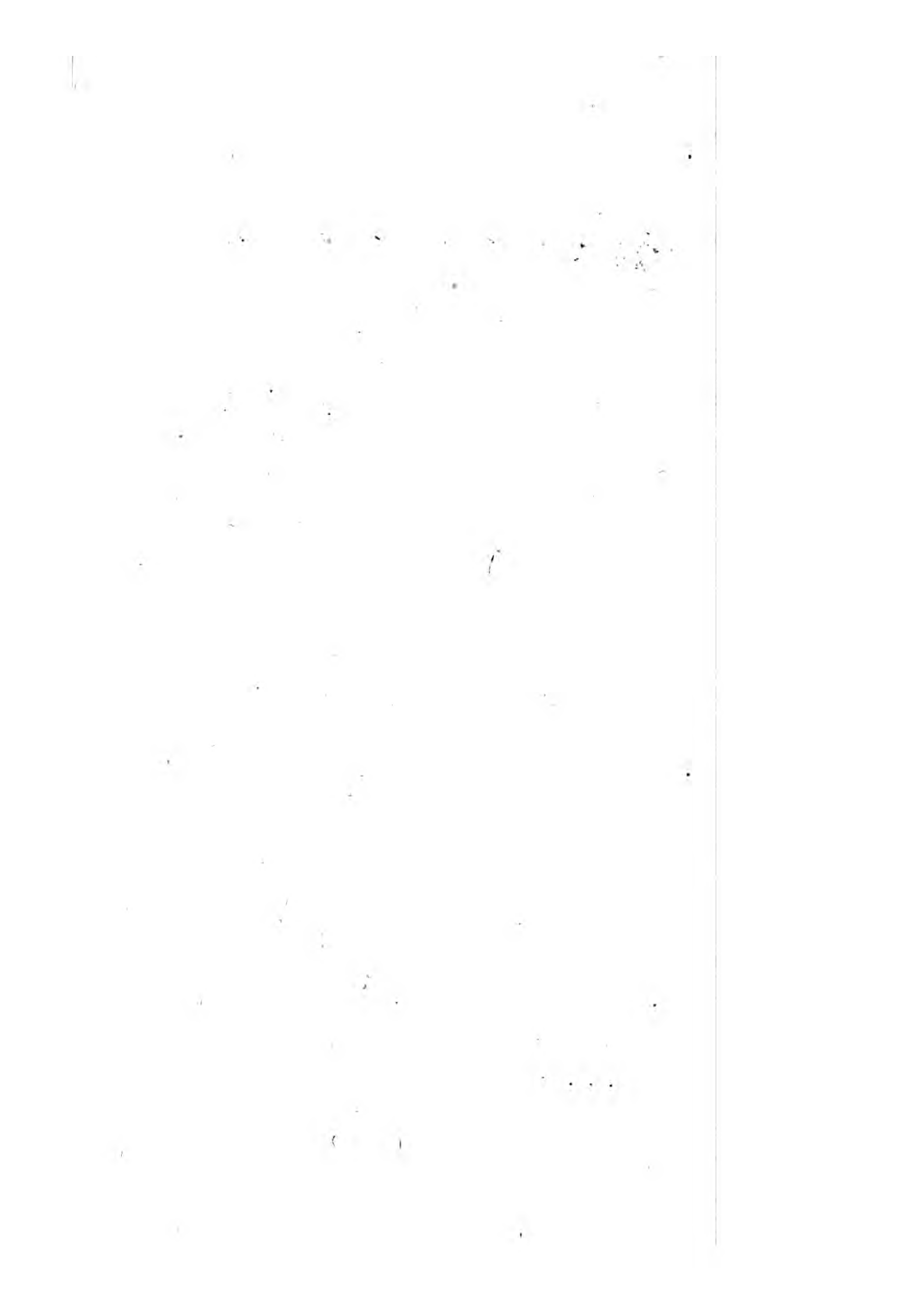
**Zweiter Theil.**

---

**Zweite mit neuen Erzählungen vermehrte Auflage.**

---

**Berlin 1799.**



---

## Die Hochzeitfeier der Samniter.

---

Wo die Liebe und die Schönheit des Weibes die Belohnungen sind, welche die Gesetze den Männern ertheilen, da ist der Mann alles, was der Staat will; Tapferkeit und Ruhmbegierde veredeln sich am Busen und unter der Hut der Liebe.

Dieses war Samniums Sitte, und diese Sitte zwang die unbefiegten Römer unter das beschimpfende Joch in den laudinischen Pässen, und machte Samnium zu Roms Nebenbuhlerin. Die Liebe machte die Jünglinge Samniums zu Helden, zu Patrioten, zu edlen Menschen: denn die Liebe war der Preis der Tugend.

Das Hochzeitfest der Samniter wurde jedes Jahr auf einem weiten Plaze gefeiert, der den Kämpfen der Jünglinge heilig war. Alle Jünglinge, die zwanzig Jahre erlebt hatten, versammelten sich an diesem feierlichen Tage, und nun wählten sie aus den Mädchen sich Weiber, nach dem Range, den ihnen ihre Thaten in den Jahrbüchern des Vaterlands gegeben hatten. Welch ein Triumph für die Mädchen, sich von den heldenmüthigen jungern Siegern gewählt zu sehen! Welch ein mächtiger Reiz zu al-

len Tugenden für die Jünglinge, da Ruhm und Liebe der Lohn der Tugend war!

Die Samnitische Jugend erwartete alle Jahre mit einer furchtsamen Ungeduld diesen Tag. Bis zu diesem Tage sahen sich die Jünglinge und Mädchen nur unter der Aufsicht ihrer Mütter und der bedächtigen Greise in den Tempeln, und jede Vertraulichkeit war Jünglingen und Mädchen die tiefste Schande.

Ohngeachtet dieses strengen Zwangs erhoben sich dennoch heimliche Wünsche, und die Gesetze verboten diese Wünsche nicht. Auge und Herz wählten; die Religion und die heiligste Sitte hatte die Eltern zu Vertrauten dieser geheimnißvollen Liebe bestimmt; auch diese schwiegen; denn Schande bedeckte eine ganze Familie, wenn der geheime Wunsch des Jünglings oder des Mädchens bekannt wurde. Dieses Geständniß des liebenden Herzens, diese geheimen Ergießungen des zärtlichsten Gefühls in den Busen einer Mutter oder eines Vaters machte die natürlichen Bande des Bluts noch heiliger. Die Mutter war nicht nur Mutter, sie war auch die tröstende Vertraute der still liebenden Tochter, und der Sohn erzählte seinem Vater, einem ehrwürdigen Greise, von den Vollkommenheiten des Mädchens, das er liebte, und alle Herzen in der Familie kannten nur einen Schmerz und eine Freude.

Erfüllte das Schicksal diese geheimen Wünsche nicht: so flossen nur leicht zu trocknende Thränen;

kein Spott traf das stille Geheimniß; man wählte außs neue, weil es des Vaterlands Befehl war; man mußte wählen, weil Samniums weiser Gesetzgeber den Ehelosen für den Störer der Ehen hielt. Die Jünglinge mußten also alle, sobald sie das bestimmte Alter erreicht hatten, an dem feierlichen Tage erscheinen, und wählen, und wenn auch ihr Herz bei der Wahl schweigen mußte.

Unter diesem kriegerischen Volke hatte selbst das Weib etwas stolzes, edles, und männliches; die natürlichen Folgen ihrer Sitten. Die Jagd war das Geschäft der Samnitischen Mädchen; sie übten sich im Bogenschießen, im Laufen und Ringen. Diese Uebungen gaben ihrem Körper eine schöne Geschmeidigkeit, und ihren Handlungen eine reizende Leichtigkeit. Eine sanfte Bescheidenheit wohnte auf der Mädchen Stirn, wenn sie ohne Waffen waren; aber jetzt hingen sie den Köcher über die Schulter, stolz traten sie daher, und aus ihren Blicken blitzte ein edler Muth. Die Jünglinge hatten einen edlen starken Körper, ihr Gang war trotzig, und ihre Phantasie, immer mit Bildern von Schlachten angefüllt, gab ihren Blicken eine ernste, stolze, und drohende Wildheit.

Unter den Samnitischen Jünglingen zeichnete sich besonders durch einen zarten Körper, durch ein sanftes und gefühlvolles Auge, Ugatis aus, der Sohn des edlen und tapfern Telespon. Schon hatte der ehrwürdige Greis dem Jünglinge sein Schwert und seinen Schild übergeben; höre, mein Sohn,



sagte er lächelnd zu ihm, wie er ihm die Waffen übergab; wenn ich zuweilen bei unsern Greisen bin, so scherzt man mit dir über dich: man sagt zum Beispiel, ein Weibergewand würde dir gut stehen; du würdest eine ganz hübsche Jägerin sein. Freilich mich verdriest das Geschwätz; indes ich denke immer, die Natur wird dir das Herz eines Mannes gegeben haben, wenn sie sich auch mit dem Gesichtchen da versehen hat.

Darüber sei ruhig! antwortete Agatis ein wenig spiz: vielleicht wünschen diese Spötter wohl noch einmal, daß ihre Söhne Männer sein mögen wie ich. Mögen sie mich für ein Mädchen halten, den Römern wenigstens soll mein Geschlecht nie zweifelhaft werden!

Agatis hielt Wort: in dem ersten Feldzuge bewies er einen so unerschrockenen Muth, eine so starre Tapferkeit, daß die Spöttereien zu Lobeserhebungen wurden. Die Krieger sagten: wer hätte geglaubt, daß dieses Mädchengesicht so viel Herz hätte? Kälte, Hunger und Marsche sind ihm nichts und er trotzt mit seinem sanften freundlichen Auge dem Tode so gut wie wir.

Einmal stand Agatis mit kalten Blicken unter einem Regen von feindlichen Pfeilen, und neben ihm ein junger sehr häßlicher Samnit: so schön und so brav! sagte dieser spöttisch, und eben gab die Tuba das Zeichen zum Angriff.

In diesem Augenblick wandte sich Agatis zu

dem Spötter: siehst du dort den römischen Adler. — Wer von uns beiden bringt ihn zurück, ich mit meinem Mädchen Antliz, oder du mit diesem häßlichen Gesicht? So sagt' er, und beide flogen in die Feinde; aber bald erschien Agatis mitten unter dem Getümmel, den Adler in der Hand.

Jetzt aber näherte er sich dem Fahre, wo er Gatte und Bürger werden sollte. Die Mädchen hörten von seiner Tapferkeit reden, und sahen die Schönheit des Jünglings mit einer süßen Empfindung; sie beneideten sich um seine Blicke; die schöne Zepfalide zog endlich die Blicke des Jünglings auf sich.

Auf Zepfalidens Gesicht lag in der schönsten Eintracht der edle Stolz der Samnitischen Mädchen, und die rührende bescheidene Schamhaftigkeit der Jungfrau.

Die Gesetze verboten es ihren Augen nicht, die Gefühle des Herzens zu verrathen, und Blicke sind beredter als die Zunge, wenn man nur mit ihnen reden darf. In einem einzigen Augenblick enthüllt sich die ganze Seele der Geliebten. Ein Blick von Agatis, und Zepfalide sah seine Unruhe, seine Wünsche, seine Furcht, seine Hoffnungen, und die Ruhmbegierde, mit der die Liebe jetzt sein Herz entflammt hatte. Zepfalide wollte ihre Blicke von ihm wenden; wider ihren Willen wandte sie ihr Auge auf ihn, und schlug es dann erst zu Boden, wenn Agatis schon über diesen Blick erfreuet lächelte.

Besonders an einem Tage machte sie den Tri-

umph des liebenden Jünglings gewiß. Lange Zeit betrachtete sie den Agatis mit einem starren, trüben Blicke; dann schlug sie den Blick mit dem Ausdruck der rührendsten Zärtlichkeit gen Himmel. Götter, sprach Agatis in sich: ich habe ihre Wünsche in diesem Blicke gesehen, und ich will sie erfüllen. Nein! schönes Mädchen, ich täusche mich nicht. Dein Blick der zu den Göttern sich wandte, dieser Blick flehete von ihnen mir das Glück, dich wählen zu dürfen! Die Götter haben dich erhört, ich fühle es an diesem Feuer in meiner Brust! — Allein — hier seufzte er, und schlug sein Auge unter die übrigen Jünglinge: dort stehen sie alle meine Nebenbuhler, vielleicht wirft das Glück einem von ihnen eine glänzende Handlung auf seine Bahn, und er wählt zuerst und wählt, wählt sich die reizende Zepfalide.

Diese Vorstellungen standen immer vor seiner und auch vor des Mädchens Seele. Wenn Agatis wählen kann, sagte sie, o gewiß, er wird mich wählen; nein ich kann mich darinn nicht irren; seine Seele liegt so offen in seinem Blicke; denn trifft er ohngefähr auf die übrigen Mädchen, und redet er auch mit einem, wie kalt, wie ruhig steht er da; allein mit mir — seine Stimme hat immer etwas sanftes und rührendes; allein wenn er mit mir redet, so dringt sie tief ins Herz, und seine Blicke — o seine Blicke, wie viel sagen die mir nicht? Aber wenn ich auch einem andern schön dünkte? nein ich will nur für dich schön sein, lieber Agatis! Wie ganz an

ders ist er, als die übrigen Jünglinge! ihre wilden Blicke erschrecken mich, wenn sie auf mich fallen; ich zittere, wenn ich ihr starres, trotziges Auge sehe. Agatis ist tapfer; allein sanft wie eine Taube; selbst wenn er ganz bewafnet daher tritt, so liegt dennoch eine sanfte Rührung auf seinem Gesicht. Tapfer wird er sein wie ein Löwe, das weiß ich; allein wenn das Schicksal ihm hindert, wenn ein anderer als er —  
 O Götter! sie streckte die Hände betend gen Himmel.

Zepfalide entdeckte ihrer Mutter die Empfindungen ihres Herzens. O bete zu den Göttern, theure Mutter, bete zu den Göttern für den Sieg Agatis; und du betest für deiner Tochter Glück.

Ich weiß es, ich weiß es, er liebt mich, und auch ich — liebe Mutter — sie verbarg das glühende Gesicht in ihrer Mutter Busen. Du weißt, die Greise ehren ihn; die Mädchen lieben ihn und, o ich seh es an ihrer Röthe, an ihrem Zittern, an ihren Blicken, wenn er sich nur nähert; ein Wort von seinen Lippen ist ihnen ein Triumph.

Gut, Kind! liebt er dich, so wird er dich wählen.

O gewiß, gewiß! er wird mich wählen, wenn er nur wählen darf, aber —

Aber mein Kind, er wird doch auch an die Reihe kommen —

An die Reihe? — Ach Götter, wenn es denn nun zu spät ist? sagte Zepfalide mit niedergeschlagenen Augen.

Zepfalide, wahrhaftig du bist sehr eitel. Du bist doch etwan nicht die Einzige, die man schön finden wird.

Eitel bin ich nicht, ach, nur furchtsam! Geben die Götter, daß jeder Jüngling alle meine Gespielinnen schöner findet als mich.

Den Tag vorher, da die Samniter gegen Rom zu Felde rückten, sagte Ugatis zu seinem Vater: Leb wohl, mein theurer Vater! du siehst mich nie wieder oder als den ruhmvollsten aller Samniter.

Gut gesprochen, mein Sohn! so sollte jeder Sohn seinem Vater lebe wohl sagen. Wahrhaftig ich erstaune über die Stimmung deiner Seele, eine günstige Gottheit begeistert dich.

Natur und Liebe sind meine Götter! die Begierde dir ähnlich zu werden, und Zepfaliden zu verdienen.

Ach ich versteh! die Liebe ist mit im Spiel, und das ist nicht übel; aber sage mir doch einmal! Ich glaube; ich kenne deine Zepfalide unter den übrigen Mädchen.

O sie ist leicht zu kennen.

Aber weist du daß sie sehr reizend ist?

Reizend! reizend wie der Ruhm.

Jetzt erinnere ich mich. Sie hat die Gestalt einer Nympfe.

Einer Göttin, der Juno Gestalt, mein Vater!

Einen raschen Gang?

Und edel und groß!  
 Eine frische Farbe?  
 Wie die Morgenrose!  
 Langes lockiges Haar?

Und ihre Augen, mein Vater, und ihre Augen. Ach, da hättest du sie sehen müssen, diese Augen; wie sie sich erst auf mich hefteten, und dann sich zum Himmelkehrten, ach sie flehten um meinen Sieg.

Ja, du hast Recht, sie ist sehr reizend; aber du mußt Nebenbuhler haben!

Nebenbuhler? o unzählige!

Und die werden dich darum bringen!

Darum bringen? wie?

Gerad' heraus, lieber Agatis! ich fürchte es! denn sieh, unsre Jünglinge, wie brav, wie kühn!

Zimmerhin! das fürcht ich nicht! — Du wirst von mir hören, wenn die Götter mir Gelegenheit geben um Zepfaliden zu streiten.

Wie Telespon seinen Sohn so feurig sah, so konnte er nicht länger die Thränen zurück halten; er schloß ihn in seine Arme und sagte mit weinenden Augen: Ach den Göttern sei Dank, die dir dieses warme Herz geschenkt haben: das ist die Quelle aller Tugenden. O mein Sohn, wie glücklich machst du mich! Mein, mein Arm ist noch stark genug Schild und Schwert zu tragen; ich will Zeuge deiner schönen Thaten sein.

Der Tag des Abmarsches erschien. Das Heer

zog langsam vor den Reihen der Jungfrauen vorüber. Sie standen auf dem Markte, und ihre Blicke befeuertem auch den trügsten Jüngling. An Agatis Seite gleng der alte Telespon.

Sieh da, riefen einige Greise dem Alten zu: bist du wieder jung geworden? wohin, Telespon in deinem Alter?

Ich will mir eine Braut erkämpfen! antwortete der Greis.

Agatis zeigte seinem Vater schon von Weiten Zepfaliden: sieh! sieh, wie sie sich über ihre Gespielinnen erhebt in dem Glanze einer Göttin.

Als sie bei ihr vorüber gingen, so glühete Agatis sanftes und heitres Gesicht von Feuer und Muth; sein Blif war furchtbar wie der Blif des Kriegesgottes.

So recht, mein Sohn, zischelte sein Vater ihm zu: die Liebe kleidet dich.

Beide Heere beobachteten sich lange Zeit hindurch ohne eine Schlacht zu wagen. Die Blüthe der jungen Männer von beiden Nationen waren im Felde, und beide Feldherrn wagten nichts. Indes brannten die Samnitischen Jünglinge vor Ungeduld zu schlagen. Noch hab' ich nichts gethan, rief hier einer, daß einen Platz in den Jahrbüchern meines Vaterlands verdient! man wird meinen Namen nennen, ohne von meinen Thaten zu reden. Dann rief ein anderer: ich würde Wunder thun, wenn unser Feldherr wollte. — Entehren will er uns, sagten alle

murrend: in den Augen unsrer Väter und unsrer Gattinnen! wird man nicht glauben, er habe an unserm Mutho gezweifelt, wenn wir zurückkommen ohne gesiegt zu haben?

Das alles hörte der weise Feldherr, ohne bewegt zu werden. Er überredete durch sein Zögern den Feind, ihn für schwach und furchtsam zu halten, und ihn unbesonnen anzugreifen; und dann vermehrte er dadurch die Ungeduld seiner Krieger, und trieb ihren Muth bis zur Verzweiflung.

Der römische Feldherr sah das Zögern der Samniter, und er hielt an seine Truppen diese Rede. Seht, Römer! rief er: seht die Samniter fürchten uns, und bereiten die Flucht. Roms Genius siegt! und der Genius unserer Feinde zittert bei unsrer Nähe. Gegen die Feinde, edle Römer! laßt sie auf die Höhen trogen die sie besetzt haben; für den Muth sind es Ebenen. Der Sieg ist unser! Gegen die Feinde!

Sie kommen! rief der Samniter Feldherr den Jünglingen zu: laßt sie heran, bis euer Bogen sie erreicht, und dann eilt ihnen entgegen, eure Weiber zu erkämpfen!

Die Römer näherten sich; die Samniter erwarteten sie, ohne eine Bewegung zu machen. Wie ein Sturm auf sie ein! rief der römische Consul: sie werden dem Sturme weichen;

Allein auf einmal stürzten sich die Samniter ihnen entgegen, im Fluge der Kofse beim Wettlauf.



Die Römer standen Mann an Mann, die Glieder blieben unzerrissen, und ihr Führer verwandelte sogleich den Angriff in eine schöne Bertheidigung. Wild und wüthend war der Kampf auf beiden Seiten; denn Männer kämpften hier für Liebe, Vaterland, Freiheit und Ruhm; alles was ihr Herz wollte und kannte.

Mitten im Getümmel wurde Telespon an der Seite seines Sohnes gefährlich verwundet. Sein Sohn sah die Römer überall weichen; wir haben gesiegt! rief er, und nun folgte er den heiligen Gefühlen des Bluts und trug seinen Vater aus dem Getümmel an einen sichern Ort. Hier im Schatten eines Baums verband er unter Thränen die tiefen Wunden des ehrwürdigen Greises. Eben zog er behutsam den Pfeil aus der Wunde, da hörte er das Geschrei eines Haufen Samniter, die zurück flohen.

Wohin Samniter? rief er, und verließ seinen Vater: dort steht der Feind! Eben erblickte er den linken Flügel der Römer unbedeckt. Folgt mir, rief er: der Sieg ist unser! folgt mir!

Dieser wüthende Angriff brachte den Flügel der Feinde in Verwirrung, sie wichen. Agatis sah es; ihnen nach, schlägt sie! rief er, und nun eilte er zurück, zu seinem Vater. Endlich war der Sieg von den Samnitern erkämpft, und die römischen Legionen kehrten hinter die Mauern Roms zurück.

Telespon lag ohnmächtig da, die Sorgfalt

seines Sohnes brachte ihn wieder zu sich. Fliehet Rom? fragte der Greis. Es fliehet! der Sieg ist unser.

So hilf mir ins Leben zurück! sagte lächelnd der Vater! es ist dem Sieger süß, und ich will deine Hymenäen feiern. Kaum konnte er das sagen, so hatte ihn der Verlust des Bluts geschwächt.

Die Verwundeten wurden verbunden; auch Telespon wurde obwohl mit Mühe gerettet, und das Heer kehrte zurück.

Sobald das Heer zurück war, so feierte Samnium sogleich die allgemeine Hochzeitfeier der jungen Bürger. Die Tapferkeit erhielt sogleich ihre Belohnung aus den Händen des dankenden Vaterlands, und das Herz jedes Knaben schlug ungestüm bei dem Feste der Belohnungen. Den Winter brachten die jungen Männer an den Busen ihrer Weiber zu, und gaben dem Vaterlande neue Bürger, ehe der Sommer sie wieder in das Feld rief.

Glänzender als je waren die Thaten der Jünglinge gewesen, glänzender als alle Feste sollte das Fest sein, das sie belohnte.

Fast aller Mädchen Herzen und Wünsche waren in geheimen Einverständnissen mit den Herzen und Wünschen der Jünglinge, und jede that den Göttern Gelübde für den, dessen Herz sie zu besitzen glaubte.

Der Platz, wo sie sich zu diesem Feste versammelten war ein ungeheures Amphitheater rings mit

Triumphbogen umgeben, an denen die besiegten Adler Roms hingen. Hieher kamen die Jünglinge in ihren Waffen und die Mädchen mit Köcher und Bogen, und in dem festlichsten Gewande.

O Mädchen, sagten die Mütter zu ihren Töchtern, und waren ämsig beschäftigt sie zu schmücken; ihr müßt an diesem heiligen Feste so reizend erscheinen, als es möglich ist. Der Männer Stolz ist siegen, und der Weiber Stolz gefallen! Wohl euch, wenn ihr die Liebe der tapfern Jünglinge verdient, welche das Vaterland für würdig erklärt, ihm Bürger zu geben. Der Lorbeer des Ruhms wird ihre Hütten beschatten; die Achtung des Vaterlands wird sie umgeben; ihre Kinder werden die geliebtesten Kinder des Vaterlands sein, und seine stolzeste Hoffnung.

So sagten die Mütter und flochten Myrthen und Rosen in die schönen Locken der Jungfrauen, und schlugen den Schleier so, daß er ihre Schönheit erhob. Sie banden den Gürtel unter der Brust fest, und warfen das Gewand in schönen Wellen um die Hüften, hefteten nun den Köcher auf ihre Schultern, lehrten sie mit Anstand gehen; sich edel auf den Bogen stützen, und zeigten ihnen wie sie das Gewand heben mußten um ihren Gange Leichtigkeit und Würde zu geben.

Nur eine fromme Empfindung gegen das Vaterland belebte die Mütter ihre Töchter zu schmücken, und der Schmuß der Mädchen, der die Tugend belohnen sollte, nahm ihren heiligen Charakter an.

Die Mädchen betrachteten sich in dem Kristall eines hellen Bachs, und fanden sich immer nicht schön genug; jede von ihnen erhob zum erstenmale die Schönheit der andern Mädchen, und war zum erstenmale nicht eitel auf die übrige.

Aber von allen Wünschen, welche die Herzen der Mädchen an diesem großen Tage fühlten, waren keine heißer als die Wünsche der reizenden Zepfalide.

Die guten Götter mögen uns erhören! sagte ihre Mutter, indem sie ihre Tochter umarmte: allein, mein Kind, laß sie walten; haben sie dir Reize gegeben, so wissen sie am besten, wie viel sie werth sind. Die Bescheidenheit ist die Krone der Schönheit: Ohne sie kann die Schönheit blenden, aber nicht rühren, nur die bescheidenen Reize verehrt der Jüngling. In diese liebenswürdige Tugend hülle deine Wünsche, wie in einen Schleier, und wer weiß, ob es nicht schon am Abend deine Pflicht ist, diese Wünsche zu vertilgen, und andere in deinem Herzen zu erwärmen.

Zepfalidens Augen wurden von Thränen benetzt bei dieser Vorstellung.

Diese Thränen sind einer Samniterin nicht würdig, sagte die Mutter: für unsre Bertheidigung, für unsre Freiheit hat jeder Jüngling sein Blut vergossen; jeder hat gerechte Ansprüche auf dich, und es muß dein fröhlicher Stolz sein, wenn mit deinem Herzen dein Vaterland die Tapferkeit eines Bürgers Gewalt der Liebe II. Th.

belohnt. Daß bedenke mein Kind! Trofne dein Auge und folge mir.

Auch Telespon führte sein Sohn zu der Versammlung; nun? fragte er: wie steht's um dein Herz? Ich bin mit dir in diesem Feldzuge zufrieden gewesen, und ich hoffe, daß Vaterland wird es auch sein.

Ach, sagte der bescheidene und zärtliche Agatis; ich hatte nur einen Augenblick für meinen Ruhm.

Ich fühle es, ich würde tapfer gewesen sein, aber du warst verwundet, und ich war dir Liebe schuldig. Glaube nicht daß ich es bereue, wenn ich dir meinen Ruhm zum Opfer brachte. Ich würde untröstlich sein, wenn ich mein Vaterland verrathen hätte; allein ich würde es ebenfalls sein, wenn ich hätte meinen Vater verlassen können. Den Göttern sei Dank, ich habe beide Pflichten erfüllt, das übrige leiten die Götter.

Wie fromm man wird, wenn man in Noth ist! sagte der Vater lächelnd: gesteh nur, du giengest damals muthiger gegen die Römer als jetzt mit mir; aber fasse Muth, es wird alles gut gehen: ich verspreche dir ein sehr hübsches Mädchen voraus.

Sie kamen in der Versammlung an. Alle Samniter standen nach dem Alter in dem Amphitheater, und machten den rührendsten Anblick. Der freie, mittlere Platz war ein Oval. An der einen Seite standen die Jungfrauen zu den Füßen ihrer Mütter; an der andern die Väter hinter den Knaben, dort der

Senat der Greise, dort die Jünglinge die noch nicht zwanzig Jahre alt waren, nach den verschiedenen Jahren ihres Alters gereiht.

Die jungen Eheleute umgaben rings den freien Platz in der Mitte.

Ehrfurcht, Bescheidenheit und Schweigen herrschten überall.

Auf einmal tönte durch das Schweigen das laute Geräusch der kriegerischen Instrumente, und der Feldherr der Samniter näherte sich umgeben von allen übrigen Befehlshabern des Heers. Die Jünglinge schlugen die Augen nieder. Er gieng mitten durch den freien Platz, und stellte sich mit seinem Gefolge mitten unter die weisen Greise.

Nun öfnete man die Jahrbücher des Vaterlandes, und ein Herold las mit lauter Stimme, nach den verschiedenen Zeiten, die Zeugnisse welche die Väter des Staats und die Feldherrn, von den Thaten der Jünglinge gegeben hatten.

Der, welcher durch eine Niederträchtigkeit seinem Namen einen Fleken aufgebrandt hatte, wurde durch die Geseze zu einer der schändendsten Strafen, der Ehelosigkeit verdammt, bis er durch eine großmüthige That seine Ehre wieder hergestellt hatte; aber nichts war seltner als die Ausübung dieses Gesezes.

Eine unverlezte Redlichkeit, ein standhafter Muth war ein geringes Lob für einen Samniter, und der

Jüngling schwieg gewiß schamroth, der nichts, als seine Pflicht gethan hatte. Die meisten Jünglinge hatten Beweise einer Tugend, und eines Muths gegeben, die sonst überall angestaunt sein würden: nur in Samnium wurden sie kaum bemerkt, so gewöhnlich waren sie.

Einige Jünglinge erhoben sich über ihre Nebenbuhler durch glänzendere Thaten: allein je lobenswerthere Thaten eines Jünglings verlesen wurden, desto strenger wurden seine Richter; die, welche anfangs lautes Lob erregten, verloren sich in den Haufen gewöhnlicher Handlungen; denn höhere Tugenden hatten sie verdrängt.

Die ersten Feldzüge Agatis gehörten zu dieser Anzahl; allein jetzt erzählte man, wie er in der letzten Schlacht seinen Vater verlassen; wie er die Fliehenden aufgehalten; wie er sie in das Treffen zurügeführt habe, dieses Opfer der heiligen Gefühle des Bluts, das er dem Vaterlande gebracht hatte, erwarb ihm alle Stimmen; Thränen stürzten aus den Augen der Alten; die neben Telespon standen, umarmten ihn vor Freuden, die Entfernten wünschten ihm Glück mit Blick und Zurinken. Der gute Alte lächelte, und zerfloß in Thränen; die Nebenbuhler seines Sohns betrachteten ihn mit Ehrfurcht, und die Mütter drückten ihre Töchter an sich, und wünschten ihnen, daß Agatis sie wählen möchte.

Zepfalide bleich und zitternd, wagte es nicht die Augen aufzuschlagen, ihr Herz von Freude und

Furcht überwältigt, schlägt nur leise noch; ihre Mutter, an deren Knie sie sich lehnt, wagt es nicht ihr ein einziges Wort zu sagen, aus Furcht sie zu verrathen; es schien ihr als ob die Augen der ganzen Versammlung auf ihrer Tochter hingen.

Jetzt schwieg das tobende Gejauchz, und der Herold nennt den Parmenon, und erzählt von diesem Jünglinge: in der letzten Schlacht fiel das Streitross unsers Feldherrn von einem Pfeile getroffen, unter ihm nieder: er sank zu Boden; ein Kömmer stürzt herbei, und hebt die Lanze, um ihn niederzubohren; da sprang Parmenon unter den Stoß, empfieng eine tiefe Wunde, und der Feldherr ist gerettet.

So ist es: sagte der Feldherr: so ist es, meine Mitbürger: Parmenon war mein Schild, und wenn mein Leben dem Vaterlande nützlich ist, so habt ihr es dem Parmenon zu danken.

Bei diesen Worten jauchzte die Versammlung dem Parmenon zu, eben so erstaunt über die Tugend des Parmenon, als über Agatis Tugend, nur weniger gerührt, und Wünsche und Stimmen theilten sich unter den beiden Jünglingen.

Der Herold befiehlt Stillschweigen, und die Greise stehen auf um sich zu bereden. Lange bleiben die Meinungen getheilt: einige behaupteten, Agatis habe seinen Posten nicht verlassen dürfen, um seinen Vater zu retten; er hat nur seinen Fehler wieder gut gemacht, da er die Fliehenden aufhielt;



allein nur wenige hatten dieses gefühllose Urtheil gesprochen.

Der Aelteste unter den Greisen nahm endlich das Wort: Belohnen wir denn etwas anders als die Tugend? Was wollen wir wissen? Doch nur welche von beiden Handlungen die tugendhafteste gewesen ist? Welche? seinen sterbenden Vater verlassen, oder sein Leben einer nahen Gefahr aussetzen? Beide Jünglinge haben eine Handlung gethan, die für den Sieg entschieden hat, und ihr ehrwürdigen Bürger urtheilt, welche von beiden dem Herzen am meisten kosten mußte. Die Tugend, die das größte Opfer fodert, muß am meisten belohnt werden.

Wer wird das Urtheil dieses edlen Volkes glauben? Einmüthig entschied man, daß es großmüthiger sei, sich aus den Armen eines sterbenden Vaters zu reißen, den man retten kann, als selbst sein Leben dahin zu geben. Alle Stimmen erkannten jetzt dem Agatis die Ehre der ersten Wahl zu.

Aber jetzt erhob sich ein Streit, der noch unwahrscheinlicher ist. Die Greise mußten bei ihren Entscheidungen laut reden, und Agatis hatte gehört, daß ihm eine größere Ueberwindung zugeschrieben war.

Eine innere tadelnde Stimme erhob sich in seiner Brust, er erröthete, Nein! sagte er bei sich selbst: ich will nicht betrügen, und was wäre es

anders wenn ich jetzt schwiege? Er bittet, ihn anzuhören. Man schweigt.

Ein Triumph, den ich nicht verdient habe, würde mich mein ganzes Leben durch martern, und selbst in den Armen meines geliebtesten Weibes würde der Gedanke, ich habe sie mit Unrecht, mir jede Freude vergiften. Ihr glaubt, weise Richter, dem Jünglinge die Krone zu geben, der am meisten für sein Vaterland gethan hat? — Laßt mich es gestehen; mein Vaterland war es nicht allein, für das ich kämpfte. Ich liebte; ich kämpfte für die welche ich liebte; und verdien' ich den Ruhm, den mir euer Lob zuspricht, so theilt ihn meine Liebe mit meiner Tugend. Jetzt beurtheile dich selbst Parmenon, und warst du großmüthiger als ich, so empfangen du den Preis.

So sprach er, und aller Herzen waren unglaublich gerührt. Die That des Jünglings verlor nichts durch dieses Geständniß; seine Tugend wurde dadurch noch edler, noch erstaunlicher und noch feltner. Auf die übrigen Jünglinge machte dies Geständniß eine doppelte Wirkung. Ein Theil zeigte durch die unverstellte Freude, die sie dem edlen Jüngling bezeugten, durch die Sicherheit mit der sie um sich schauten, daß dieses Beispiel ihren Edelmuth erhoben hatte; der andre Theil stand da verwirrt und beschämt, sie fühlten die Größe der Tugend, ohne die Kraft zu fühlen, sie zu erreichen.

Mütter und Töchter gaben heimlich dem Jüng-

linge den Preis der Tugend, der den Muth gehabt hatte, sich desselben unwürdig zu erklären; und die Greise hefteten ihre Blicke auf den Parmenon. Er stand und wartete, daß das Getümmel schwieg; dann fieng er an, und wandte sich gegen Agatis: ich weiß nicht, wie wenig selbstfüchtig Handlungen sein müssen, um den Namen Tugenden zu verdienen; und doch ist eigentlich nichts, was man nicht doch zuletzt um sein selbst willen thäte: indeß ein solches Geständniß, wie deines, würde ich, das fühle ich, nicht gethan haben, und wäre auch meine Handlung edler als deine: so hebt dennoch dein strenges Urtheil über dich selbst dich über mich.

Jetzt standen die Greise noch unentschlossen da, wem sie den Preis zusprechen sollten: man sammlete auch die Stimmen nicht. Ein allgemeiner Zuruf entschied; sie verdienen alle beide den Preis! keiner soll zuletzt wählen!

Der älteste der Richter hob jetzt an: verzögert das Glück der Jünglinge nicht länger, wahrscheinlich hat ihr Herz gewählt; laßt sie sich einander den Namen ihrer Geliebten entdecken; sind es zwei verschiedene Mädchen, so wählen beide zuerst; sind sie Nebenbuhler, so entscheide das Loos, und jedes Samnitische Mädchen wird ihren Stolz darin finden, den weniger Glücklichen zu trösten. So sprach der ehrwürdige Androgeas, und die Versammlung jauchzte.

Agatis und Parmenon traten mitten in den freien Platz; einer sinkt in des andern Arme, und aller

Augen werden naß. Zitternd und zögernd betrachteten sie sich beide; sie wagen es nicht ihre Geliebte zu nennen; keiner kann es glauben, daß eine andre Wahl möglich ist.

Ich liebe fieng Parmenon zögernd an; ich liebe, das vollkommenste Mädchen, eine Grazie, die Liebesgöttin selbst.

Sie ist es, die ich liebe! rief Agatis: ich kenne sie aus deiner Beschreibung! ihre edeln Züge, der sanfte Stolz ihrer Blicke, eine Göttin an Gestalt und Gang! O der Unglückliche der sie verlieren soll!

Ja wohl, der Unglückliche! denn wer kann ohne Elianen glücklich sein? sagte Parmenon!

Ohne Elianen? Androgeas Tochter? Elianen liebst du?

Wer muß sie nicht lieben? fragte Parmenon erstaunt über Agatis Freude.

Elianen also? Zepfaliden nicht? O Götter so sind wir beide glücklich. Sie flogen einander in die Arme.

An ihren Umarmungen, an ihrem Entzücken sah man leicht, daß die Liebe sie vereinigt hatte. Die Greise hießen sie näher treten, und wenn sie nicht Nebenbuhler wären, ihre Wahl laut zu verkündigen. Jetzt tönten die Namen, Eliane und Zepfalide! und alles Volk rief die Namen jauchzend nach.

Androgeas und Telespon, der edle Eumenes Zepfalidens Vater, und Parmenons Vater Melantes

---

sanken einander in die Arme, mit der Rührung, welche die Freude der Greise erhöht.

Seht meine Freunde? rief Telespon, wir haben edle Kinder? wie werden unsre Enkel nicht sein? wenn ich d a r a n gedenke, so ist's als wenn ich jetzt erst zwanzig Jahre alt wäre. Nein, bei den Göttern, die heutige Hochzeitfeier ist mein Hochzeittag. Wahrhaftig, es ist mir als sollte ich alle die Jungfrauen heute heirathen! und bei diesen Worten hüpfte der Greis vor Freude.

Man rieth ihn mit unter die Jünglinge zu treten. O scherzt nicht, sagte er lachend: wenn ich mich alle Tage so jung fühlte, so solltet ihr sehen.

Jetzt begab man sich in den Tempel an die Altäre, die Verbindungen der Jünglinge und Mädchen zu heiligen. Parmenon und Agatis führten das Volk in Triumph bis in ihre Hütten, und man opferte feierlich allen Göttern, um ihnen zu danken, daß sie den Samnitem zwei so edle Bürger geschenkt hatten.

---

Liebe und Redlichkeit auf der  
Probe.

Je cannois mon devoir, c'est à moi de le suivre ;  
Je n'examine point, si j'y pourrai survivre !

RACINE.

\* \* \*

Hier bin ich, mein guter Lehwald, hier ist Ihr  
Molkau! Meine Situation ist zu neu, als daß ich  
Ihnen etwas bestimmtes darüber sagen, zu unges-  
wohnt, als daß sie mir gefallen könnte. Ich bin  
hier wie ein Mensch, der vom Wagen steigt, sich auf  
ein Bett wirft, und schlafend noch die Bewegung  
des Wagens zu fühlen scheint.

Ich bin des Herumschwärmens gewohnt gewor-  
den, ob ich gleich vielleicht von der Natur zur Ru-  
he bestimmt war. Ich habe für mich gelebt, und  
soll von nun an für andere leben. Ich muß mich  
resigniren, und fange wenigstens an zu begreifen, daß  
ich es muß.

Ich bin in einigen Familien gewesen, und habe  
leider Langeweile gehabt. Man spielt, und man  
thut wohl dran! denn man ist hier, trotz dem, was

man auch von dem hiesigen guten Tone sagen mag, genirt; die Schuld mag an mir liegen, ich habe nichts dagegen. Die Weiber sind hier das Mittel- ding zwischen den gebildeten Französinnen, und den natürlichen Italiänerinnen; allein sie thun sich so wohl auf ihre Kultur als auch auf diese Natürlichkeit etwas zu gute, und verzerren dadurch beides. Man nennt den Ton hier Persifflage, und wenn man Recht hat, so sollte man doch affectirte Persifflage sagen; denn man persifflirt hier im Ton eines Gebets.

Ich soll meine Mutter hier erwarten, die noch im Mecklenburgischen durch einen Prozeß gehalten wird, dann, wie ich aus den Briefen meiner Mutter vermuthet, soll ich — heirathen und dann sterben.

Ich habe Italien und Sie ungern verlassen, und ich denke, die \*ner werden meine üble Laune wohl ausbaden müssen.

Grüßen Sie mir Ihre Giulietta. Ich bin wie in einem bezauberten Lande. — Gestern erzählte mir ein junger, übrigens kein unebner Mann von seiner Liebe mit einem Entzücken, mit einem überströmenden Pathos, gerade im Ton eines Ritters aus den Zeiten Arthurs. — Die Italiänerinnen wollen genießen, die Französinnen sich amüsiren, und wenn es Liebe giebt, so ist sie in den deutschen Herzen zu Hause. Sie sollten meinen Mann haben reden hören; denn ist nur die Hälfte von dem wahr, was er mir erzählte, so ist ein solcher Rausch, und wenn

er nur einen Mondschein lang hielte, mehr werth als alle die Egarements der Nationen, die uns gebildet haben.

Ich bin neugierig genug gewesen sein idolo kennen zu lernen, und so wunderbar es dem Mädchen ließ, für nichts Augen zu haben, als für ihren Pastor fido, so fühle ich doch wohl, daß ihm dabei ganz gut zu Muthe gewesen sein mag.

Es ist ein sonderbares Schauspiel ein Paar Liebende hier zu sehen, und doch bei alle dem anscheinenden Lächerlichen zieht dieses Schauspiel das Herz an. Es ist wie die Fröhlichkeit unterm Volk; wir lächeln über den verwahrloseten Ausdruck, und beneiden ihnen dennoch ihre Gefühle. Wo war es, wo jemand einem Trunkenen nachahmt, und ein anderer ihm vorwirft: *Fi! c'est l'ivresse du peuple. C'est la bonne; c'est celle du plaisir* antwortet dieser. — So ist's hier mit der Liebe: *c'est l'amour du plaisir.*

Auf dem Corso, bei Maestro Filippo, wohnt eine arme Familie; bringen Sie doch beikommende Note selbst dahin. Sie werden dort ein reizendes Mädchen treffen, das mit einem Paar der schönsten Hände einen alten Vater, eine franke Mutter, und fünf Geschwister ernährt, und lieber arbeitet als um eine reichliche Pension die Gesellschafterin des Monignor \* \*, eines hochwürdigen Prälaten machen will.

Man lachte über den einfältigen Eigensinn des



Mädchens. Ich weiß nicht, mir gefiel der Troz, er that mir wohl; ganz in der Stille sah ich sie, und wurde der Wohlthäter der Familie, — doch ehrlich gesprochen, ich bezahlte das Schauspiel einer Seltenheit, eines sehr schönen Mädchens, das Muth genug hat arm und ehrlich zu bleiben.

Freund, wenn alle Männer aus gleichen Gründen wohlthätig sind, so sind die Blattern die unmenschlichste Krankheit. Sorgen Sie für die Signora Bolletti auf meine Rechnung. Wie gesagt, der Troz des Mädchen hat mir gefallen — oder — aufrichtig lieber Lehwald; — den Abend vor meiner Abreise, lief ich noch auf einen Augenblick vor; ich fragte sie, ob sie noch bei ihrem Eigensinn bliebe, das Anerbieten des Prälaten auszuschlagen.

Es kostet mir bei Monsignor keine Mühe! antwortete das Mädchen mit einem flüchtigen Erröthen  
Bei ihm nur? fragt' ich:

Es ist ein Glück für mich und meine Vorsätze, daß Sie reisen, sagte sie zu mir und ließ eine Thräne auf meine Hand fallen. Wahrhaftig, Freund, es rührte sich bei mir in der linken Brust, allein ich mußte gehn. Geben Sie dem Mädchen beikommende Note. O man sollte diese Tugend nicht aus Mangel umkommen lassen; eben weil sie so selten ist. Lieber Lehwald, was sind wir Männer eitel! &c. —

\* \* n.

Ich habe Ihren Brief bekommen, lieber Lehwald, und es hat mir weh gethan, daß die Voletti meine Erwartung betrogen hat; hier sende ich Ihnen noch eine Note, statten Sie davon irgend ein ehrliches Mädchen aus, oder theilen Sie das Geld unter die Armen. Schreiben Sie mir doch das Detail von der Verbindung der schönen Voletti; denn daß sie sich, wie Sie es zu sagen scheinen, freiwillig dem Prälaten ergeben habe, scheint doch sehr unwahrscheinlich, und doch mag es sehr leicht sein. Es hat mir weh gethan; sie war das einzige weibliche Geschöpf, gegen das ich Achtung gehabt habe! Lieber Gott, wo ist denn Tugend? in welchen Winkel der Erde hat sie sich hinverborgen?

Wahrlich ich fange an mir hier zu gefallen, und ich habe große Lust hier nicht so viel Betise zu finden, als man gewöhnlich unsern Landesleuten vorwirft und sollte es auch nur der wenigen Herzen wegen sein, die es uns ahnen lassen, es konnte anders und besser mit den Menschen sein.

Nicht als ob hier die Ideale des Guarini zu Hause wären, wahrhaftig nicht! Man hat hier so gut Liebeshändel à quinze jours, wobei ein Duzend Epigrammen und ein Sofa den ganzen Apparat ausmachen, wie zu Paris, und ich kenne hier schon einige Weiber, die mit einer großen Ruhe ihrem Liebhaber zurufen würden: *Soyez tranquille; ce n'est que mon mari!* Es fehlt ihnen bloß an der

Manier, nicht am Wesentlichen! die Weiber hier sind gegen die Weiber in Paris wie die Commedie françoise hier gegen die in Paris. Wer Weiber und Schauspiel in Paris gesehen hat, findet hier eben dasselbe, nur beides ein wenig verzerrt.

So sind die Weiber vom Stande! allein es giebt hier auch, freilich nur im Mittelstande, und nur, wie ich glaube, bei den Mädchen, auch wohl nicht sehr häufig, noch eine Reinigkeit der Sitten bei einer Energie des Herzens, die Sie vergebens jenseits der Alpen und des Rheins suchen würden.

Ob sich nun Grazie nicht mit dieser bescheidenen Reinheit des Herzens vereinigen läßt, oder ob diese Mädchen zu stolz sind die Grazien zu lieben, das beurtheile der Himmel! Indes erschüttert doch diese Innigkeit, diese gewaltsame Stärke, diese überraschende Kraft ihrer Leidenschaften, diese ernste, rauhe, feierliche Natur das Herz in seinem Innern.

Eine Französin drückt Ihnen die Hand, lächelt Ihnen zu, fliegt in Ihre Arme, spricht von ihrer Liebe mit einer immer urbanen Schiklichkeit, die Liebe bleibt immer im Gebiet des Anstandes und des Schönen, und ein reiner, heiterer, angenehmer und ruhiger Genuß bemächtigt sich sanft ihres Herzens. Es ist eine künstliche Empfindung, die nie zu laut werden kann, je sicherer man voraus sieht, daß sie nicht dauerhaft ist.

Diese reine Fröhlichkeit geht hier zwar verloren; die Liebe hat hier etwas feierliches, stürmen-

des, eine volle unruhige, überfließende Empfindung stürzt in ihre Seele, und aus der Seele fließt sie durch Schwüre, durch Schwulst, durch die allerhöchste Vertraulichkeit zurück.

Die Liebe der beiden Nationen ist wie ihre Trauerspiele. Das deutsche Trauerspiel ist voll starker kräftiger Natur, es erschüttert das Herz dann und wann, und setzt es in den vollen Genuß aller seiner Kraft, indem es zu gleicher Zeit das Herz mit Schauder und Entsetzen füllt; allein diese süße, immer fortschwebende Empfindung des Angenehmen eines französischen Trauerspiels, diese bezaubernde, durch alle Schönheiten der erhöhten Natur und Kunst geschmückte Grazie ist verloren gegangen.

Und kann ich mirs leugnen? Diese Liebe war es, nach der mein Herz sich sehnte; ich weiß es, man lacht in der großen Welt darüber, als über eine Chimäre; allein man lacht über viele Dinge, die wir dennoch dem Besitzer beneiden; und muß denn diese Tugend der Weiber, diese volle Empfindung einer reinen Liebe eine Chimäre sein? O diese Liebe wäre denn doch die schönste Chimäre der Sterblichen, die der Moralist ungetastet lassen sollte, wie den Glauben an die sinnlichen Freuden der Seligkeit.

Wie ist mir denn jetzt? Ich liebe die Schönheit des Weibes und verachte das Weib; denn ich betrachte es als ein reizendes Spielwerk, das weiter Gewalt der Liebe II. Th. C

keinen Werth für mich hat, wenn ich gesättiget bin. Ich habe mich nie überwinden können, einem Weibe zu huldigen, das aus der Liebe ein Spiel macht! Ich bin zurück gekommen wie ich ausgieng; ein reiner Jüngling! Wenn aber diese Liebe hier, oder nach der sich mein Herz vielleicht vergeblich sehnt, kein Traum wäre, wenn — ich mag nicht weiter drüber radotiren.

Da liebt ein Soldat, ein gemeiner Soldat, mit allen Fehlern seiner Bildung, ein Mädchen. Ihre Verbindung zerreißt Kaprize, Umstände, Nothwendigkeit in seiner Lage. Die Hoffnung ihrer Verbindung verschwindet; sie vermögen es beide nicht den Tod ihrer Hoffnungen zu überleben; Morgen sollen sie getrennt, er in eine entfernte Garnison geschleppt werden, und sie zurückbleiben. Mitten unter den zärtlichsten Ergießungen ihrer Herzen, mitten unter Umarmung und innigem Geschwätz ermordet der Mann, auf ihr Verlangen, die Geliebte und liefert sich nun selbst in die Hände der grausamen menschlichen Gerechtigkeit.

Diesen Morgen sah ich ihn ins Gefängniß führen; auf seinem Gesicht war Ruhe mit stiller Trauer gemischt, und die Hoffnung des Todes, der ihn wieder an die Brust seiner Geliebten führen soll.

Lesen Sie die Geschichte, sie ist wörtlich wahr, und leugnen Sie denn, wenn Sie können das Dasein einer solchen Liebe. Diese Liebe, diese Liebe, welcher der Tod nicht so schrecklich ist, als die Trennung —

diese Liebe meine ich; — oder ist sie etwan nur das Loos der untern Stände? — nun, o gütiger Gott! wie reichlich hast du denn diesen verachteten Stand für den Mangel an den langweiligen unbedeutenden Glitzern des Reichthums entschädigt! —

\* \* n.

Ich sende Ihnen, lieber Lehwald, einen Brief meiner Mutter, und Sie werden nach Lesung desselben Respekt vor der Matrone haben. Sie hat mir selten geschrieben, und ihre Briefe hätten mir der sicherste Führer durch die Welt werden können. Lesen Sie die Schilderung ihrer häuslichen Glückseligkeit auf ihrem Landgute und Sie können sich des Wunsches nicht erwehren, sogleich auf dem Lande im Schoße der Ruhe, in dem süßen Gefühle einer thatenvollen und unbemerkten Wohlthätigkeit zu leben.

Lesen Sie, die so bescheidene Schilderung ihrer beiden Freundinnen, und Sie können sich nicht enthalten, schon vorher diese Menschen zu lieben. So bescheiden auch die Schilderung der Râthin Stein und ihrer Tochter ist, so leuchtet doch durch jede Zeile, das volle lobschwangre Herz meiner Mutter durch.

Lesen Sie den Aufsatz über den Zustand meiner Güter von der Hand meiner Mutter, und ihr Ges

Schmerz, ihr Herz, ihr Geist kann Ihnen nicht mehr zweifelhaft sein.

„Deine Güter sind ein Elisium:“ so endigt sie.  
 „Der Boden ist fruchtbar, die Gegend mannigfaltig,  
 schön, und nicht selten erhaben, und — ich schreibe  
 das mit Thränen der Freude, — in dem ganzen  
 Umfange Deiner Güter kenne ich keinen Unglück-  
 lichen! Gott gebe daß durch Dich die Zahl der  
 Glücklichen um einen vermehrt wird, und es wird  
 ein Elisium bleiben.“ — Ich will es ja hoffen,  
 lieber Lehwald! — lesen Sie den Brief, ich kann  
 Ihnen nichts besseres senden.

\* \* n.

Da siz' ich hier, lieber Lehwald, als um die  
 Zeit eines Sirokko und träumte, und kann ein Bild  
 nicht los werden, das mich peinigt. Du bist ein  
 Thor! hab' ich mir hundertmal vorgesagt, bin auf-  
 gestanden, habe das Rouleau in die Höhe gewunden,  
 das Fenster geöffnet; — wie durch eine Zauberet  
 war das Fenster nach einigen Augenblicken wieder  
 verschlossen, der Vorhang herab, das Zimmer wieder  
 in seiner Dämmerung und ich saß wieder mit ge-  
 stütztem Haupte da und träumte.

Ist der Himmel hier schwerer, die Luft drüken-  
 der als in Italien und Frankreich? Ich kann mich  
 nicht losmachen von dieser hypochondrischen Grille.  
 — Was zieht mich so an?

Sehen Sie, ich habe schönere Figuren gesehen und habe sie vergessen, und immer noch steht sie da, in der engen großen spanischen Tracht und ich kann mein Auge nicht davon wenden, ich fühle eine Sehnsucht, ein Verlangen, Begierden die mich peinigen. — Wie sonderbar! — Ihr Gesicht selbst habe ich mit keinem Blicke gesehen; sie ist wie eine Zaubergestalt verschwunden, und ich streife vergebens meine Hände nach ihr aus.

Ich bin wie ein Unsiniger drei Tage die Stadt nach ihr durchlaufen; überall, wo Menschen sind, gaff ich jedem Mädchen unter die Augen und habe ihr Gesicht nicht gesehen; sehe hier eine Gestalt, die der ihrigen ähnelt und erschreke vor einem nichts sagenden Gesicht, das in die Welt, wie in einen Sackkasten, hineinblickt.

Ich bin ein Narr, ich kenne sie nicht und will sie auffinden. Lieber Lehwald, was hat mich so angezogen? Die Figur ist es nicht; wie gesagt, ich habe schönere gesehen: doch Sie sollten gesehen haben, wie sie aus meinen Armen stürzte, mit dem lauten Geschrei, des Abscheus nicht, der Neue, der jungfräulichen Zucht, und — sie ist verschwunden. — —

Da überlese ich mein Geschreibsel, und es wird Ihnen wie mir gehn. Ich suche ein Mädchen das ich nicht kenne, und Sie lesen eine Geschichte die Sie nicht verstehen.

Es wird mir Mühe kosten ins Detail zu gehen.



Ich habe Langeweile, und Sehnsucht nach einer Idee, wie ich Ihnen schon geschrieben habe; einige junge Herren, die mich fetzen, weil ich jenseits der Alpen Poffen getrieben habe, die ich wohlfeiler hier hätte treiben können, nöthigten mich zu einer Maskerade. Ich schlag' es ab, ich zeichnete eben die herrliche Aussicht von dem Hügel hinter dem Dörfchen Suela. Ich erinnere mich dabei an die schönen Scenen, die wir beide mit der jungen Bäuerin erlebten, ich war ganz in Italien. Indes durch die Dazwischenkunft der jungen Herren bin ich nun einmal gestört, die Idee der Maskerade war nun da, und ich nehme meinen Mantel, eine ganze Maske um unerkannt zu bleiben und fahre Abends um zehn Uhr dahin.

Ich treibe mich im Gedräng der Masken umher, tanze auch wohl ein paar Touren, und bin zufrieden, daß man mich nicht kennt.

Da ich an der Kolonne der Tänzerinnen hinuntergehe, zieht mich ein kleiner Wortwechsel an, der durch das Uebertreten eines Paares in der Kolonne veranlaßt ist. Der beleidigte Tänzer, Chapeau einer Spanierin, fordert das Zurücktreten des ersten Paares, die Spanierin zittert und bittet mit ein paar flehenden Sylben, und mit einer schönen flehenden Stellung ihren Tänzer um Nachgeben.

Ich ergreife den Tänzer, der übergetreten war bei der Hand, führe ihn ein Paar tiefer und sage

mit einer eindringenden Stimme: das ist Ihr Platz, Maske! nach den Regeln des heutigen Tages!

Er antwortete einige Worte, was mich das kummerte, oder so etwas, ich antwortete wenig, aber mit einem imponirenden Tone. Der Tänzer nahm den Platz, den ich ihm angewiesen hatte, und es war arrangirt. Eben will ich gehen; die Spanierin verbeugt sich gegen mich mit einem Seelen vollen Anstande, und redet ein paar Worte, die ich kaum höre, mit einem rührenden Tone. Es war keine Verbeugung wie sie der Tanzmeister lehret, es war mehr eine dankbare, instinktartige Neigung des Kopfes zu mir von ein paar freundlichen Augen begleitet, dessen Grund in der Seele liegt.

Nehmen Sie dazu eine edle schöne Gestalt, die fremde Tracht, das misteridse der Verkleidung, und die dadurch gereizte Phantasie, und Sie werden es begreiflich finden, daß ich Sie den Reihen hinauf und hinab begleite, unten einige Worte mit ihr rede, ihren Dank annehme, mir einen Tanz ausbitte, den sie mir zusagt.

So nehme ich sie aus der Hand ihres Tänzers, promenire ein wenig mit ihr im Saal, rede über diese Art des Vergnügens, und ich glaube man redet nie besser, als wenn man unerkannt ist, und nicht kennt. La qualité d'étranger hat schon manchen Blöden dreist gemacht. Sie bezeigt ihr Wohlgefallen an dem, was ich sage. Dann tanz ich mit ihr, promenire, schwaze; indeß das alles

fen und lächeln Sie dabei, wie Sie wollen) zieht mein Auge stets auf den Augenblick zurück, der dem Genuße folgte.

Sie erwachte aus ihrer Sinnlosigkeit; ein starrer Blick flog gen Himmel, und mit diesem Blicke flog sie selbst auf, und stürzte gewaltsam aus den Armen, die sie halten wollten. Heiliger Gott! rief sie und erstarrte, aber nur auf einen Augenblick, ich sprang auf sie ein.

Fort, schrie sie, da ich sie berührte, und nun stürzte sie aus dem Zimmer und schluchzend den Gang hinab. Ich hatte nicht den Muth sie aufzuhalten: ich folgte ihr.

Ich will mich schnell durch einige Masken drängen, die den Gang uns entgegen kommen, und verliere meine Maske. Das Unglück hat unter den Masken einen Bekannten, man redet mich an; ich antworte, Gott weiß was, nehme meine Maske, eile fort auf den Saal, in alle Zimmer, und sie ist und bleibt verschwunden.

Heiliger Gott! das waren die einzigen Worte, die sie sagte, und glauben Sie mir lieber Freund, ich kann oft mitten aus meinen Träumen auffahren und diese beiden Worte mit einer innigen Rührung ausrufen.

O Sie sollten den Ton gehört haben, mit dem sie diese Worte sprach. Es war kein Geschrei; und doch ein Zetergeschrei, der Ton wand sich schmetternd herauf aus ihrer Brust, bis in die Lippen, und

die Lippen thaten nichts, als sie ließen diesen schmerzvollen Ton heraus schlüpfen, und mir lief es eiskalt durch die Adern.

Lehwald, lachen Sie nicht; mein Auge fuhr bei den Worten ängstlich an die Decke des Zimmers; es war mir als sollte ich die Decke öffnen.

Wie sie es rief, da falteten sich ihre Finger gewaltsam in einander und ihre Blicke schienen die Decke bis zum Himmel sprengen zu wollen.

Alles dieses habe ich mich, nach und nach, Zug vor Zug erinnert; denn die ersten Stunden lag der Himmel schwer auf mir, ich konnte nichts denken.

Diese Unschuld habe ich zerstört, dieses reine Gefühl des jungfräulichen Stolzes. Bei Gott, das Mädchen war unschuldig!

Und wie sie mit einem Sekundenlangen Blicke nur, mich ansah und fort! rief, und mit diesem Blicke mich von sich schleuderte, und nun dahin flog.

Ich wiederhole mir das täglich tausendmal, und will mit Gewalt nicht dran gedenken.

Und wenn ich sie kannte. Ich Thor, ich verließ das Getümmel, ohne mich nach ihr zu erkundigen, und schlich beschämt zu Hause.

Meine Phantasie mahlt mir die Scene schauerhaft aus. Bald sehe ich sie krank, elend, bleich, abgezehrt, ein Staub des Kummers, und der Gewissensbisse; bald sehe ich sie auf diesem Wege fortgehen, verderbt, wollüstig, und alles ist mein Werk! —

O Sie würden das alles wahr finden, hätten Sie den Ton gehört, mit dem sie rief: heiliger Gott!

Wo soll ich sie auffinden? — Ich bin auf zwei Maskeraden gewesen, und habe sie nicht gesehen.

\* \* u.

Lieber Lehwald, ich bin in den Armen meiner Mutter, eines edlen, sehr edlen Weibes, und meiner Wohlthäterin; denn was ich bin, bin ich allein durch diese Frau. Es war eine schöne Stunde, die Stunde des ersten Wiedersehens. Wie die Umarmungen, die ersten leidenschaftlichen Augenblicke vorüber waren, wie wir nun da saßen gegen einander über, so hing ihr Blick mit einer besorgten Neugierde auf mir, auf meinem Gesicht, auf allen meinen Bewegungen. Ich sprach von den Ausländerinnen, und meine Mutter lächelte ihrer Freundin zu, mit einem Blick, der mir deutlich sagte, daß man mich da erwartet hatte, um über mich zu urtheilen.

Nach einigen Stunden stand sie mit einer Art von Heftigkeit auf, drückte mich an ihre Brust, benetzte mich mit ihren Thränen, und rief: o Karl, meine Mühe und mein Gebet ist nicht vergebens gewesen, du hast ein menschliches Herz behalten!

Und lieber Lehwald, dieses Herz, auf das ich stolz bin, ist wahrlich dieses ehrwürdigen Weibes ganzes Werk.

Mein Vater war ein Mann, der sonderbare

Grillen hatte; dazu gehörten denn auch diese: er glaubte ein junger Mensch könne schlechterdings nicht im Schoße seiner Familie gebildet werden. Hinaus in die Welt mit dem jungen Burschen! je weiter von Hause, je besser für die Jugend; und so bestimmte er mich zu einer Reise nach Frankreich und Italien, wenn ich fünfzehn Jahre alt sein würde.

Meine Mutter kannte den Entschluß meines Vaters, und nun arbeitete sie unermüdet meinem Herzen eine Stärke zu geben, meine Sitten so rein zu bewahren, mir eine so stolze Meinung von der Würde des Weibes und des Mannes zu geben, daß sie hoffen konnte mich unverdorben wieder zu sehen; und wahrhaftig diesem Stolze, diesem Abscheu an allen Sittenlosen, dieser Bemühung meiner Mutter hab' ich es zu danken, daß bei dem Anblick der Zügellosigkeit der Sitten, bei den Lockungen des reizendsten Lasters im Auslande meine Sitten unbeflekt blieben.

Ich erinnere mich noch des Abends vor meiner Abreise. Ich war hinausgegangen; bei meiner Zurückkunft stand die Thüre des Zimmers halb offen. Meine Mutter war mit meinem Hofmeister allein.

Ich empfehle Ihnen nichts, hörte ich sie sagen, als das: lassen Sie Karls erste Geliebte ein edles Weib sein; — jede Liebe hebt einen edlen Charakter, die Liebe eines edlen Weibes befestigt ihn.

Denken Sie sich die große Freiheit des Geistes, die bei der Mutter eines fünfzehnjährigen Jünglings

einen solchen Gedanken hervorbringen konnte. Ich hatte sie sonst nur lieb, jetzt habe ich tiefe Ehrfurcht vor ihr.

Ich bringe den größten Theil meiner Zeit in der Gesellschaft meiner Mutter und noch eines eben so edlen Weibes der Rätthin Stein zu.

Die beiden Weiber sitzen da zusammen, ohne mich im mindesten binden zu wollen; ja, sie ermuntern mich mehr in der Welt zu leben, obgleich meine gute Mutter das Wohlgefallen nicht bergen kann, wenn sie sieht, daß ich mich bei Ihnen einsiedle.

Sieh, da glauben wir jungen Kerle unsre Alten weit übersehen zu können, wenn wir ein Hundert Meilen weit von unsrer Geburtshufe, in die Welt gelaufen sind, und ich schäme mich sehr oft von ganzem Herzen, vor den reifen, weisen Urtheilen dieser beiden Matronen über Menschen und Nationen. Es ist als kämen sie von der Reise, und ich säße da und ließe mir erzählen.

Meine Mutter und die Rätthin Stein stehen in dem allergenauesten Verhältnisse: sie sind aus der frühesten Jugend her noch Freundinnen; sie wurden in einer Pension erzogen; sie wurden fast zu einer Zeit an zwei Männer verheirathet, die Freunde waren; sie wurden in dem Zeitraume von einem Jahre Wittwen, und von diesem Augenblicke an, der kurz nach meiner Abreise nach Frankreich eintrat, sind sie unzertrennlich gewesen.

Die Rätthin zog mit ihrer Tochter Julen auf

meine Güter, und da waren die Bildung Julius, die reinste Wohlthätigkeit und Lektüre ihre einzigen Beschäftigungen.

Julie ist ein sehr gutes Mädchen mit einem sanften Gesichtchen voll Güte und herzlichem Wohlwollen. Sie sitzt da, strickt und näht, hört zu, wenn die Matronen reden, ist höflich und artig gegen mich, ohne mich weiter zu bemerken.

Was ich eigentlich aus Julien machen soll, weiß ich nicht. Bei manchen Erzählungen springt ein Interesse, das an Leidenschaft gränzt, in ihr Gesicht, es ist als ob eine Bildsäule belebt würde, und darauf, wenn ich sie ansehe, sinkt jede gehobene Muskel wieder, und das Feuer im Auge verschwindet.

Sie redet wenig; allein das Wenige sehr gut; sie hat nichts imponirendes, und doch haben die Domestiken eine Achtung gegen sie, die nahe an Verehrung gränzt: die Mamsell will dies und das; das ist ihnen die Losung zum Fliegen.

Der Diamant liegt in einer Kieselrinde; ich werde ja endlich den Edelstein auch gewahr werden. Wie dem nun auch ist; ich befinde mich hier wohl.

\* \* \* n.

Ich fühle es jetzt immer tiefer, ich bin zu dem ruhigen Genuße eines stillen Lebens geboren, zu den



unzweideutigen Ergüssen der Freundschaft und der Liebe.

Auf einer meiner kleinen Streifereien von Zürich aus ins Unterwaldische, irrte ich nach und nach vom Wege ab. Hier zieht mich ein Fels an, dort einer; hier lockt mich das Geräusch eines Bergbachs, dort das schöne Dunkel eines Thals, und zuletzt bin ich von Bergen ringsumgeben, daß ich schlechterdings den Weg nicht wieder auffinden konnte. Abgemattet durch Hunger und Durst, und durch das ewige auf und abklettern der Berge dankte ich endlich Gott, wie ich einen kleinen Fußsteig fand, der sich in manchen Krümmen in die Höh zwischen Berg und Berg durchwand.

Dieser schmale Pfad führte mich endlich in einen reizenden Abhang zwischen zwei Bergen, die sich im Hintergrunde schlossen, und unter den schönsten Bäumen erblick ich eine kleine reizende Hütte von zwei Seiten unter Obdachungen mit Bienenkörben, und von den zwei andern Seiten mit Spalieren besetzt.

Ich eile voll Freude auf die Hütte zu, und finde vor der Hütte unter einer Art Laube eine junge Schweizerin, einen schönen zweijährigen Knaben auf dem Schoß haltend sitzen.

Es war ein reizendes rundes, nicht überlanges Weib, obgleich eine Oberhaslerin. Sie setzte, wie sie mich erblickte, nach einem herzlichen Kusse, den Knaben auf den Rasen, und kam mir entgegen.

Die Oberhaßlerinnen tragen sehr lange Röcke von ungebleichtem Zwilling, die bis auf die Spitzen der Füße gehen, und gleich unter den Busen gebunden werden. Der volle Busen, das lange ziemlich weißliche Gewand gab ihr das Ansehen einer Griechin! das Einsame der Gegend, die dunkeln Bäume aus denen sie hervortrat, die feinere Bildung, die reizende Stimme mit der sie mich anredete, vermehrten den romantischen Eindruck, den sie auf mich gemacht hatte.

Ich erzählte ihr mein Abenteuer, und sie ersucht mich in ihre Hütte einzutreten. Ich setzte mich mit ihr unter den grünen Vorsprung der Thüre, und nach einigen Worten ersuche ich sie mir ein Gericht Essen, so gut sie es haben könnte, zuzubereiten, und unterstütze meine Bitte mit ein paar Goldstücken, die ich dem Knaben auf dem Schoß legte, zu einem Andenken von mir, wie ich sagte.

Sie macht Anstalt zum Essen, indeß ich unter der Laube sitze, und den Knaben betrachte, der mit einigen Blumen ruhig fort spielte. Von Zeit zu Zeit kam die junge Frau heraus, betrachtete den Knaben, sah mich lächelnd, gleichsam um meinen Beifall für den Knaben bittend an, gieng dann auf den Hügel zur Seite der Hütte und sah in das Thal hinab, woher ich gekommen war.

Ich dringe in sie ein zu eilen, und nun setzt sie sich zu mir, unterhält mich mit einer so gutherzigen Gewalt der Liebe II. Th. D

Geschwäzigkeit und so angelegentlich, daß ich wohl sah, ich sollte noch warten; und dabei gieng sie wieder den Berg hinan um sich umzusehen.

Wartet sie noch auf Jemand? frag ich endlich.

Sie gestand mit Erröthen, auf ihren Mann, er sey nach Lungern gegangen, und müsse nothwendig jeden Augenblick zurück kommen.

Endlich kam er das Thal herauf. Sie nahm den Knaben mit Liebkosungen von dem Rasen auf, und eilte dem geliebten Manne entgegen. Er umarmte sie, und sie hielt ihm den Knaben hin, und schien für das Kind die Liebkosungen zu erflehen, die der Mann allein ihr gab.

Sie kamen heran, sie setzte sich neben ihn auf die Bank, schlug einen Arm um seine Schulter, betrachtete ihn, küßte ihn, während ich dem Mann über mein Hiersein erzählte, und ich, eine seltene Erscheinung für die Oberhaßlerin, war rein vergessen.

Endlich nach einer halben Stunde, wo Liebkosungen von Fragen nach seinem Befinden, und diese Fragen von Küßen immer unterbrochen wurden, erinnerte man sich endlich, bei des Mannes Frage nach dem Essen, daß der gute Herr Hunger habe.

Das Essen wurde aufgetragen. Die junge Frau wandte die Schüssel beständig so fein, daß der Mann immer zu den besten Stücken kam; dagegen pries sie mir jedes Stück, das sie mir vorlegte, mit einem Strome von Beredsamkeit, als das beste an.

Nachmittag fühlte ich mich doch so ermüdet, daß ich es nicht wagen wollte den Rückweg zu nehmen, und das glückliche Paar trug mir so offen ein Nachtlager an, daß ich nicht das Herz gehabt haben würde, es ihnen abzuschlagen.

Nach einigen Stunden Schlaf war ich doch so munter wieder, daß ich die reizendsten aller Gegenden noch von der untergehenden Sonne beglänzt sehen konnte.

Die Nacht hörte ich das Gespräch dieser glücklichen Eheleute; und Lehwald, Lehwald, es gieng mir durch Mark und Bein, diese vertrauliche, reine, kraftvolle Ergießung zweier natürlichen, liebevollen Herzen. Die Hütte wurde mir ein Tempel der heiligen Liebe, und ich gieng noch die Nacht hinaus, setzte mich in den Vorsprung, und träumte den seligsten Traum meines Lebens, ein Weib mit der Liebe dieses Weibes.

Am andern Tage führte mich der Mann an einen See, den die Aare am Haslethal bildet, und der den vorigen Tag meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Ich stieg in einen kleinen Kahn und fuhr hier unter einer herüberhängenden Laube von Buchen und Weiden, und hier stach ich durch einen Wald von schwankendem Rohr, besuchte jede kleine Bucht, und dann stieß ich mitten auf den See um den zauberisch schönen Anblick der Küste zu haben. Da standen Häuschen unter Buchen; da stieg ein

Berg mit wilder gräßlicher Gestalt in die Hdh und drohte den See auszufüllen; von weitem hob sich der Pileatus mit seinen zackigen, nackten Felsspitzen hinter den Bergen hervor; da weideten Heerden Rñhe mit dem ewigen Geläute ihrer Glocken; da wandte sich ein fruchtbares Thal hinter einem Berge hervor, mit seinen schattigten Bäumen. Ich war mit zwei andern Rähnen allein auf der See, und ich vermied die Gesellschaft und war unendlich glücklich, ich legte mein Ruder nieder und ließ mich vom Laufe der Waare fortreiben, und fand immer wieder nach tausend Gedanken, daß nur Einsamkeit, die Natur und Liebe mich beglücken könnten.

Ich kehrte endlich zurück zu meiner Hütte, schon von weitem erkannte ich meine Wirthin, die mir entgegen gekommen war, sie nahm mir ein Gericht Fische ab, die ich gefangen hatte, und so giengen wir schweigend zur Hütte, vor der der Mann saß und mit dem Knaben schäkerte.

Drei der schönsten Tage lebte ich unter diesen glücklichen Menschen, drei der schönsten Tage meines Lebens. Ich konnte mich kaum der Thränen enthalten, wie ich von dem jungen Weibe Abschied nahm, und sie mir ängstlich anempfohl, ja keine gefährliche Hdh zu besteigen, mit mir redete, und ihren Mann in Augen hatte; ihr Mann nämlich sollte mich begleiten.

Kommen Sie je in die Gegend, so besuchen Sie diese Hütte, sie liegt bei dem Dorfe Mähringen ohn-

weit der Naare, der Mann heißt Ried, und versichern Sie dem glücklichen Paare, daß ich noch jetzt ihr Loos beneide.

Nehmen Sie mir mein Gold, lassen Sie mir nur so viel als ich bedarf sokratisch zu leben, und geben Sie mir ein Herz, dessen Ergießungen von Liebe gegen mich so unzweideutig sind, als die Liebe dieses Weibes, und ich bin über glücklich.

Wie zweideutig sind dagegen alle Aeußerungen der Liebe und Freundschaft in der großen Welt? die Liebkosungen eines Weibes aus dem glänzendsten Zirkel, ihre Schwüre, ihre Blicke, ihre Umarmungen — ich will leichter Träume deuten und die Wahrheit öfter treffen, als diese nichts sagende Aeußerung einer vielleicht bloßen Eitelkeit.

Und diese Gewißheit, diese Gewißheit ist es, die mich glücklich machen muß, und wo anders soll ich finden, wo anders sie fest halten, als in der ländlichen Einsamkeit; am Busen der Natur. Ja ich bin zu dem ruhigen Genusse eines stillen Lebens geboren, und hätt ich je daran im Ernst zweifeln können, so würde ich es doch jetzt glauben; jetzt da ich anfangen diesen Triumph zu genieffen.

O Sie sollten mich in den Armen meiner Freunde sehen; Sie sollten die Liebe einmal fühlen, von der mein Herz voll ist, und die so ungezweifelt in Blicke, Worte und Handlungen überfließt; Sie müßten dieses unschuldige, reizende, seelenvolle Mädchen sehen, wie sie sich bestrebt mit einer heitern

---

liebevollen Güte, die kleinste Wolke von meiner Stirn zu treiben. Juliens so bescheidene Vertraulichkeit gegen mich, zieht mein Herz nach und nach unwillkürlich in die sanftesten Bande der seelenvollsten Liebe, und ich hoffe bald nicht mehr die Hütte im Haslethal beneiden zu dürfen. —

---

\* \* n.

Julie ist von mir belagert, ohne daß sie es weiß; lieber Lehwald, ich habe sie unablässig im Auge; ich scheine gleichgültig gegen sie, und zugleich studier' ich jedes ihrer Worte, alle ihre Mienen; ich bin für Julien wie das zarteste Gewissen der besorgtesten Unschuld; der kleinste Fleken auf diesem reinen Spiegel ihrer Seele könnte meinen scharfen unablässigen Blicke nicht entgehen.

So reizend und so frei von Grimasse, so liebenswerth und doch so demüthig, so gebildet und doch so unschuldig, so geistreich und doch so wortarm, so viel erworbene Reize, und doch so natürlich, so fest in ihren Grundsätzen und doch so mitleidig, so edel und doch so geschmeidig.

Ich irre mich nicht, wie Sie zu glauben scheinen: sie ist das Weib, nach dem mein Herz sich als nach einer Unmöglichkeit sehnte. Morgen geh ich nach Dederstedt. Bis dahin leben sie wohl!

---

Dederstedt.

Da ich in der Schweiz die Gletscher bestieg, so war mein Führer ein ehrlicher Hirt vom Gebürge. Im Gespräch fragte er mich, mit einer Art von Heimslichkeit, warum die vielen Fremden die höchsten Gebürge mit Gefahr und Mühe bekletterten. Ich antwortete etwas drauf, er schien das zu bezweifeln, lächelte und schüttelte den Kopf und sagte: wir suchen auch, und ich habe es auch schon gesucht. Ich fragte ihn: was? — und da erzählte er mir, auf den höchsten Alpen wüchse ein Kraut, mit einer Blume wie eine Rose gestaltet und auch so riechend, und wer diese seltene Blume findet, der ist immer vergnügt, alles gelingt ihm, jede Arbeit geht ihm von der Hand, jeder Mensch, der sich ihm nähert, ist gezwungen ihn zu lieben, kein Sturm kann ihm schaden, keine giftige Luft ihn treffen, sein Vieh gedeihet, jede Blume riecht ihm schöner, jede Seife ist ihm süß.

O mein theurer Freund, diese seltene Blume habe ich gefunden; hier blüht sie in ewiger junger Blüthe an meinem Herzen. Wörtlich trift meines Hirten Sage bei mir ein. Eine reine, immer fröhliche Heiterkeit liegt in allen Gegenden meiner Seele, alles gelingt mir, ich wünsche, und es ist, wie ich wünsche; ich habe Frieden mit mir, mit der ganzen Welt; die ganze Natur hat höhere Reize, und überall quillt mir Leben und Gedeihen entgegen, und diese seltene Blume ist — Julie.



---

Ich fragte meinen Führer im Gebürge; ob er nicht glücklich wäre, daß auch Er nach dieser Blume gesucht habe? Ich bin wohl glücklich, antwortete mir der Mann lächelnd: ich habe satt, mir schmeckt das Essen, mein Vieh gedeihet — aber —

Nun? aber —

Aber — fuhr er lächelnd fort: so von allen Menschen geliebt zu werden, daran wage ich so gut mein Leben als andre.

Hören Sie die simple Sprache des Herzens. Geliebt zu werden, daran wagt der Mann sein Leben, und ich bin es — ja ich bin es und bin nur den reizendsten Weg voll Rosen an der Hand der Natur gegangen.

Sie liebt mich, Julie liebt mich; zwar ist dieses Geständniß noch nicht über diese reizenden Lippen gekommen; aber ihr Blick, ihr stiller glänzender freundlicher Blick hat mir, wie die schönste Morgenröthe einen heitern Tag, ihre Liebe schon angekündigt.

Die Zeit ist verschwendet, die ich hier am Tische zubringe; aber doch muß ich einen haben, mit dem ich das große Gefühl meines Wesens theilen kann: hier in das todte Papier hauch ich Leben, empfangen Sie es von ihm: Julie liebt mich.

---

Dederstedt.

Nein ich verlange nach diesem Geständnisse von ihren Lippen nicht; ihre Worte würde ihre Liebe schmälern; denn was könnten ihre Lippen mir sagen, was mir nicht ihr Blick, ihre Unruhe, ihre Theilnahme an allem, was zu mir gehört; ihre Angst, wenn ich zu Pferde steige, um ein Viertelstündchen mich zu bewegen, und die Freude mit der sie mir schon von weitem entgegen siehet, schon längst und beredter gesagt hätten.

Nein, ich habe nichts mehr zu beneiden! Was bedarf ich noch mehr als ich habe? o ich brauchte nicht einmal so viel; wie soll ich es anfangen, Ihnen mein Glück zu schildern; ich erlebe nichts; ich verändere meinen Zustand nicht; ich kann Ihnen auch nicht die kleinste Begebenheit erzählen; ich kann Ihnen kaum den Gegenstand meines Glücks nennen; ich kann Ihnen nichts sagen, als: ich bin hier glücklich, hier, hier, wo meine Kindheit mir noch einmal mit allen ihren reinen Genüssen zurückgegeben wird; wo die wonnevollen Bilder aus meiner Jugend durch tausend Gegenstände die mich umgeben, und die ich noch aus der Kindheit erkenne, zu lebendigen Gestalten werden und vereint mit meinem jezigen Glück mein Herz in den ruhigsten Zaumel setzen, den je ein Sterblicher gefühlt hat. Die Freuden aus zweien Altern meines Lebens umgeben mich ungetrennt, und ich weiß nicht, welche ich vorziehen soll. Ich lebe doppelt, ich lebe dreifach; denn die

hellste Zukunft, so gewiß, so lebendig, hat sich zu ihnen gesellt und ich genieße die verflossene Kindheit, die Gegenwart, und schon voraus eine selige Zukunft.

O die ersten Augenblicke, da, mit dem ersten Schritt, den ich auf den geliebten Boden that, der mich erzog, alle diese reizende Gefühle erwachten, wie soll ich sie Ihnen malen?

Meine und Juliens Mutter, Julie und ich fuhrten endlich den schönsten Maytag nach Dederstedt ab. Mit jedem Schritt den ich der geliebten Wiege meiner Jugend näher kam, wurde ich unruhiger. Eine ähnliche Empfindung fühlte ich, da ich von weitem Rom erblickte.

Eine stille, angenehme, schauerliche Empfindung bewegte mich, der Wagen gieng mir zu langsam, und zu schnell. Ich wünschte in Dederstedt zu sein und wünschte auch jedem Hügel, jedem Busche, jeder Stelle, die ich kannte mein Willkommen geben zu können.

Meine Unruhe ward heftig und merklich. Willst du aussteigen Karl? fragte meine Mutter und wischte sich die Augen, ich stieg aus, Julie mit mir. Ich kann nicht im Wagen bleiben! rief sie und ihr Auge funkelte, ihre Wange glühte.

So giengen wir beide schweigend neben einander her, durch ein Gehölz. Hier fand ich einen Hügel, wo ich tausendmal gesessen hatte, eine schöne Buche beschattete ihn; ich hätte um alles nicht vor-

über gehen können, wie mechanisch setzte ich mich nieder. Julie rief ich und streckte ihr beide Arme entgegen. Sie sah mit einem himmlischen Lächeln mich an, und häufige Thränen rollten aus ihren Augen. Das sah ich erst jetzt; allein ein Bach, der im sanften Geriesel neben dem Hügel dem Dorfe zufloß, dessen Quellen ich oft als ein Kind bis ins Weltmeer verfolgt hatte, zog meine Blicke auf sich. Die Gegenwart verlor sich, ich war wieder Kind, ich stand bei ihm, die Wellen spülten den Staub von meinen Füßen, und meine Augen verfolgten ein Blatt das seine Wellen trugen.

Wollen wir nicht weiter gehen? mit den Worten weckte mich schüchtern Julie aus meiner Spielerey. Wir giengen. Auf einmal! Auf einmal — O Freund fühlen Sie dieses Auf einmal! lag mein Dorf hell vor meinen Augen im Thal. Der Anblick überraschte mich. Sonst zog sich das Gebüsch bis ins Thal hinab und versteckte das Dorf. Meine Mutter hatte diesen Abhang zu Land machen lassen. Auf einmal lag es da! O rief ich und streckte meine Arme aus in dem überschwenglichsten Entzücken: *le séjour est celui du bonheur et de l'innocence! Si je ne les trouve pas ici, il le nes faut chercher nulle part!*

Sie werden sie hier finden, rief Julie laut schluchzend: sie stammelte, sie lag in meinen Armen, sie drückte mich an sich, ihre Lippen lagen auf mei-

nen, unsre Thränen vermischten sich, unsre Seufzer. Ich war auffer mir.

Dederstedt.

Stolz und Bequemlichkeit haben die glänzende Lehre erfunden: wohlwollend für die Gattung Mensch zu sein, und durch das Leiden des einzelnen Menschen sich nicht irren zu lassen. Es ist so bequem über die Pflicht zu raisonniren, vom allgemeinen Wohlwollen zu schwätzen, selten wird man in den Fall kommen, von dem Zufalle beim Wort genommen zu werden: denn was kann ich für das menschliche Geschlecht thun? O Freund, wir können nur lieben, was uns ähnelt, und die abgezogene Idee Gott, wird nie der Gegenstand unsrer Verehrung, unsrer Liebe und unsers Vertrauens werden, so wie eben so wenig die Idee Mensch. Man will das Herz heben, und macht aus dem Menschen, der einzelne gute Thaten that, nichts als einen Schwätzer großer Worte. Und wenn man man auch ein zulängliches evidentes Prinzip für die Moral fände, so wird man nichts haben als nur eine schöne Idee.

Man will die Allweisheit des Himmels haben, und vergißt das eingeschränkte menschliche Herz, das sich allein an das Einzelne hängen kann. „Mein Herz kann nur für einen auf einmal fühlen! sagte neulich bei einem solchen Gespräch Julie: ich würde unglücklich sein, wenn mich die Leiden aller Men-

schen beschäftigten, und ich hätte nicht zugleich den Reichthum Gottes, und seine Weisheit. Der Baum beschattet nur eine Stelle, die Quelle bewässert nur da die Pflanzen, wo sie sich hin gießt, die Sonne erwärmt nur eine Seite der Erde, und ich — wollte Gott, ich könnte allen helfen; allein — so ist es besser, daß mich das ferne Elend weniger interessirt. Es würde meine Empfindung gegen das Leiden, das ich kenne, beengen, und ach! der Unglückliche bedarf doch des ganzen Trostes, eines ungetheilten Herzens. Mein, Gottlob! setzte sie mit funkelnden, von himmlischen Feuer strahlenden Augen hinzu: ich tröste jeden Unglücklichen, den ich kenne, so als ob er der Einzige Unglückliche auf Erden wäre.“

Und so ist sie. Sie ist die helfende Gottheit aller Leidenden, jeder Unglückliche wendet sich an sie, und thut er es nicht, so bringt sie ihm Trost ungefordert entgegen: als ob sie die Bittende und er ihr Wohlthäter wäre.

Es hat mir Mühe genug gekostet, diese Seite ihres schönen Herzens in diesem vollen Glanze zu erblicken, sie scheint neidisch auf alle Wohlthaten, die man erzeigen könnte, zu sein, und darum verschweigt sie das Leiden, um ihm allein abhelfen zu können.

Ich habe sie belauscht, lieber Lehwald. Da sitzt sie, die segnende Gottheit, an dem ekelhaften Lager eines Greises, horcht mit großem Interesse auf seine langgedehnten Klagen, wird nie müde

zuzuhören; und nun ergießt sich aus ihren holden Lippen Muth für den Elenden, Trost für den Jammernden, Rath für den Zweifelnden in vollen Strömen. Sie geht, und der Unglückliche, den sie verließ, ist weniger traurig oder weniger unglücklich, und in ihren Augen strahlt ein Triumph, der mir um nichts feil sein würde.

Liebe giebt sie und Liebe belohnt sie. Man besetzt sie an. Ich habe die Liebe meiner Unterthanen, und Julie hat sie mir gegeben. Auf meinem Hofe hatten sich den Tag meiner Ankunft der größte Theil meiner Unterthanen versammelt. Ein lautes Vivat schallte mir entgegen, da ich in die Pforte trat, ich wurde mit Blumen übersäet; ein alter Greis sagte zitternd mir ein paar Worte, bat um meinen Schutz und um meine Liebe für meine Unterthanen.

Ich war gerührt; so viele Empfindungen hatten mich betäubt, ich antwortete kaum ein paar Worte. „Ich war diesen Menschen fremd, sie waren glücklich, und verloren nun den Herrn unter dem sie glücklich gewesen waren.“ Das waren Gedanken die ich vorher gehabt hatte, und die mich jezt doch wenigstens auf den Eindruck aufmerksam machten, den ich auf meine Unterthanen machte.

Ich sah ein Befremden auf ihren Gesichtern, eine Aengstlichkeit; sie maßen mich heimlich mit ihren Blicken. Meine Mutter die eben so gerührt war, umarmte mich mit Thränen: ich gebe meine Ansprüche auf deine Liebe von jezt an auf, mein Karl!

Dort stehn deine Kinder; ihnen schenke ich meine Ansprüche, sei ihr Vater.

Meine Thränen flossen. Julie flog in meine Arme, o Mollau! rief sie: nein, Sie werden — Ein lautes jauchzendes Freudengeschrei verschlang ihre übrigen Worte. Alles drängte sich um mich her: Gottlob! Gott sei Dank! — Unser guter, guter Herr! Gottes Segen! war alles was ich durch die Stimmen vernahm.

Julie umarmte mich, und diese Umarmung hatte alles fremde von mir genommen, hatte mich feierlich entzündigt, sie erkannten jetzt in mir ihren Vater.

So groß ist die Allmacht dieses Mädchens.

#### Dederstedt.

Was einem die Tugend leicht wird, wenn man durch die Gefühle seines Herzens glücklich ist; ich habe in den vierzehn Tagen, die ich hier bin, mehr Gutes gethan, als in den acht Jahren auf Reisen, wo ich so viel menschliches Elend sah. Ich fange an Juliens Nebenbuhler in der Liebe meiner Unterthanen zu werden.

Noch will mirs nicht so mit dem Leiden gelingen, als mit dem Mangel. Bedarf jemand Unterstützung so wendet er sich an mich, und bedarf man Trost, so flieht man zu Julien. Glaubt man daß ich nur Geld und kein Herz habe? Aber wer hat ein Herz wie Julie?



—————

Deberstedt.

Sie ist mein! Sie ist mein! Ich glaubte alle menschliche Seligkeit zu besitzen, und wie viel war noch für mich übrig! aber mehr ertrüge der endliche Geist nicht.

—————

Wie es kam, fragen Sie? Ich habe Ihnen schon geschrieben, daß längst ihr Herz mein war; ehe noch ihre Lippen mir es versicherten. Sie war den ganzen Tag an meiner Seite, des Morgens mit dem ersten Stral der Sonne waren wir im Garten, wir giengen neben einander, schwazten oder schwiegen und waren glücklich. Sie strikte, und bei jeder Nadel die sie auszog, sah sie einmal lächelnd zu mir auf, und schwieg und strikte weiter. Von Zeit zu Zeit bot sie mir die Hand, lächelte und schwieg und wir waren glücklich.

Waren unsre Mütter da, und redeten, Julie lächelte mir zu, ich lächelte ihr zu, wir nahmen keinen Theil, oder doch selten nur, am Gespräch, und waren glücklich. Mittags aßen wir, Julie legte vor und nur mir gab sie den Teller, nur für mich war sie da; — alles hatte für uns eine eigene Bedeutung; die Mütter-redeten, und wir redeten durch das Gespräch unsrer Mütter, ganz etwas fremdes, und ich war sicher, sie verstand mich.

Ich könnte Ihnen ganze Gespräche zwischen uns aufschreiben, wo wir beide kein Wort geredet haben.

Nachmittag las sie eine Stunde vor; ich hörte an ihrer Stimme was mich gelten sollte, und wir redeten zusammen ohne ein Wort zu sagen. Abends blieben wir im Garten so lange es nur schicklich sein konnte, und dann hörte ich sie noch bis Mitternacht auf dem Flügel spielen, und dann noch einmal hörte ich ihr Fenster öffnen, ich öffnete meins. Unsere Gedanken flogen zu einander, unsere Träume begegneten sich gewiß. Das war Ein Tag, das waren alle Tage.

Eines Tages bin ich in die Nachbarschaft gebeten. Ich reite ab, und Juliens Blicke verfolgten mich, bis mich das Gehölz verbarg. Ich komme zurück, und finde Juliens Auge leicht berührt! sie ist freundlich, allein in ihrer Freundlichkeit lag eine Trauer, die ihr Lächeln mir nicht entziehen konnte. Vorgefallen ist nichts; meine Mütter beide sind heiter wie gewöhnlich. Juliens Blick hängt auf mir mit einer sichtbaren Unruhe. Ich schlage mein Auge auf sie, ich lächle ihr zu, sie lächelt wieder, aber mit dem Lächeln einer Kranken, die ihren Schmerz verbergen will, um einem geliebten Manne nicht weh zu thun.

Ich will sie allein sprechen; sie weicht der Gelegenheit aus. Endlich sehe ich sie im Garten gehen, ich stiege hinterher.

Was ist Ihnen liebste Julie?

Lieber Wolkau, sagte sie mit einer süßen bitteren Gewalt der Liebe II. Th. E

tenden Stimme, und reichte mir mit einer freundlichtraurigen Miene die Hand: gönnen Sie mir diese Stunde Zerstreuung. Mir ist nichts, nichts das Sie beunruhigen darf.

Ich wollte etwas sagen; allein sie unterbrach mich: ich bitte Sie, lieber Molkau; eine Grille, eine bloße Grille! — ich bitte Sie, lassen Sie mich allein!

Ich gieng zurück, ich sah sie sich verstohlen ein paarmal die Augen trofuen.

Auch noch am andern Tage vermied sie mich allein zu sehen — und in Gesellschaft unsrer Mütter — sie schmolte nicht, sie war nicht übellaunigt, sie zwang sich freundlich gegen mich zu sein, und doch war ihr Auge noch roth, ihre Wange blaß, und bis zwei Uhr Nachts hatte ich Licht auf ihrem Zimmer gesehen.

Länger konnt ichs nicht ertragen. Da wir Abends uns einander verlassen hatten, schlich ich vor Juliens Zimmer. Ich wußte sie war allein. Schon hatte ich den Finger gekrümmt anzupochen, als ich ihre Stimme hörte. Es war ein Seufzer. Ich horchte und hörte nichts mehr. Das durchscheinende Licht entdeckte mir eine Oeffnung in der Thüre ihres Zimmers, ich sah hindurch — O Lehwald, da saß sie gerade mir über an einem Tische auf den schönen Arm gestützt nachdenkend da, ein Buch vor sich, in dem sie nicht las.

Auf ihrer Stirn hieng ein rührender Kummer.

Sie hob ihr schönes, nasses Auge ein paarmal zur Decke, und ein tiefer Seufzer begleitete den Blick.

Sie war schon im leichten Nachtgewande, ihre braunen Locken wallten über ihre Schultern nieder, ihr Busen wallte freier, doch züchtig bedeckt, unter dem Gewande.

Ich hätte so Stunden lang stehen können. Endlich pochte ich leise und öffnete die Thür.

Julie erschrak, da sie mich erblickte. Ihre erste Bewegung war heftig, sie flog auf, doch nach einigen Sekunden war sie in Fassung, außer eine glühende Röthe deckte ihre Wangen.

Liebe Julie, Sie selbst sind Schuld, hob ich an, daß ich mich eindränge. Sie vermeiden mich. Sie haben Kummer! und ich fürchte, ich bin auf eine Weise die Ursach!

Lieber Molkau, Sie die Ursach? ich Kummer? Sehen Sie, lieber Molkau, wie ich Ihnen gesagt habe, eine bloße Grille. — Sie war in Verwirrung.

Hat Julie Ausflüchte nöthig? — Julie, setzte ich ernst hinzu: unsre Art von Freundschaft bedarf eines ungemessenen Vertrauens, wenn es auch meine Liebe gegen Sie nicht verdient. — Julie, ich bin ein ehrlicher Mann!

Sie sah mich ein paar Augenblicke betroffen mit großen Augen an als ob sie sich bedächte.

Molkau, es könnte kommen, daß ich Ihre Achtung in ein paar Augenblicken verloren hätte,

Wie? Julie? meine Achtung? Wenn ich so gewiß nie die Ihrige verliere. — Lassen Sie mich Ihr Vertrauen haben.

Sie sah mich wieder betroffen und nachsinnend an; Mollau! rief sie, und ihre Augen glänzten von Thränen, Mollau! setzte sie noch einmal in großer Bewegung hinzu.

Sie schloß einen Schrank auf, holte ein Papier heraus, nahm etwas aus dem Papiere heraus; wer ist das? fragte sie mit einer bebenden Stimme und abgewandtem Gesicht.

Es war ein großes Miniatur-Gemählde; ein sehr schönes Mädchen, eine Idee von Guido Reni, deren Original, im Farnesischen Pallast hängt, steht in idealischer Kleidung in der zärtlichsten Stellung da, und zu ihren Füßen liege ich sprechend ähnlich gemalt, und brette dem Mädchen meine Arme entgegen, und unter dem Gemählde stehen aus irgend einem Sonett diese beiden Verse.

Quanto ciascuna é men bella di lei  
Tanto cresce il desio che m'inamora.

Jetzt muß ich Ihnen auch sagen, wie ich zu diesem sonderbaren Gemählde komme.

In Rom hatte ich einen sehr vertrauten Umgang mit Lord Seymour. Er war ein sehr edler Mann, nur immer in Liebeshändeln verwickelt, die ihm zuletzt beinahe den Tod zugezogen hätten. Ich war sein Vertrauter, und nun lag er auch mich an, ihm meine Geliebte zu nennen; ich versprach ihm lachend

ihn den andern Tag bei ihr zu präsentiren, führte ihn, da er mich daran erinnerte, in den Farnesischen Pallast und zeigte ihm dieses wirklich reizende Gemählde von Guido.

Als ich in Manland bin, sendet mir Mylord eine Kopie des Mädchens von einem sehr fleißigen Künstler, und mein Bild, das ich ihm hatte geben müssen, vor ihr auf den Knien, mit einem sehr lustigen Briefe.

Ich habe, weil mir wirklich das Mädchen sehr gefiel, es zugleich als einen Beweis von Mylords Freundschaft sammt dem Briefe aufbewahrt, um ihn nach seinem Willen einst zu gebrauchen.

Julie ist in meiner Abwesenheit auf meinem Zimmer gewesen, und findet, weil ich eben vorher Briefe gesucht hatte, das Gemählde auf den Papieren liegen, und nimmt es zu sich.

Wer ist das? fragte Julie also.

O Julie, wie glücklich bin ich! so rief ich, lief auf mein Zimmer und holte den Brief von Seymour.

Sie sah mich verwundert an, da ich zurück kam und ihr den Brief von Mylord gab.

Sie nahm den Brief, sie las ihn, sie las ihn wieder, sie erröthete, sie glühete, ihre Hände zitterten; sie hatte nicht das Herz die Augen aufzuschlagen.

Ich muß Ihnen die Stelle, die das Gemählde betrifft, abschreiben:

„Hier, lieber Molkau, sende ich Ihnen Ihre  
 „Geliebte aus dem Farnesischen Pallast. Es hat  
 „mir Mühe gekostet Ihnen diese schöne, sehr ähnli-  
 „che Kopie zu verschaffen. Sollten Sie einmal ein  
 „Mädchen finden, das schöner ist als dieses Ideal  
 „des Guido, so schenken Sie Ihrer Geliebten das  
 „Gemählde an dem Tage, da sie Ihnen ihre Liebe  
 „gesteht; lesen Sie ihr diese Posse von William Sey-  
 „mour vor, der Ihrer schönen Braut hierdurch verfi-  
 „chert, daß Molkau nie ein andres Mädchen ge-  
 „liebt hat, als dieses Gemählde, und den Anschein  
 „von sich giebt, vor seiner Verbindung nie ein ande-  
 „res zu lieben als dieses.“

Ich, lieber Lehwald, weidete mich an der Ver-  
 wirrung Juliens, die sie noch reizender machte. End-  
 lich gab sie mir holderröthend den Brief zurück.

Ich ergriff ihre Hand: darf ich Ihnen dieses  
 Gemählde schenken, Julie? —

Sie legte ihre Stirn auf meine Schulter: O  
 Gott! sagte sie mit der innersten Bewegung.

Ich umfaßte sie: liebt mich Julie?

Ein leises Ja! entfloß ihren Lippen, sie lag in  
 meinen Armen.

Und seitdem mögen Ehrgeiz, Goldsucht, Eitel-  
 keit und das ganze Gelichter von Leidenschaften ruhig  
 ihr Spiel treiben, ich beneide nichts, ich wünsche  
 nichts, ich hoffe nichts. Ich habe alles. O Lehwald,  
 was für unbeschreibliche Seligkeit hat die Natur in  
 das Herz gelegt! O wehe dem Menschen, der schlech-

ten Sand sammlet und diesen unschätzbaren Diamant mit den Füßen tritt.

Diese reine Unschuld, dieses Herz, das Engel beneiden müssen, diese arglose, natürliche, unverstellte offene Seele, dieser Himmel ist mein. O Gott, wie wörtlich ist das eingetroffen, was ich ausrief, da ich mit ihr die Anhöhe hinab in das Dorf sah: ce séjour est celui du bonheur et de l'innocence!

Deberstedt.

Lehwalb, Julie ist fort! — Ich habe sie nicht wieder gesehen! — Auf den Knien habe ich meine Mutter gebeten, mir zu sagen, wo sie ist. Sei unbesorgt antwortete sie; sei unbesorgt! Julien ist wohl! — es ist nichts! und dabei brechen Thränen aus ihren Augen. Juliens Mutter ist mit ihr abgereist! — Meine Mutter tröstet mich, mit einer Miene, die zeigt, wie sehr sie selbst des Trostes bedarf, den sie mir giebt. Ein Vormund von Julien, erzählt sie mir, dem Juliens Vater eine große Gewalt über die Bestimmung ihres Schicksals und über ihr Vermögen im Testamente eingeräumt, habe jetzt seine Rechte reklamirt. Er wolle Julien verheirathen, und Juliens Mutter hielt es für dienlich, den Vormund, der kein unbilliger Mann sein soll, selbst zu sprechen, ihm Juliens Liebe gegen mich auf eine



gute Art beizubringen, und die Verbindung mit mir zu arrangiren.

Die Rätlin Stein fürchte meine Hize, und habe daher das Versprechen von meiner Mutter erhalten, mir ihren Aufenthalt zu verschweigen, und gäbe mir dagegen die heilige Versicherung, daß Julie so wenig als sie, je in eine andere Verbindung willigen würde.

Die ganze Erzählung sieht einem Märchen ähnlich, und wird mir auch in dem Tone eines Märchens erzählt. Warum habe ich von diesem Vormunde nie etwas gehört? Warum meldet sich der Mann nicht früher? Meine Mutter beantwortet alles das so zweideutig, daß ich wohl sehe, man will mich irre leiten.

Tausendmal frag' ich, wüt' ich, tob' ich, wo ist Julie, und ihre Antworten sind Thränen oder leere Beruhigungen. Unser Haus ist ein Haus des Elends. Mit stieren, traurigen Blicken betrachten mich alle Domestiken, und keiner weiß wo sie ist! — Wo ist sie? Ich werde noch von Sinnen kommen!

Ist das mein gehoftes Glück? Sie ist fort, und ich weiß nichts von ihr. Meine Mutter bleibt bei ihrem hartnäckigen Schweigen und bei ihren Thränen! Was kann es sein? so frag ich mich tausendmal im Tage! Ich bin auf ihrem Zimmer, ich wohne dort, tausend Kleinigkeiten habe ich von ihr

gefunden, einen angefangenen Zettel an mich von ihrer Hand: „Lieber Karl, wie unendlich lieb' ich Sie! O, ich muß es Ihnen sagen.“ — Diese wenigen Worte, ich betrachte sie täglich und immer mit nassen Augen. Und das soll alles sein, was ich von ihr habe? Alles? — Nein bei Gott! meine Mutter soll und muß sagen, was sie weiß!

Ich werde nichts erfahren! Sie haben geschworen mich um den Verstand zu bringen. Bis drei Meilen von hier hab' ich die Spur des Wagens, und von da an weiß kein Mensch weiter etwas! Ich tobe, und man hält mich für unsinnig. Meine Mutter sagte mir heute: Karl, du führst mich so den Weg zu meinem Grabe.

Und Sie, antwortete ich, mich den Weg zum Irkhause. Sie schlug das Auge gen Himmel, und umarmte mich schweigend. Heute hat das gut gethan. Ich bin sanft gewesen. Allein wird das immer? — und zwingt man mich nicht? — wo ist sie? —

Wie das alles zugegangen ist? Sie ist fort! — das, was ich weiß, macht nur meine Angst noch stehender. — O die unglückliche Reise die ich in die Residenz machen mußte! Ich konnte nach ein paar

Tagen zurück, und sie ist fort. — Was man mir erzählt hat, sieht Fabeln ähnlich.

Am einem Morgen schellt Juliens Mutter heftig. Man läuft hinzu. Julie liegt in tiefer Ohnmacht auf einem Sofa, ihre Mutter, bleich wie eine Leiche, ringt die Hände, schluchzt; o Gott, mein unglückliches Kind! diese Worte hat sie tausendmal wiederholt. Meine Mutter kommt dazu. Man heist die Domestiken gehen. So bleiben sie den Morgen alle dreie eingeschlossen, selbst am Mittag haben sie ohne Aufwartung gegessen; allein fast alle Schüsseln sind unberührt wieder abgenommen. Julie, dieses erbarmungswürdige Mädchen, hat wie die Verzweiflung da gegessen. Nach Tische haben beide Mütter sie zu Bette gebracht. Abends hat man in Juliens Zimmer vor dem Bette gegessen, ebenfalls ohne Bediente. Weinend sind beide Mütter aus dem Zimmer Juliens gekommen. — Julie ist die Nacht auf gewesen, und hat unter Händeringen und Schluchzen die ganze Nacht hingebracht.

Was kann das sein, Lehwald? Etwas wichtiges muß es sein, denn meine Mutter war, wie ich kam, schlechterdings aus aller Fassung!

Am andern Mittag ist Julie mit ihrer Mutter abgereist, und drei Meilen von hier haben sie Postpferde genommen, und sie sind verschwunden. Julie hat kaum den Weg zum Wagen gehen können, so hat sie geschwankt! Noch einmal hat sie die Arme gegen das Haus ausgestreckt, dann ist sie meiner Mutter

laut schreiend in die Arme gesunken, schluchzend ist sie in den Wagen gestiegen, und sie sind verschwunden.

Dederstedt.

Meine Mutter hat mir versichert, Julien sei wohl, und ich soll sie wiedersehen! allein was helfen mir diese Versicherungen, die meine Uruhe von ihr erpreßt, und die sie mir mit einer höchst zweideutigen Miene giebt.

Ich ziehe umher im Lande wie ein irrender Ritter, und suche sie an allen Orten, wo ich sie vermuthen kann, auf, und finde sie nirgend. Niemand weiß von ihr, ich bin der Einzige der dabei leidet. Selbst meine Mutter hat sich beruhigt, nur verschweigt sie jetzt noch eben so hartnäckig ihren Aufenthalt. — Ich soll eine Reise in die Residenz machen, um den verwirrtesten Prozeß aufzuhellen. Meine Mutter giebt mir Geschäfte, um mich zu zerstreuen, und ich nehme sie an, um aus dieser Gegend wegzukommen, wo mich alles an sie und an ihren Verlust erinnert.

\* \* n.

Hier bin ich schon zwei Monate, ohne einen Schritt weiter in meinem Prozesse zu sein, dessen Gerechtigkeit ein Kind verstehen kann; allein das windet sich durch die tausend Formen, wie an der

Schnur, und die Herren Rechtsgelehrten ließen sich lieber eine Hand nehmen, als eine lästige Formalität. Wer hat das gesagt: der Mensch sei ein Paspagen, der plaudert, was er früh gelernt hat und nicht eine Sylbe mehr oder weniger? — O bei Gott, der Mann, der das sagte, kannte den Menschen. Länger halt' ich es hier nicht aus, auch hab' ich das meiner Mutter schon geschrieben. Juliens Aufenthalt ist und bleibt noch immer ein unergründliches Geheimniß. Mein Julius ist in Dederstedt zurück geblieben, um auf alles ein aufmerksames Auge zu haben. Sie kennen des Kerls List und seine Liebe zu mir. Man muß sich doch einmal verrathen.

\* \* berg.

Ich habe sie, Lehwald! Sie ist hier! Julie ist hier! Hier siz' ich in einem elenden Wirthshause, und zehn Häuser von mir wohnt sie! Ich habe sie gesehen! — Sie leidet wie ich! Sie ist blaß und abgefallen, ihr Blick finster, ihr Gang langsam und schwankend. Aber ich bin bei ihr! ich weiß wo sie ist! Sie lebt! — Und das hab ich meinem Julius zu danken! — —

Immer noch saß ich in der Residenz, betrieb meinen Prozeß, und wand mich ungeduldig durch alle die Labyrinth von Rabalen. Ich wagte endlich einen entscheidenden Schritt. Ich gieng zu meinem Gegner. Ich stellte ihm die Gerechtigkeit meiner

Sache vor; ich machte ihm begreiflich, daß er zwar das Urtheil verzögern, allein nicht vermeiden könne. Ich erbiete mich zu einem billigen Vergleiche, und in einer halben Stunde war alles arrangirt, und ich kam noch ganz wohlfeil aus diesem Abgrunde.

Ich fliege nach Hause. Meine erste Frage ist: wo ist Julie? Meine Mutter schweigt, und versichert mir ihre baldige Zurückkunft. — Mein Julius, so bald er mich allein hat, behauptet mir, daß wenn Julie irgendwo sein könne, so sei es zu \* \* berg. Er schließt das, weil meine Mutter häufig dahin Briefe an Madam Müller, adressirt habe.

Ich gebe bei meiner Mutter eine kleine Reise vor, und fahre mit Julius bis auf die erste Station, von da nehme ich Postpferde, und komme nach acht und vierzig Stunden Abends hier an. Am andern Morgen bringt mir Julius die Nachricht, daß vor ungefähr fünf Monaten zwei Fremde hier angekommen wären, eine Madam Müller mit ihrer Tochter.

Ich taumle vor Freude. Wo wohnen sie? — Er zeigt mir das Haus aus meinem Fenster. Ich ergreife meinen Hut, und will fort. Kaum kann mich Julius halten.

Er macht mir begreiflich, daß wenn diese Madam Müller und ihre Tochter, die Rätthin und Julie wären, sie Ursachen haben müßten, ihren Aufenthalt zu verbergen. Er wollte sich lieber erst erkundigen, setzte er hinzu. Ich hörte kaum, was er sagte, und sah starr auf das Haus, wo sie wohnen sollten. In

dem Augenblicke öfnete sich die Thüre. Julie und ihre Mutter traten heraus. Sie war es! Sie war es! Ihre Blicke starr an den Boden geheftet, schwankte sie daher! Bleich! bleich und kummervoll. Beider Kleidung war simpel, Julie war in eine Enveloppe gehüllt, um das schöne Haar ein weißes Band geschlungen.

Ich wollte hinab, ihnen entgegen, Julius hielt mich mit Gewalt! und dem Himmel sei Dank, daß er mich gehalten hat. Wie hätte Julie erschrecken müssen, wenn sie mich so auf einmal gesehen hätte. Bald, bald wird mir das schreckliche Geheimniß enthüllt sein! Julius will mir in einer Viertelstunde Nachricht geben. O Lehwald, bald wird sie wieder in diesen Armen liegen, an dieser Brust athmen, und mit ihrem Lächeln der Liebe, die Angst auflösen, die ihrentwillen meine Brust getragen hat! — Was es sein mag! — O die Rosen sollen bald wieder auf ihren Wangen blühen! — Ein vorübergehendes Weib grüßte sie, sie dankte mit einem freundlichen Kopfneigen, mit ihrem Engellächeln, das den Winter in Frühling verwandeln könnte!

Gott! wie lange mir die Augenblicke dünken! Mein Julius hat einen schlichten Ueberrock genommen, und sich durch einen schwarzen Bart so verstellt, daß ich selbst ihn kaum kannte; um nicht gekannt zu sein! antwortete er mir.

Wie umständlich die Menschen sind! allein, mit Thränen hat er mich gebeten auf seine Zukunft

zu warten. Ich mußte mich ergeben! und wer weiß auch, ob er nicht Recht haben kann! —

Wozu dieses Geheimniß? wozu die Verbergung ihres Namens? wozu diese so sehr simple Kleidung? Tausend Gedanken schwimmen vor meiner Seele und mich schwindelt in diesem stürmenden Meere von Vermuthungen!

Julie muß krank gewesen sein. Sie gieng sehr langsam! Ihr leichter fliegender Gang war es nicht, es war der bedächtige langsame Gang des Grams. Auch die Ráthin war bleich.

Tausendmal bin ich ans Fenster gegangen, um sie zu sehen, wenn sie zurück kommen!

O Gott, der Augenblick des Wiedersehens! —

Julius kommt, eilig! was werd ich hören!

Ich komme zu Ihnen nach Italien: Die Menschen sind Ungeheuer! In eine Wüste will ich fliehen, wo kein menschlicher Fußtritt mir begegnen kann! O schändliche Abscheulichkeit! — — leben Sie wohl! — —

Lüthiche Ungeheuer, Betrüger sind die Menschen!

O bei Gott, einmauren will ich mich! Es ist entsetzlich! Selbst mein Kerl, ein Mensch ohne Gefühl, unter Niederträchtigkeiten erzogen, vom



Elende gebildet, erstarrte bei dieser höllischen Betrügerei! — Weh mir, daß ich dieser heuchlerischen Schlange glaubte! leben Sie wohl!

Hm! lächerlich daß ich drüber auffahren kann! Es ist ja nichts anders auf dem ganzen Rande der Erde, als Betrügerei! es ist eine gewöhnliche Begebenheit! Jetzt muß ich selbst drüber lachen! Da steht der verdammte Schurke und heult über diese höllische Heuchelei! und seine Thränen sind nichts mehr als alles. Hätten sie dem Schurken ein Goldstück geboten, er hätte mich betrügen helfen! —

Sie hatten Recht, lieber Lehwald! Liebe ist ein Unding!

Es ist aus; Es ist vorbei! — Gott im Himmel, diese Liebe, diese ungemessene Liebe mit dem schwarzen Undank belohnt!

Es ist Licht auf ihrem Zimmer! da sitzt sie und lacht über den Thoren, der sie im Herzen trug! O lache nicht! der Thor ist klug geworden! Ich könnte mich ermorden, daß ich ein Narr war, und mich so einfältig betrügen ließ. Leben Sie wohl! Mir

ist übel! die Hände zittern mir! Julius hat Recht, ich muß zu Bette! Gute Nacht, Lehwald! Es ist entsetzlich!

Brenkow.

Hierher senden Sie Ihre Briefe, lieber Lehwald, wenn Sie Muth genug haben, einen verrathenen, verspotteten, betrogenen Elenden Ihre Freundschaft zu erhalten.

Hier will ich den Frühling erwarten, hier in dieser romantisch schönen Gegend. Sehen Sie, hundert Schritte von mir fließt die breite Havel, und bildet hier einen Bogen, der das Dörfchen vertraulich in seine Arme schließt, ach, freilich nur darum es so vertraulich in seine Arme schließt, um es desto sicherer bei einer Ueberschwemmung zu verschlingen. Jenseits der Havel hebt sich ein finsterner Tannenwald, und der Herbstwind summet in seinen Nadeln, und kündigt den rauhen Winter. Steile Felsen umgeben das Dorf in einem großen halben Kreise und sondern es von der übrigen Welt, und lassen nur einen Wagen durch eine schmale Oeffnung einschlüpfen.

Hier wohn' ich auf meinem Stübchen; und sehe den Tod der sterbenden Natur, und höre das Brausen des Stroms und das Geräusch des Waldes. Da lagere ich mich in die Kluft eines Felsens, und weide mich an dem herbstillichen Anblick, wie der Tod von uns Gewalt der Liebe II. Th. F

ten herauf am Grase empor steigt, und nur die Spitzen des Grases noch grünen; da sehne ich mich hinab in den Sturm des Stromes und des Waldes.

Was kümmert mich die Welt? was die Menschen? — Ich bin in Deberstedt gewesen, meine Mutter war nicht da. Mir war es recht. Ich ließ ihr eine Nachricht in ein paar Worten zurük, daß ich noch eine Reise zu machen hätte, die mich wahrscheinlich einige Monate beschäftigen würde. Ich würde ihr Nachricht geben. Und so reißt' ich ab, in der Absicht in der Schweiz mir irgend eine stille, verschlossene Gegend aufzusuchen, wo ich einsam meine langweilige Existenz endigen könnte.

Ich flog. Allein noch einmal wollt' ich sie sehen, die Betrügerin, noch einmal wollt' ich sie niederschmettern. Ich gieng eben so schnell zurük. Ich komme endlich hieher nach Brenkow, die romantische Lage, die öde Stille gefällt mir. — Was soll ich nun dort? — Ein neues Gewebe von Betrügereien zerreißen? Ich bleibe hier, eben so gut als anderswo! — Ach Lehwald nun giebt es keine Tugend mehr! O Sie sollten sie gesehen haben, dieses Antliz voll Güte, voll Nedlichkeit, voll himmlischer, einfacher, seelenvoller Grazie, und dabei ein Herz voll der bittersten Galle! Sie sollten diesen reinen Idioten gehört haben, wie er sich ins Herz hinein stahl, weil man glaubte, daß er im Herzen geboren sei. — Und doch — Nein, es ist nichts! die Menschen sind es nicht werth, daß nur das kleinste Gefühl für sie das Herz bewegt.

Man thut ihnen noch zu viel Ehre wenn man sie Automaten nennt. Es sind Betrüger schon in der Geburt, und schon in der Geburt Betrogene!

Erkundigen Sie sich doch einmal bei dem Banquier Balanti, er wohnt am Vatikan, ob Lord Seymour schon nach Egypten abgegangen ist. Er hatte die schöne Idee Egypten, die Wiege aller Nationen, zu bereisen. Schreiben Sie mir doch wo Mylord jetzt sich aufhält; ich vermuthe in Sicilien. Wenigstens wollte er von Rom dorthin gehen, um auf dem Aetna die Sonne im Ionischen Meere aufgehen zu sehen.

Er sprach von dieser Reise nach Afrika mit einem Enthusiasmus, der mich ansteckte, und ich würde schon damals vielleicht sein Gesellschafter geworden sein, wenn ich nicht vorher meine Mutter hätte sehen wollen. Ich habe sie gesehen! — Geben Sie mir doch so bald als möglich Nachricht.

Geben Sie mir doch sogleich Nachricht. Vielleicht bin ich noch vor Winters bei Ihnen.

\*\* berg.

Ich bin wie Cain. Der Fluch treibt mich von Ort zu Ort, und nirgend hab' ich Ruhe. Seymour ist also todt! Sein Genius hat ihn früher in den Hasen geführt als mich! Ich dachte mit einer Art von

Beruhigung daran, mich im Schatten einer Pyramide zu vergessen! aber auch dahin würde das Bild dieses Mädchens mir folgen.

Schon war ich im Begriff nach Rußland zu gehen um gegen die Türken einen Feldzug zu machen, und da wirft mein grausamer Unstern mich hieher, hieher wo die falsche treulose Seele —

Ach, Sie erinnern mich, daß Sie noch nicht wissen, wie ich eigentlich betrogen bin. Sollte ich das wirklich vergessen haben, oder ist einer meiner Briefe verloren gegangen — So hören Sie! —

Ach, da muß ich noch einmal mit meiner Schande, meiner Einfalt, mit diesem Betrug ohne Ende mein Herz zerreißen!

Ich will da also fortfahren, wo Sie sagen, daß ich geendigt habe.

Ungestlich trat Julius ins Zimmer, und verlegen; er sah mich an, sah an die Dose, dann ans Fenster; ich zitterte. Nun? fragte ich endlich mit einem so gleichgültigen Tone, als er nur möglich war: nun? wird's?

Lieber, gnädiger Herr, die Mamsel Stein — er rieb sich die Stirn, und sah mich von unten auf verlegen an. Man spricht wunderliche Dinge von ihr.

Und welche?

Sehn Sie, da bin ich dort drüben —

O Schurke, nenne das mit einem Worte — was spricht man?

Die Mamsell, oder wie sie sich hier nennen läßt,

die Madam Wallner will hier ihre Niederkunft abwarten.

Ich erstarre einen Augenblick, und gleich darauf mochte meine Bewegung fürchterlich sein, denn Julius traten die Thränen in die Augen: O Gott, lieber Herr, sein Sie doch ruhig! rief er und näherte sich mir einen Schritt.

Wie? Niederkunft? — Wie? Julie schwanger? das brachte ich endlich heraus.

Einige Augenblicke darauf war es mir so unwahrscheinlich, so unmöglich — ich hätte ihm eher meiner Mutter Schwangerschaft glauben können als Juliens.

Du bist ein Narr, Julius! sagte ich.

Wollte Gott daß ich es diesmal wäre! antwortete er kopfschüttelnd: allein — ich habe gesehen. —

Was hast du gesehen? —

Die Mamsell — und ihre Gestalt. —

Schurke! — der Kerl machte eine die Gestalt nachahmende Bewegung. Schurke! rief ich im höchsten Zorn. Er zog sich, die Hände nach mir erhebend an die Thüre.

Ich faßte mich. Ihre Gestalt, sagst du Julius — in dem Augenblick fiel mir ihr Gang, ihr Schwanken, ihre Gestalt, die auch durch die Enveloppe nicht ganz verhüllt wurde, sehr lebhaft ein. Ich drehte mich ins Fenster, und jetzt wurde mir alles wahrscheinlich.

Eine fürchterliche Empfindung flog durch meine Seele. So stand ich lange, eine ungeheure Menge der fürchterlichsten Anschläge nach Rache, drängten sich durch meinen Kopf; und dennoch erhob sich in meinem Innern eine Stimme, die mir hell zurief: es ist nicht! es kann nicht sein!

Ich drehte mich zu Julius, der erwartend da stand. Wie hast du das erfahren Julius? —

Nun erzählte er mir. Er geht in das Haus, wo heraus wir sie hatten kommen sehn, und kauft eine Kleinigkeit, und erkundigt sich dann bei der Wirthin, was das für ein paar Frauenzimmer wären, die so eben aus dem Hause gekommen wären. Die Wirthin antwortet: eine Madam Müller und eine Madam Ballner, Mutter und Tochter. Die Tochter wäre eine Offiziers Wittwe, der im Türkenkriege vor einem halben Jahre geblieben wäre. Sie wären auf der Reise nach Rußland gewesen, und hätten auf dieser Reise erst den Tod des Mannes erfahren.

Der Kummer der Madam Ballner über die Nachricht von dem Tode ihres Mannes wäre so groß geworden, daß es die Mutter für rathsam gehalten hätte, in diesem Städtchen vorerst zu bleiben, und nun rückte die Niederkunft der Wittwe heran, die denn wohl in einigen Tagen erfolgen mußte.

Ich zweifelte noch immer: es könnten wohl noch ein paar Frauenzimmer dort wohnen.

Allein Julius steht noch bei der Wirthin, da Julie und ihre Mutter zurück kommen.

Das waren sie: sagt die Wirthin.

Auch da noch zweifle ich, da mir mein Wirth im Hause eben die Geschichte erzählt.

Wie war es möglich Lehwald, wie konnt ich es glauben. Giebt es doch jezt noch Minuten, da ich es gern meinen Augen ableugnete.

Ich war zerstört! ich tobte die Nacht durch! diese Wuth, die schlaflose Nacht, der fürchterliche Kampf der Leidenschaft hatte mich ermattet. Am andern Abend war ich so ruhig, daß ich es wagen konnte selbst dieses Haus zu betreten wo sie wohnte.

In einem Ueberroße, und auf allen Fall durch Farbe unkenntlich gieng ich dahin. Sie bewohnten ein Seitenzimmer. Während Julius mit der Wirthin schwazte, gieng ich als aus Langeweile die Flur auf und nieder.

Ich sah sie, ich sah Julien durch ein Fenster. Ihre Gestalt verwandelte meinen Zweifel in die fürchterlichste Gewißheit. Sie gieng auf und nieder im Zimmer in tiefen Gedanken; wahrscheinlich ersann sie den Plan mich über ihre Abwesenheit zu täuschen.

Ach Lehwald, soll ich Ihnen die Schwäche meines Herzens gestehn? In demselben Augenblicke, da die Wuth mich zu einem blutdürstigen Tiger machte, in demselben Augenblick fühlte ich mitten durch diese Wuth das Gefühl der Liebe emporsteigen.

Eben trat ein Weib ins Haus, und die Wirthin fragte die Frau: nun, wann werden wir den



kleinen Kuffen haben. — Morgen oder Uebermorgen, denk ich! antwortet das Weib, und geht zu Füssen in das Zimmer.

Raum konnt' ich mich fassen. Ich stürzte hinaus, und rannte wüthend zwei Stunden in dem Städtchen umher.

Dennoch — sehen Sie den festen Glauben an ihre Tugend — dennoch erhob sich ein neuer Zweifel. Es ist ein Irrthum, eine Krankheit, ein unnatürlicher Zustand! Ich wollte mich überzeugen. Zwei Tage darauf — o dieser fürchterliche Tag! — wurde sie von einem Knaben entbunden.

Ich ließ mir die Nachricht aus dem Munde der Hebamme geben, und so ließ ich Pferde holen und fuhr ab, in einem Zustande, den ich Niemanden zu glauben würde, und hätte er seinen eigenen Vater ermordet.

Drei Tage noch blieb ich in der Gegend. Bald fuhr ich wieder zurück dem Städtchen zu wo sie war, und eh' ich es erreichte, wieder den Weg nach Dederstedt, und so mehrere male. Ein Postmeister sogar fragte mit einem bedeutenden Blick auf mich, meinen Julius: ob es denn mit mir im Kopfe nicht richtig wäre.

So kam ich endlich nach Dederstedt: eben so schnell eilte ich wieder nur auf einem andern Wege zurück nach \* \* berg: schwor mirs tausendmal, sie nicht wieder zu sehen. So kam ich nach Brenkow; einen Monat halt' ichs da aus.

Und jetzt bin ich wieder hier, in \*\* berg, wohne von heute in ihrem Zimmer, schlafe in dem Bette, worin sie Mutter geworden ist. — Lehre ich werde das Mädchen nie vergessen!

\*\* berg.

In Amerika giebt es eine Schlange, der kein Thier entgehen kann. Wenn sie ihr Haupt empor hebt, so fällt der Vogel, der über ihr auf einem Zweige sitzt, von Zweig zu Zweig. Er flattert wieder in die Höhe; allein er kann dem unwiderstehlichen Zauber nicht entgehen; immer niedriger sinkt er, er flattert wieder in die Höhe, und dennoch wird er zuletzt ein Raub des zauberischen Anblicks.

Der Vogel ist mein Bild. Ich will sie vergessen und beschäftige mich unaufhörlich mit ihr. Jetzt reiße ich mich gewaltsam auf, ich bin schon bei Ihnen in Italien, und den Augenblick nachher fühle ich mich so schwach wie ein Kind.

Ich reiße meine Gedanken von ihr ab, und kehre auf weiten Wegen wieder zu ihr zurück, ein wahrer Mäander, der seine Wellen beständig nach seiner Quelle zurück wälzt.

Ach und hier, hier wo ich überall von ihr umgeben bin, wo ich noch tausend Kleinigkeiten von ihr finde; dann ein Band, dann eine Haarnadel, dann ein Stückchen Papier, das sie berührt hat. Ich bin der Raub dieser zauberischen Schlange!

\* \* berg.

Da siz' ich hier und gegen mir über die Wirthin des Hauses, eine alte geschwázige Frau, und lasse mir erzählen. Ach und nun hören Sie, mit welcher Achtung, mit welcher innigen Liebe diese Alte von ihr erzählt! — und wie mit jeder Erzählung meine Liebe wächst, und meine Wuth abnimmt!

O lieber Lehwald! wie soll ich mir dieses fürchterliche Räthsel lösen? — Noch heute saß die Alte ein Stündchen bei mir und erzählte mir von ihr.

Sehen Sie, lieber Herr, ich habe einen Mann und drei Kinder verloren, und es hat mir nicht so weh gethan als das Unglück der armen Frau. Fünf Monate ist sie hier gewesen, und in diesen fünf Monaten habe ich ihr Auge nicht trocken gesehen, und dabei war sie sanft wie ein Lamm, und freundlich wie ein Engel. Gott weiß, ich dachte jeden Morgen, ich würde sie nicht lebendig wieder antreffen, ach und sie sprach von ihrem Tode mit einer Fröhlichkeit, mit einer Heiterkeit, als ob es ihr Hochzeittag wäre. — Den Armen gab sie! — Und da erzählt dieses Weib von ihrer schönen Seele, von ihrer Sanftmuth, von ihrer Wohlthätigkeit, und troknet sich dabei mit ihrer Schürze die hervorsquellenden Thränen, und bezeichnet mir wo sie gestanden hat, wo sie saß, als sie das sagte und jenes, und Sie sollten sehen, wie geschäftig meine Augen der Hand dieser Frau folgen, mit welcher Aufmerksamkeit ich an ihrem Munde hänge!

Sie wird nicht fertig mit Erzählen, und ich

nicht mit Hören. Lieber Lehwald, ich beneze mit Thränen die Rissen, die Juliens Thränen benezt haben, und ich freue mich, daß unsre Thränen sich mischen. Ich esse mit dem Messer womit sie gegessen hat, ich sitze auf dem Stuhle, wo sie gegessen hat. Ich täusche mich selbst; oft schleich ich leise und betrachte das Bette, höre ihren Athem, höre ihr Seufzen, und ich Unglücklicher glaube, daß ein Theil ihrer Thränen mir geflossen sind.

\* \* berg.

Karl! O Karl! So hat sie tausendmal die Hände ringend gerufen! sagte mir heute meine Alte!

Lehwald, ist das mein Name? Wer hilft mir aus diesem Zweifel? O mein Karl! und mit einem tiefen Schmerze hat sie den Namen genannt!

Was gab ich darum, wenn ich es wüßte, wie der Elende heißt, von dem sie Mutter ist!

Karl! so hat sie gerufen. Bin ich das? bin ich es nicht? Bald glaub' ich es. Bald glaub' ich es nicht! Lehwald, nein, bei Gott! Unglücklich hat sie mich gemacht! Aber betrogen? — O Sie sollten sie nur einmal gesehen haben.

\* \* berg.

Lehwald, ich bin in dem fürchterlichsten Labyrinth, Es war mein Name! meinen Namen hat sie

seufzend und Händeringend genannt! Glauben Sie nicht, daß eine wieder erwachende Liebe mich bethört; nein! freiwillig erzählte mir die Wirthin, mit einer Art von Bedenklichkeit, daß Julie oft den Namen Moskau genannt habe! Ich weiß nicht, setzte sie hinzu, was es für eine Bewandniß damit hat; allein der Moskau war ihr mehr als ihr verlornen Mann.

Noch den Morgen, da sie von hier abreisen, fällt sie der Wirthin in die Arme, und sagt ihr schluchzend: Beten Sie für eine Unglückliche, daß mir Gott Muth giebt, mein Loos zu tragen. — Julie, sagt die Kästlin: ich sehe schönen Tagen für dich entgegen.

Julie schüttelt den Kopf! meine Hoffnungen sind dahin: er ist für mich verloren!

Lehwald, Lehwald! — Gott, wenn ich doch nichts wüßte! daß ich diese Nacht aufhellen mußte, um mein Elend zu sehen! Er ist für mich verloren! — Ja! er ist für dich verloren, du Unglückliche, Betrogene! — Betrügerin? — Nein, Lehwald! so tief konnte Julie nicht fallen. — Ach und doch! — Ich finde oft darüber nur einen Scheingrund zu finden, sie zu entschuldigen, und so angestrengt, daß mir die Sinne vergehen.

Jetzt will ich dies, und einen Augenblick darauf jenes! — Wittwe! — Gut! so hab ich mir sie tausendmal gedacht! Wittwe! — Was ist denn entsetzliches dabei? — Soll mich eine elende Form binden? — Und wenn sie mich liebt — Ja, wenn sie mich liebt? — Mutter? von einem andern? und von

wem? ob nun die Geseze diese Ehe geschlossen haben, oder das Herz: ist diese Verbindung zerrissen so ist sie Wittwe! — und hat das Herz die Verbindung geschlossen, was kann ich hoffen. Da fahr ich vor dem schrecklichen Abgrunde zurück, an dessen Rande ich stehe!

Hat sie ihren Verführer geliebt? Liebt sie mich?  
 Wo ist er? wer ist er? — Leben Sie wohl. Ich will nach Dederstedt, um diese höllischen Zweifel aufzuhellen, und vielleicht noch elender zu werden, als ich schon bin.

#### Welsen.

Hier bin ich noch vier Stunden von Dederstedt. Meine Brust pocht gewaltsam. Sie ist da! sie ist in Dederstedt. Mein Plan ist gemacht, mein Entschluß gefaßt. — Nur scheue ich den ersten Anblick. — Seltsam! Es ist, als sollt ich der Schuldige vor den Augen meines Richters erscheinen! — Mein Entschluß ist gefaßt: ich thue, als ob ich nichts weiß; ich fliege in ihre Arme; ich werfe mich zu ihren Füßen; ich gerathe in Entzücken, daß ich endlich meine Julie nun wieder habe; ich glaube gutmüthig jeden Vorwand ihrer Abreise, und der Verbergung ihres Aufenthalts; ich liefre mich wie ein Lamm zum Opfer; ich will ihnen, wollen sie mich betrügen, jeden Betrug erleichtern! und betrügen sie mich wirklich, wollen sie mich bethören, willigt Julie ein in den Anschlag

dieses gutmüthige, arglose Herz zu äffen: so — o bei dem Gott der Götter! so will ich sie alle verderben, niederschmettern will ich Mutter und Tochter; bei der Hand will ich die Betrügerinn nehmen, und in Gegenwart, o könnt es sein! der ganzen Welt, ihr hohnlachend den Knaben bringen lassen, dem sie das Dasein gegeben! —

Lehwald, ich bin jetzt in einer fürchterlichen Wuth.

Ich habe den Knaben gesehen, sie haben ihn im \* \* berg mit der Amme zurück gelassen. Ein schöner Knabe! — Die Amme mußte mir ihn bringen.

Sehn Sie den Goldjungen! sagte die Wirthin, und hielt mir ihn entgegen. Eine unfreiwillige Bewegung erfüllte mich mit einer widrigen Empfindung. Ich schauderte.

Die Wirthin belehrte mich, daß man freundlich aussehen müsse, wenn man Säuglinge zum ersten male sähe! — Sehn Sie die schönen Augen!

Er hatte wahrlich ganz die schönen Augen seiner Mutter, und ich sah hell um sich her.

Ich stand in Empfindungen von besondrer Art verloren; Die Frau legte mir den Knaben auf den Arm. Jetzt zerfloß meine Empfindung in Wehmuth, ich beugte mich über den Knaben und bedeckte ihn mit Thränen und Küssen; ich machte ihm Vorwürfe; meine Thränen floßen mild, mein Herz war erleichtert, meine Brust war frei, und wenn jetzt Julie herein getreten wäre, ich glaube, ich wäre ihr zu Füßen gesunken. Alles vergoß Thränen des Mitgeföhls mit mir.

Mein Gott, was ist Ihnen, lieber Herr? fragte die Wirthin mit einer gerührten Stimme, und wischte sich die Thränen ab. Ich gab das Kind der Amme, und riß mich hinaus auf das Feld, zwischen Berg und Thal, und ein Gewirr in meinem Gemüthe trieb mich bald zur Wuth, bald zur weinenden Behmuth.

Alle Tage mußte der Knabe zu mir kommen, ich liebte ihn, als ob er mein Sohn gewesen wäre. Mit Mühe hab' ich mich von ihm losgerissen, der Abschied von ihm kostete mir Thränen. Sein Name ist Karl! —

Da hat man die Pferde schon vorgeführt. In vier Stunden bin ich wieder bei ihr. — Gott, Lehwald, wenn sie mich liebte, wenn sie. — Ich könnte ihr alles vergeben.

Ich muß es wissen, ob sie mich liebt oder nicht, ob sie mich betrügt oder nicht, und wehe ihr, wenn sie es wagt, eine Unschuld mir zu heucheln, die sie nicht mehr hat! Wehe ihr, und wehe mir! —

Dederstedt.

Guter Gott, du gabst mir eine Seele für den Schmerz, jetzt gieb mir eine für die Freude!

O Lehwald, Lehwald! was hab' ich erlebt! Wie ist mir! Juliens Fall ist wie ein Traum, von dem im Erwachen noch eine Täuschung von Wirklichkeit übrig geblieben ist! — Noch immer, noch immer bin ich wie im Traume! — Lehwald, ich wage mir



es zu sagen, ich bin glücklich, ich fühle mich glücklich, obgleich mein bedächtiger Verstand noch immer dem Herzen Zweifel macht. —

Ich kam hier um drei Uhr an. Ein Freudengeschrei empfängt mich. Ich eile die Treppe hinauf, meine Mutter stürzt mir entgegen, und in meine Arme! Willkommen hier, mein Karl! Sie ist wieder zurück! Julie ist hier. — Wo, ruf ich und stürze neben ihr weg ins Zimmer.

Julie liegt heftig zitternd und bleich ihrer Mutter im Arm.

O Gott! schrie sie laut auf, da sie mich sah, der Anblick war erschütternd. Sie verbarg sich in den Busen ihrer Mutter, so fest, so ängstlich, daß ich hätte ein Unmensch sein müssen, wenn diese Angst mich nicht gerührt hätte.

Ich hatte alles vergessen, ich zitterte für sie. Ich flog in ihre Arme, o Julie! Julie! rief ich, in der Empfindung eines tiefen Schmerzens, und des höchsten Entzückens.

Sie stieß meine Umarmung nicht zurück, sie lag noch in den Armen ihrer Mutter, sie zerfloß in Thränen.

O Gottlob! rief meine Mutter, und umarmte uns alle drei. Julie war zerstört.

Die Freude über deine unvermuthete Ankunft — sagte meine Mutter: du siehst wie sehr sie dich liebt!

Erlauben Sie ihr einen Augenblick sich zu fassen! sagte die Rätbin, und Julie lächelte schmerz-

haft; und folgte ihrer Mutter in ein anders Zimmer.

Die Räthin kam bald zurück. Man fragte mich über meine Reise. Ich war vorbereitet, ich sagte meine Fabel, die ganz wahrscheinlich war, mit einer Dreistigkeit her, die mich selbst wunderte.

Nun kam man auf Juliens Reise; die Räthin lächelte, und meinte, daß meine Mutter mir wohl den Ort ihres Aufenthalts und das Detail dieses Geheimnisses hätte entdecken können, und sicher, setzte sie hinzu, würden wir es Ihnen nicht verhehlt haben, wenn sie damals nicht abwesend gewesen wären, wie wir reisen mußten.

Ich nahm alles als baare Münze, ob ich gleich innerlich brannte. Ich hatte die Bosheit mich jetzt nach dem Detail der Begebenheit zu erkundigen, zuletzt fragte ich die Räthin: also jetzt steht meiner Verbindung mit Julien nichts im Wege?

Nichts, bester Moskau! — Nichts! antwortete das Weib, und dennoch verrieth eine Thräne in ihrem Auge diesen Betrug, und die Mühe, die sie hatte, ihn zu verbergen.

Meine Mutter weinte laut, legte mir die Hand auf den Kopf, als ob sie mich segnete; ich war bewegt, und zugleich tobte ein bitterer Haß in meinem Herzen.

Wir standen alle drei auf, und es war Zeit, daß ich gieng, denn vielleicht hätte ich es nicht mehr zwei Minuten so ertragen.

So geh ich auf mein Zimmer. Was mir am unbegreiflichsten war, das war meine Mutter! auch sie kann in den hämischen Betrug willigen, mir eine Gefallene zum Weibe aufdringen! — Auch sie?

Mein Haß wurde giftig, meine Wuth ungeheuer. Ich konnte mich nicht überwinden zu Tische zu gehen. Ich gab eine zu große Ermüdung vor, sandte meinen Kerl weg, und blieb mit meinem Hasse allein, und übersann den Plan der allergiftigsten Rache, und zugleich flossen die Thränen der innersten Wehmuth.

Es mochte elf Uhr sein, da pocht man leise an meine Thüre. Ich öffne die Thüre, und — Julie, Julie steht da glühend roth, zitternd und bebend.

Julie! sag ich und sie sank vor Schwäche in meine Arme. Ich setzte sie nieder.

Molkau! — Sie legte die Hand auf die Brust, und holte schnell Athem, als ob sie ersticken wollte. Molkau! —

Ich ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen.

Molkau! hob sie, nach zwei vergeblichen Versuchen zu reden endlich an: Molkau, Sie lieben mich. Diese Liebe hat das Glück meines Lebens ausgemacht, und jetzt ist eben diese Liebe meine Hölle! Sie schluchzte, sie legte ihr Gesicht an meine Brust. Ich wollte vergehen vor fröhlicher Angst.

Meine Mutter, Ihre Mutter haben mir ihren Entschluß gesagt mich zu heirathen. — Ach Molkau, wenn Sie meine Liebe gegen Sie kannten, so würden Sie wenigstens dies arme unglückliche Mädchen we-

gen des Opfers schätzen, was es Ihnen bringt. Ich kann nie Ihr Weib werden, und — sie sah mich an mit einem Blicke des Himmels — und wenn Sie nicht Freude daran finden, mich vergehen zu sehen, so thun Sie keine Frage nach der Ursach. O Molkau, ich bin zu Ende. — Ja wohl, du guter Gott! ich bin zu Ende mit allem. — Nun lassen Sie mich!

Ich hielt sie umarmt, ich weinte in ihren Busen, Küsse, Seufzer, gestammelte Worte flossen vermischt von meinen Lippen.

Mein Julie! rief ich endlich: von jetzt an bist du mein Weib!

Molkau! sagte sie ernst und feierlich: es muß doch etwas wichtiges sein, das mich zwingt mich so aufzuopfern. Bei Gott ich kann nie ihr Weib sein. Bedenken Sie das, lieber Molkau; — zwingen Sie mich nicht, mich selbst zu zernichten; um einer Heirath mit Ihnen zu entgehen, würd' ich auch das können.

Bei Gott, meine angebetete Julie, du bist mein Weib, von diesem Augenblicke an mein Weib, und mehr mein Weib als je!

Ihr Auge funkelte finster, ihre Finger faßten die meinigen gewaltig, ihr Ton ward tiefer, ihre Brust hob sich: Ich bin Mutter! rief sie, und ein tiefer Seufzer folgte diesen Worten.

Aber dennoch mein Weib! rief ich und drückte meine Lippen auf die ihrigen.

Wie? — Molkau! es lebt ein Knabe, den

ich geboren habe! sagte sie mich starr betrachtend.

Liebst du den Vater deines Kindes, Julie?

Nein! nein! ich habe ihn nie geliebt.

Nie geliebt? — rief ich mit Erstaunen. Wo ist er?

Gott! Molkau! ich habe ihn nie geliebt, ich weiß nicht wo er ist! todt! todt! oder doch für mich!

Nie geliebt? den Vater deines Kindes? — Wie aber Julie, wie aber? Ich erröthete.

O Molkau, foltern Sie mich nicht, eine Stunde der Trunkenheit, der höchsten Sinnlosigkeit und der höchsten Sinnlichkeit, hat mich elend gemacht.

Noch eine Frage, liebste Julie! — du hast ihn nie geliebt?

Nie? O bei dem Unwissenden, der meine Angst kennt, ich habe nie einen Mann geliebt: als dich, dich Molkau!

Da sank ich in ihre Arme, da drückt ich sie an meine Brust, da begegneten meine Küsse den ihrigen. Julie, Julie! meine angebetete unschuldige Julie! rief ich tausendmal. —

Sie erstaunte über mein Entzücken, sie sah mich neugierig an, sie betrachtete mich als einen Trunkenen, bis ich endlich erzählte, daß ich in ~~der~~ berg gewesen wäre.

O Lehwald, welch' eine Nacht hatt ich. Da saß sie auf meinem Schooße, und ich erzählte ihr von ihrem Knaben, wie ich über ihn geweint, ihn ge-

liebkost hätte, und ihr giengen die Augen über vom mütterlichen Gefühl, das in das Gefühl ihrer Liebe gegen mich zerschmolzen war, und sie sank, ohne daß ich es hindern konnte zu meinen Füßen, und ihre Lippen brannten auf meinen Händen: o mein Karl! mein Karl! Wie soll ich es dir vergelten.

So zerflossen wir in Thränen der Liebe, der Wehmuth, des Mitleidens und der Sehnsucht. Alles war vergessen! Sie war mein! sie ist mein! Ihre Angst hat sich in Entzücken verwandelt, und mein Haß in Anbetung. Gegen zwei Uhr verließ sie mich und ich trieb noch eine Stunde Possen, lachte und weinte eins ums andre.

O Lehwald, fühlen Sie, wie viel mehr es dem weiblichen Herzen, ihrer Delikatesse, dieser unüberwindlichen reizenden Schaam kosten mag ein solches Geständniß abzulegen, als uns; und dann fühlen Sie die Gewalt ihrer Liebe, und die Offenheit ihres Herzens gegen mich!

Deberstedt.

Der Sturm ist vorüber gegangen, und ein heiterer Sonnenschein glänzt um mich her, und die Regentropfen des vorüber gegangenen Sturms, die noch auf den Spizen des Grases zittern, verschönern nur den schönen Anblick der heitern Gegend!

Lehwald, es ist ein Himmel sich geliebt zu wissen, und nun mit dieser Gewisheit, mit der ich es

weiß. Ach es ergreift mich zuweilen so, daß ich meine Knie vor Julien beugen könnte.

Kein Gedanke von Eifersucht und Unmuth ist mir übrig geblieben. Der Name Mutter verschönert Julien; ich nahe mich ihr jetzt mit einer Achtung, mit einer Ehrfurcht, die sie mir heilig macht.

Sie ist reizender als je. Eine sanfte Mattigkeit, eine rührende Sehnsucht, ein schöner Kummer liegt auf diesem schönen Gesicht, und giebt der Schönheit ein Interesse, ein Leben, ein Athmen, das ihr die vorige ruhige Fröhlichkeit nicht geben konnte.

Oft, Lehwald, fehlen mir die Zeichen meiner Liebe gegen sie, ich fühle mich selbst kalt, weil ich ihr es nicht sagen kann, wie sehr ich diese reizende Empfindlichkeit liebe. Ich denke, sie hat es in meinen Armen, unter meinen Liebkosungen vergessen, daß sie fallen konnte, und sie ist wie das zarteste Fühlkraut, bei der geringsten Berührung, zieht sie sich zusammen.

Da geh ich neulich, sie an meinem Arm, die Treppe hinab. Auf der Flur steht eine junge Bäuerin, und säugt ein Kind. Sie erblickt es, und mit einem Blick voll reuiger Behmuth, sieht sie zu mir auf: Mol-  
kau, o, bin ich deiner werth? so flüstert sie mir zu. Ich lächle, geh zu dem Weibe, nehme den Säugling auf meine Arme, und bringe ihn Julien entgegen. Sie nimmt ihn auf ihre Arme, drückt ihn an ihre Brust, an ihre Lippen, Thränen stürzen aus ihren Augen: sie reicht ihn mir hin mit einer bittenden Miene. Ich verstehe sie, ich küsse den Knaben, und sie beugt sich

nieder, als ob sie das Kind küssen will, und drückt einen heißen sanften Kuß auf meine Hand.

O, Lehwald, die geheime Sprache der Liebe, und eines empfindenden Herzens, wie reich, wie deutlich, wie lebhaft, wie stark und erhaben ist die! — das Herz hat keinen Theil an der todten Wortsprache; Neugierde, Langeweile, und Gefühllosigkeit haben sie erfunden. Das Herz verleugnet diese Sprache, wenn es bewegt ist, weil sie zu arm, zu zweideutig, zu niedrig für die großen Bewegungen ist, die es fühlt.

Unsre Mütter sind noch immer in dem Traume, als wüßte ich nichts. Ich selbst habe Julien gebeten, sie bei der Meinung zu lassen. Sie sind ruhiger, und wir auch. Man würde Julien entschuldigen wollen, und würde sie befleken. Man muß selbst Julie sein, um fühlen zu können, daß hier nichts zu entschuldigen ist. Eine Thräne von Julien würde einen Mord von ihrem Gewissen wegspülen, und wie viel Thränen hat ihr nicht schon diese Schwäche des Herzens gekostet!

Ich darf nur von Welten irgend einmal etwas ähnliches nennen, so — ist Juliens Kummer wach. Ich erinnere sie nicht mehr daran; ich hab' es vergessen, wenn sie es nur vergessen könnte.

Dederstedt.

In acht Wochen ist sie mein! O Lehwald, eilen Sie! verlassen Sie Italien und Ihre Gulletta einige



Tage früher, und sein Sie Zeuge von dem Glücke Ihres Freundes. Ach wenn ich an diesem großen Tage an Ihrem Busen nur eine Stunde ruhen könnte, das würde mein Glück, wenn es möglich wäre, erhöhen!

Das Schicksal der Boletti hat mich erschüttert. Nun weint sie im Kloster über verschwendete Sünden; denn was ist Genuß ohne Liebe?

Ich fliege in die Residenz, um meine letzten Geschäfte mit der Welt abzumachen; und dann, dann in Juliens Arme, und da finde mich noch der Tod im Genuß des schönsten Herzens des besten Weibes auf Erden!

\* \* n.

Wie einem ist, dem mitten im reinen Genuße der Freude ein Gespenst in den Weg tritt, so ist mir. Das Gespenst ist zwar verschwunden, allein der Eindruck des Schreckens und der Ungestlichkeit ist geblieben. Julie giebt mir einen Brief an ihre Busensfreundin in \* \* n mit, einer Henriette Dufour. Sie erzählt mir sehr viel gutes und interessantes von diesem Mädchen, um ja nicht dahin zu bringen sie zu sehen. Die bescheidene Seele! sie ist Juliens Freundin! wie viel unwiderstehlicher Reiz in diesen Worten, sie zu sehen, und sie zu lieben.

Ich fahre dahin, und finde ein Mädchen, die durch eine Art von Blässe im Gesicht, und durch eine Sanft-

muth, die mehr eine Wirkung von Leiden als von Temperament zu sein scheint, jedem Unbefangenen, mir also in einem hohen Grade interessant werden muß.

Wir setzen uns und reden von Julien, und Henriette erzählt mir von Juliens Kindheit tausend kleine Anekdoten, und verspricht mir, wenn ich wieder kommen wollte, noch tausend neue. Sie können leicht denken, daß ich die Stunden, die mich abmüßigen kann, bei ihr zubringe.

So geht es einige Tage, wir fahren zusammen zu allen Parthien, und unser ewiges Gespräch ist Julie. Es ist Maskerade, und Henriette ersucht mich sie hin zu führen. Ich fahre den Abend vor, ich gehe die Treppe hinan, ich öffne die Thüre, und erstarre vor Schrecken.

Henriette ist die Spanierin. Starr und ohne Bewegung, ohne Worte, ohne Athem bleib' ich stehen immer noch die Thüre in der Hand. Ich will mich erholen, und kann keine Worte finden; ich suche mich zu fassen, und werde immer verwirrter.

Mein Gott! sagte Henriette: was ist Ihnen denn? Sie betrachtet mich genauer. Jetzt mochte sie mich erkennen, ich hatte eben den Mantel, schwarz mit roth, à la Figarro bizarr besetzt, den ich den unglücklichen Abend trug. Sie betrachtete mich genau, sie schien sich auf etwas zu besinnen. Auf einmal fuhr sie in einer heftigen Bewegung auf! O mein Gott im Himmel! ist es möglich! rief sie, und flog in ein Nebenzimmer.

Ich stehe noch immer da, sehe sie ins Zimmer fliegen, sehe sie die Thüre verschliessen, und kann nichts denken, und mache nicht einmal die Thüre hinter mir zu.

Endlich kommt ein Domestik und sagt mir: Henrietten sei nicht wohl, sie bedaure und so weiter. Ich höre das an, antworte keine Sylbe, gehe mechanisch die Treppe hinab, steige in Wagen, komme zu Hause, werfe mich auf mein Sofa, und sitze noch um Mitternacht im Domino, die Maske in der Hand, und wäre so bis Morgens gefessen, wenn mein Bedienter mich nicht erinnert hätte, mich auszukleiden.

Ich will nachdenken, wie ich mich aus diesem Handel wickle, und ich habe nicht so viel Besinnung etwas anders zu denken als die Spanierin. Die Gestalt steht da, unverrückt wie ein Gespenst, wohin ich blicke steht sie. Als wenn mein übriges Gehirn Blei wäre, nur der Theil nicht, wo das Bild der Spanierin ruht, und dabei überfällt mich eine Aengstlichkeit, die mich unthätig macht.

So hab' ich hier nun schon den ganzen Tag gefessen, ohne etwas anders zu thun, als sie mir zu malen; ich habe nicht Muth genug hinzugehen. Was soll ich ihr auch sagen? Ich habe nicht Muth genug zu Julien zurückzukehren. — Ich sitze hier und träume, und würde so sitzen bis an meinen letzten Pulsschlag, wenn ich nicht Hofnung hätte, daß eine äufre Begebenheit irgend eine Veränderung hervorbringen müßte. — Und welche kann die sein? Die Zukunft ist mir

berdekt wie der Mittelpunkt der Erde. Henriette läßt nichts von sich hören. Es ist als ob mir die Welt ausgestorben wäre, alle Menschen sehen mir aus als ob sie die Begebenheit wüßten, und sie verrathen würden. Ich kann manchmal laut auflachen und dann sehe ich um mich her, als ob ich mich fürchtete, daß es Jemand gehört hätte. Gute Nacht.

\* \* n.

Endlich! — zwar ein neuer Blitzstrahl und schrecklicher als der erste; allein ich bin doch erweckt aus diesem dumpfen Brüten, meine Leidenschaften sind wieder in Bewegung, alle Kräfte meiner Seele sind wach. Ich fühle wieder, ich denke wieder, ich nehme doch wieder Theil an mir selber.

Lehwald, wie viel gäb' ich jezt um eine Stunde, die ich mich mit Ihnen berathen könnte. Ich wandle in tiefer Nacht, meine Fackel ist verlöscht, kein Stern am Himmel sendet auch nur den leisesten Strahl herab, nur von Zeit zu Zeit erhellt ein Blitz die gräßliche Gegend; vor mir sehe ich spize, schreckliche Felsen, hinter mir die tiefsten Abgründe, und um mich her höre ich die Stimme der schrecklichsten Raubthiere.

Dieses ist das Bild meines jezigen Zustandes.

Heute früh erhalt ich diesen Brief von Henrietten: Mein Herr von Molkau! tausendmal habe ich die Feder ergriffen, tausendmal habe ich sie niedergelegt.

Meine Lage ist einzig, mein Verhältniß gegen

Sie das drückendste von der Welt. — Neue Verhältnisse müssen es mir erlauben über die Gränze der weiblichen Delikatesse hinüber zu schreiten, und meine Lage ist so neu, daß ich nicht vor diesem Richterstuhle des Weibes beurtheilt werden kann.

Ich erwartete von Ihnen irgend eine Veränderung meiner Empfindungen; zwar nur, um selbst nicht in den Fall kommen zu dürfen, diese Veränderung veranlaßt zu haben.

Ich habe Mitleiden mit Ihrem Zustande, und wenn Sie menschlich fühlen, so werden Sie auch Mitleiden mit dem meinigen haben.

Wären Sie ein anderer als Molkau, so würde ich mein Schicksal als ein körperliches Leiden tragen; ich würd' unter allen Männern, die ich kenne, an keinen appelliren, als allein an Sie.

Sehen Sie wie mein Verstand einen Weg sucht, die Empfindung meines Herzens auf die weniger schmerzhafteste Weise für Sie und mich auszudrücken.

Ach, Molkau, es giebt keinen andern Weg für uns beide, als auf eine Zeit alle Konvenienz zu vergessen, und in den Stand der Natur zu treten, wo das freie Geständniß seiner Gefühle noch eine Tugend war.

Ich muß schamlos scheinen, um meine Tugend zu retten; ich muß die erste sein die einen Mann bittet, sie nicht zurück zu stoßen, um die Achtung dieses Mannes zu gewinnen.

Molkau, ich bin Ihr Weib. Von der unglückli-

chen Minute jenes entsetzlichen Abends an, habe ich mich nie anders betrachtet, als Ihr Weib, von ihrem Mann durch ein hartes Schicksal getrennt.

Ich habe die Hand zweier achtungswürdigen Männer ausgeschlagen, weil ich mich als das Eigenthum eines andern betrachten mußte; und jene Eindrücke des Wohlwollens, einer schnell entstandenen Liebe gegen Sie, die Gefühle meiner ganzen gegen Sie gewandten Sinnlichkeit, und die Hoffnung, der Wunsch Sie einst wieder zu finden, haben mir diese beiden Opfer leicht gemacht.

Ich trauerte um Sie wie eine Wittwe, ich tröstete allein mein Herz mit der Hoffnung Sie wieder zu finden, und mit dem Gefühle, daß kein Unwürdiger mein Herz berührt hätte.

Ich habe ihn wieder gefunden, den Mann, von dem das harte Geschick mich so lange getrennt hat; meine Hoffnungen haben neues Leben erhalten, meine Augen haben sich erst gestern zum erstenmal ohne Thränen geschlossen, in meine Brust ist zum erstenmal wieder das Gefühl getreten, nicht allein in der Welt, nicht allein unter den Menschen zu sein.

Können Sie ungerecht sein, mir jetzt mit diesen entstandenen Gefühlen des auflebenden Glücks, auch die Hoffnung, die mich ehemals tröstete, zu nehmen; rauben Sie mir den Titel Ihres Weibes, der mich unter allem Elende aufrecht hielt, und brennen Sie durch Ihre freiwillige Trennung von mir, den Namen: einer Gefallenen! in meine Seele: freilich

mögen Sie das leicht vor der Welt verantworten; denn das Gesetz giebt mir keine Rechte; und könnten Sie es verantworten vor dem Gefühle Ihrer Ehre, vor Ihrem Herzen: so waren Sie nicht der, für den ich Sie hielt; so bin ich der Raub meines Glucks und Sie der Raub Ihrer Schande! so führen Sie mich ans Grab und sich — mein Herz versagt es mir Ihnen Böses zu wünschen! Mein Herz hat nichts als Liebe und Eine Hoffnung: ach und es wird auf Sie ankommen, ob diese einzige Hoffnung, die das vollste Glück meines Lebens ausmachen könnte, verschwinden oder zur Gewißheit werden soll. Leben Sie wohl. Henriette!

Ich bin in einem Zustande, der einzig ist. Die Größe meines Unglücks, die schlechterdings unvermeidliche Gewißheit, daß ich nichts thun kann, macht mich ruhig; ich bin wie einer, der den fortdauernden Schlägen seines Unglücks endlich eine gräßliche Kälte entgegen setzt, welche die Verzweiflung geboren hat, und welche selbst der Verzweiflung trotzt. Ich bin wie einer, der verirrt im Schnee, erstarrt vor Kälte, sich endlich auf den Boden nieder legt, und in einer ruhigen Empfindung dem Tode entgegen schlummert. Ich fühle jetzt weder Liebe gegen Julien, noch Unruhe über Henrietten, ich fühle allein eine dumpfe Empfindung des Schmerzens, und zuweilen erschreckt mich ein ängstliches Auffahren.

Dies habe ich Henrietten geantwortet.

Ich bin unfähig zu denken, zum Entschließen zu

kräftlos. Es giebt ein Zusammentreffen von Begebenheiten, im menschlichen Leben, die das Herz und jede Empfindung aus ihrer natürlichen Lage bringen; dies ist mit mir der Fall! — Wie dem auch sei, so soll doch Henriette nie von einem andern die Wendung ihres und meines Schicksals erfahren, als selbst von dem unglücklichen Molkau.

Sehen Sie hier einen Ausgang? finden Sie hier ein Ende? Wie einem doch oft etwas natürlich werden kann, das zuvor ungereimt schien! — Macbeths Dolch! — der Dichter kannte das Herz mehr als ich dachte. — Wohin ich greife, wohin im ganzen Raum der Schöpfung, nirgend seh ich einen Ausweg aus diesem Dunkel, immer stößt denn meine ermattete Phantasie auf ein gräßliches Instrument des Todes.

\* \* n.

Was ich auch wählen könnte, ich wähle mein Unglück. — Tausend Plane bildet meine unruhige Phantasie, und verwirft sie einen nach dem andern. — Einmal schon war ich entschlossen, zu Julien zu fliehen, mich mit ihr trauen zu lassen, und dann mich mit ihr in irgend einem Winkel der Erde vor den Vorwürfen Henriettens zu retten. — Das kam mir so leicht, so wahrscheinlich vor, daß ich aufsprang — ach!



ich bedachte nicht, daß ich mich nirgend vor meinem eigenen Herzen hinretten kann.

Bald wollte ich Henrietten meine Hand und meinen Namen geben, und den folgenden Augenblick mich tief in einen Abgrund in der Schweiz verbergen, um Juliens Jammern nicht zu hören; aber wohin würde Juliens Stimme nicht dringen? —

Lange darf mein Zustand so nicht dauern, lange nicht mehr; eine gräßliche Kälte fängt an mein Herz mit einer Eistrinde zu überziehen. Das Verschwinden jeder Hoffnung ist die schreckliche Lösung des Todes!

Noch ein Weg ist mir offen. Es soll keine auch die unmögliche Möglichkeit von mir unversucht bleiben! Ich gehe zu Henrietten.

Ich bin da gewesen, und ich stehe wieder auf dem vorigen Punkte. Ich sitze hier wie ein Meerkstein des göttlichen Zorns!

Ich habe zu Henriettens Füßen gelegen, ich habe ihre Hände mit meinen Thränen benetzt; ich habe sie verwünscht, und doch muß ich sie bewundern!

Sie setzte meinen Thränen, meinen Vorwürfen, meinen Klagen nichts als eine stille, ertragende Geduld entgegen.

Ich bin ruhig, sagte sie zuletzt zu mir mit einer wahrlich unverstellten Heiterkeit; ich bin ruhig, sie

ber Molkau; denn mein Schicksal liegt in den Händen eines edlen Mannes.

Ja! rief ich, aber auch in den Händen der Verzweiflung! —

O! sagte sie: Molkau! der Weg zum Glück führt durch Dornen.

Hätte sie mir Vorwürfe gemacht, ich wäre trotz dieser unermesslichen Angst zum Entschlusse gekommen, mein Glück zu wollen. Aber diese hingebende Vertraulichkeit, dieser Glauben an meine Redlichkeit, diese feste Stille, die es voraus ahnet, wie ich handeln werde! — Mein Haß und meine Achtung gegen die Unglückliche sind gleich groß! Ich bin ohne Hoffnung elend.

Julie erwartet mich morgen. Sie will mir entgegen kommen. Ich fahre hinaus und sollte jeder Schritt, den ich thue, ein Menschengeschlecht zerstören. Soll ich allein, allein von allen Menschen, in meinem eigenen Herzen wüthen? Ich fahre hinaus. Ich will es entscheiden, dieses zweifelhafte Geschick. Ich will es zwingen den letzten entscheidenden Wurf zu thun; und er falle, wie er falle, Sie sollen keine unmännliche Klage von mir hören. Leben Sie wohl.

Deberstedt.

O Lehwald! Lehwald! Was ist der Mensch? —  
Gewalt der Liebe II. Th.                      S

doch nein! es soll Ihnen gehn wie mir! Ich will der Reihe nach erzählen; kein Ach; kein Seufzer soll mein Schicksal Ihnen verrathen. Sie sollen es erleben, mit allen den Empfindungen, die mein Herz, die je ein menschliches Herz gefühlt hat!

Julie kam mir entgegen: wie sie den Wagen erblickte, ich sah sie noch nicht, da hört ich schon ihr Freudengeschrei, ihr lautes entzücktes Freudengeschrei. Ich stürzte in ihre Arme wie ein Unsinziger, ich drückte sie an mich, als ob dies die letzte Umarmung sein sollte, ich benetzte sie mit meinen Thränen; Julie! Julie! rief ich: so hab' ich dich! So bist du mein! — Mein Julie, wenn du Muth hast, meinerwillen — hier schwieg ich bestürzt. Sie sah mit Augen voll Thränen der heitersten Bönne mich an; o mein Karl, sagte sie: ich habe dich! — welche Bönne wartet auf uns.

Sie zitterte vor Freude, sie lachte, und in ihr Lachen mischte sich der Ton des Weinens, und ein Ausruf des Entzückens verdrängte wieder den Ton des Weinens.

Nie hatte ich sie so gesehen! und dieses Entzücken diente nur dazu die Angst meines Herzens bis zur höchsten gedenkbaeren Höhe zu treiben.

So kamen wir endlich in Dederstedt an. Meine Mutter, Juliens Mutter, stürzten uns entgegen, ich sank aus einer Umarmung in die andre. Eine höhere eine ungewöhnlichere Freude strahlte in allen Augen, nur in meinen Augen lag eine finstere Schwermuth.

Ich trat mit ihnen auf den Saal, ich sehe ein heimliches Geflüster, ein Zuwinken mit den Augen ein Deuten auf mich, und alles mit einem Entzücken, das zu gräßlich mit meiner Empfindung abstach, als daß ich es lange ertragen konnte.

Man giebt sich die undankbare Mühe mich aufzuheitern, Julie verschwendet Liebkosung, Entzücken, Umarmungen an eine Bildsäule. Ich bleibe stumm, und erwiedre nur hin und wieder mit einer pressenden Umarmung, und mit einem Ausruf des Schmerzens Juliens Liebkosungen.

Was ist dir denn, lieber Karl? fragt endlich meine Mutter mit einem geheimnißvollen Lächeln. Sollte es denn kein Mittel geben deine Unruhe noch heute von dieser faltigen Stirn zu jagen.

Ich antwortete mit einem Achselzucken. — Meine Mutter schließt einen Schrank auf, nimmt eine Krone von Myrthe heraus, und setzt sie Julien, die in Freudenthränen zerfloß, auf die Stirn.

Was ist das? rufe ich in der höchsten Wuth: was ist das? Meine Mutter war fertig; jezo führt sie Julien mir zu, und sagt lächelnd und mit nassen Augen: Hier, mein Karl, ist deine Julie! der Altar steht bereit, sie wird heute dein Weib. Julie flog schluchzend in meine Arme. Die Mäthlin schlang ihren Arm um mich, meine Mutter hatte meine eine Hand ergriffen, und drückte sie an ihren Busen.

Mein Kummer verschwand auf einen Augenblick,

meine Verzweiflung schwieg, ich überließ mich dem Entzücken, den Ergießungen ihrer Herzen. Ich hatte Julien in meine Arme gefaßt, und mein Mund lag auf ihrer Stirn, meine Augen flossen über, mein Mund stammelte Worte der Liebe, meine Knie zitterten. Ich hatte alles vergessen.

Dieser glückliche Austausch dauerte nur einen Augenblick. Heute? fragt' ich endlich: heute schon? — O du Unglückliche! so sagte ich endlich zu Julien, und preßte sie an mein Herz: o du Unglückliche! und so riß ich mich aus ihren Armen, und warf mich nieder im Gefühl meines Elends, in einen Stuhl.

Alle drängten nun auf mich ein mit Fragen.

Julie! rief ich endlich: meine Schuld trennt uns, und ach! vielleicht auf ewig.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und Henriette trat herein. Julie flog auf Henrietten ein.

Henriette, rief sie: er verläßt mich! er hat mich von sich gestoßen! —

Ich erstarrte! dann fuhr ich auf, und bei Gott, mit der böshaftesten Empfindung, der sich keine andere je an Bosheit genähert hat, ergriff ich Henrietten gewaltsam bei der Hand, zog sie hin vor Julien, und rief mit dem tiefsten Ingrimm meines Herzens: diese beiden Menschen, dieses unschuldige Mädchen, und mich — mich, haben Sie zernichtet! der Altar ist bereit! Kommen Sie, hier ist die Hand, die Sie begehren. Erst lege sie der Priester in die Schirge, und

dann soll sie meine Schwäche bestrafen, die unser Glück zu Ihrem grausamen Opfer macht! —

Ein lautes schluchzendes Geschrei erhob sich, alle viere drängten sich um mich her, alle viere umarmten mich; o Glück ohne Maas! rief Julie laut mit einer freudenvollen Wuth.

Ich taumelte, ich ahnete aus den halben Worten, die ich höre, mein Glück.

Laut schreiend fährt meine Mutter an die Thüre. Herein! herein! ruft sie mit einer zitternden, jauchzenden Stimme. Sie bringt mir einen Knaben; — dein Sohn! mein Karl! siehe, dein Sohn! ruft sie. Julie ist außer sich, sie öfnet die Lippen, endlich kommen nach einer Anstrengung, die gewaltsam war, die Worte mit einem Geschrei heraus: die Spanierin war ich!

Du! ruf ich! du! — und das ist mein Sohn? das konnt ich sagen, die Farben verschwanden vor meinen Augen, mich schwindelte, ich höre noch ein verwirrtes Geschrei und sinke nieder.

O du heilige Natur! welcher gewaltsamen Regungen machst du fähig!

Ich erwache in Juliens Armen. Ich schlinge meinen Arm um sie, und betrachte Henrietten, als ob ich mich noch einmal versichern müsse, daß Julie mein wäre. Mit wenigen Worten hellt man mir die Begebenheit auf. —

O Gott! o Gott! — so ruf ich: und nehme meinen Sohn, tanze mit ihm umher, bringe ihn mei-

ner Mutter, ihn zu segnen, mische meine Küsse und meine Thränen in ihren Segen, bringe ihn Julien, bringe ihn der Rätthin, bringe ihn Henrietten. Ich war vor Freude trunken, — ich warf mich allen in die Arme, ich dankte im Taumel meiner Freude Henrietten, daß sie ihre Ansprüche an mich aufgegeben habe. Ich mische Vergangenheit und Gegenwart in einander. Jetzt fällt mir es bei, daß Julie und nicht Henriette die Spanierin gewesen sei. Du also warst es? du Julie? — Und das ist mein Sohn! o mein Sohn! so bringe ich alle zum Lachen; außer Julien, die damit gefalteten Händen saß, und mit einem nassen Auge voll Entzücken mich betrachtete.

Endlich verlor sich der erste heftige Taumel, und Julie wurde mein Weib; und heute ist der dritte Tag, da ich sie mein nenne!

O Lehwald, Lehwald! da liegt sie noch, da schlummert sie noch, ich höre ihr Athmen durch die Thüre zu mir herüber säuseln. Ich breche mir den Morgenschlaf ab, um Ihnen zu schreiben. Sie sollten den Engel schlafen sehen; die Wange ruht auf ihrer einen Hand, und ihre andere Hand, halb unter einer herabrollenden Locke versteckt, scheint mit dem Bande zu spielen, das ihren schönen Busen fesselt. So hab ich sie eben ein Viertelstündchen betrachtet. O leben Sie wohl!

Doch noch ein Paar Worte zur Auflösung des Räthsels.

Julie war, wie ich in \* \* n ankomme, zufällig

in der Nähe bei \*\*n, sie besucht Henrietten auf vier und zwanzig Stunden. Man geht gerade den Abend auf die Maskerade. Henriette leiht Julien ihre Spanische Kleidung.

Die Begebenheit mit mir und Julien auf der Maskerade wissen Sie. Julie stürzt aus meinen Armen, eilt fort, trifft Henrietten. Juliens Angst, ihr Zittern, ihre Hektigkeit erschrecken Henrietten. Sie verlassen den Saal, werfen sich in den Wagen, und hier sinkt Julie Ihrer Freundin in die Arme, und die Angst erpreßt ihr das Geständniß ihrer Schwäche.

Henriette tröstet Julien, und Julie, die, wie ich Ihnen schrieb beinahe sinnlos in meinen Armen lag, und also eigentlich keine bestimmte Idee mit der Begebenheit dieses Abends verbindet, vergißt nach und nach diese Schwäche ihres voreilend und ahnenden Herzens.

Ich lerne sie darauf kennen, unwissend, wie sehr nahe sie mich angeht, und erhalte ihre Liebe. Vier Monate darauf in meiner Abwesenheit klagt Julie ihrer Mutter, einige körperliche Zufälle, die denn der Mutter sogleich die Augen über Juliens Zustand öffnen. Das war der schreckliche Morgen gewesen. . . .

Juliens Erzählung setzt bei beiden Müttern ihre Unschuld außer Zweifel, und meine Mutter verlangt, trotz den Widersprüchen Juliens und der Rätthin, das Versprechen von Julien, dennoch meine Frau zu werden. O! Sie sollten die Briefe lesen, die über diesen Punkt zwischen Julien und meiner Mutter gewechselt sind.

Ich dachte gerade so, wie meine Mutter in die



sen Briefen behauptete, daß ich denken würde: die simple Versicherung Juliens, daß sie den Vater ihres Kindes nicht liebe, nicht geliebt habe, und in keiner Beziehung mit ihm stünde, beruhigte mich vollkommen; und noch mehr ihre peinigende Unruhe, ihre zarte Empfindlichkeit brachten mich zu dem Entschluß, über diesen Punkt ganz zu schweigen.

Unsere Mütter wußten nur die Hälfte, so wie auch ich nur; die einzige Henriette wußte alles was verhandelt war, Julie stand mit ihr in dem genauesten Briefwechsel.

Natürlich erwartet Henriette mit großer Neugierde den Jüngling, der Muth genug hat Julien eine solche Schwäche zu verzeihen. Ich sehe sie und gefalle ihr. Endlich, wie ich den Abend komme, sie zur Maskerade abzuholen, wie ich erstarre, sie stier betrachte, erblasse und alle Zeichen der heftigsten Erschütterung gebe; so fällt ihr mein ausgezeichnete Mantel ein. Sie erkennt ihn, und mein Erschrecken hilft ihrem Gedächtniß nach.

Sie verläßt mich vor Freude, Juliens Schicksal so hell, so glücklich enden zu können. Während des Schreibens an Julien fällt ihr der Gedanke ein meine moralischen Grundsätze zu prüfen. Die Nacht geht der Brief noch mit einem reitenden Boten fort, Abends hat sie schon Antwort. Meine Mutter billigt Henriettes romantischen Plan mich auf die Probe zu stellen, und das Schicksal hat alles wohl gemacht.

Ich hoffe, dieser Brief soll sie noch in Trieste treffen. Eilen Sie. In vier Wochen hoffe ich Ihnen meine Julie, meinen Sohn zeigen zu können, und Sie sollen mir gestehen, daß ich der seligste aller Menschen bin. Leben Sie wohl.

## Aus Scherz wird Ernst.

Spiele nicht mit Amor ; denn geschwinde  
Schlingt er die zauberische Binde  
Um das hellste Auge hin.

Der Wagen der Frau von Bernack rollte die Anhöhe herab, neben dem Schlage ritt ihr Gemahl und rief dem Kutscher zu, langsam zu fahren.

Aus Dannheim schallten ihnen schon Pauken und Trompeten entgegen.

Bei der großen Linde hielt der Wagen. Frau von Bernack stieg aus, hing sich an ihres Mannes Arm, und so giengen sie beide, hinter ihnen ein Haufen reich galonirter Bediente, in die zwei gegen einander überstehenden Reihen ihrer Unterthanen hinein; und diese streueten ihnen mit einer feierlichen, ängstlichen Schaam Blumen auf den Weg.

Lange lebe Ihro Gnaden der gnädige Herr von Bernack, und Ihro Gnaden Frau Gemahlin! rief ein alter Bauer, nachdem er zweimal vergebens dazu schon den Mund gedfnet hatte. Vivat hoch! riefen alle Bauern nach und wischten sich den Angstschweiß von der Stirn.

Die Trompeten schmetterten, daß es im Walde nachhallte.

Ich dank' euch, meine Freunde! nickte Bernack mit gezogenem Hute den Bauern zu. Ich dank' euch auch! lächelte leise und fast ungehört, mit einer Verbeugung die zum erstenmale nicht gerieth, die Frau von Bernack, und flüsterte ihrem Gemahl ins Ohr: ich wollt' es wäre vorbei.

Der Herr von Bernack, wollte nun zur Seite nach seinem Hause ausbeugen; allein der Schulze bat ihn mit einem vielversprechenden Lächeln, doch über den Hof zu gehen, wo das junge Volk ihn empfangen würde.

Du siehst, wir sind in ihrer Gewalt, meine Liebe! lächelte Bernack seiner Frau zu: sie lächelte wieder und folgte ihm auf den Schloßhof.

Da standen sammt und sonders in ihren Sonntagströcken, und in der steifsten Stellung die jungen Leute des Dorfs, und aus allen Stall- und Scheunthüren, aus allen Oefnungen sahen die Köpfe der Dorfschönen hervor, und harreten der Würkung entgegen, welche die Feierlichkeit haben würde.

An der Spitze der jungen Leute stand ein junger Mann, glühend roth im Gesichte, die Stirn mit Schweiß bedekt, die Augen starr auf Bernack gerichtet, der voraus geeilt war um seiner Gemahlin Zeit zu lassen, sich zu fassen. Das bepuderte und frisirte Haar, die städtische Kleidung des jungen Menschen zeichneten ihn von dem Haufen seiner Begleiter aus.

Wie Bernack vor ihm stand, so fieng der junge Mann ehrerbietig, bescheiden, und mit einer zittern-

den Stimme an: Hier mein gnädiger Herr, sehen Sie die jungen Leute aus ihren Dörfern, voll Hoffnung ihre Liebe zu erhalten, und voll gutem Willen sie zu verdienen. Sie, gnädiger Herr, haben die Residenz und die Freuden des Hofes verlassen, um unter uns zu leben; wenn Liebe Sie dafür schadlos halten kann, so werden Sie uns sicher nie wieder verlassen.

Sie haben uns verlassen, uns, die wir gerechte Ansprüche auf Sie hatten; allein Sie bringen, um die Zeit uns zu ersetzen, die wir Waisen sein mußten, uns eine Mutter mit, die wir lieben werden, weil sie Ihre Gemahlin ist.

Erlauben Sie, gnädiger Herr, daß ich im Namen Ihrer Unterthanen Ihrer Frau Gemahlin die ehrfurchtsvolle Liebe versichern darf, die künftig unser Stolz sein wird!

Hier gab der Herr von Bernack seiner Frau einen Wink, und sie trat, zu ihrer Ehre gesagt, mit einem nassen Auge an die Seite ihres Gemahls.

Meine gnädige Frau, fuhr der junge Redner nach einer Verbeugung und einer kleinen Schaamröthe fort: sein Sie die Mutter der Menschen, die Sie vor sich sehen; sein Sie so gütig als Sie schön sind!

Mit diesem Worte schlug Jakobi (so hieß der Redner) zum erstenmale seinen Blick auf die Frau von Bernack; er sah das reizendste Weib, in dem schönsten Jugendglanze, mit dem schlankesten Körper, mit einem Busen, der durch den seidnen Flor noch einmal so blendend schön schien, als er wirklich war, und was mehr

als alles war, er sah sie mit einer sanftlächelnden Miene, mit einem Auge voll wehmüthiger Freude vor sich stehen.

Er stotzte — er hob wieder an; sein Sie so schön als — stotzte wieder, wurde roth, zitterte, und schlug die Augen nieder. Er blickte noch einmal auf. Ihr Auge fiel auf seines — sein Gesicht glühete wie eine Fackel.

Was ist Ihnen, mein Lieber? — fragte sie mit einer süßen Stimme.

Er sah sie zum drittenmale mit einem tiefen Seufzer an, und schwieg. —

Die Frau von Bernack soll leben hoch! rief jetzt lachend Bernack. Hoch! riefen die jungen Leute und schwenkten die Hüte.

Das ist eine böse Frau mit ihren Augen! sagte Bernack lachend zu dem jungen Jakobi: indeß es ist mehr ehrlichen Leuten schon so gegangen. Da ich um ihre Hand bat, gieng mirs eben so, ich verstummte, und mußte mich obenein verlachen lassen, und sehen Sie, Ihnen weint sie doch!

Jakobi schlug das Auge zu der Frau von Bernack auf. Sie lächelte ihm zu, mit einem ihrer zauberischen Blicke, der eben dadurch noch zauberischer wurde, weil ihr Herz gerührt war, und sich in diesem Blicke malte; und dann war dieser Blick wahrlich zauberisch schön.

Hoch! hoch! schrien die jungen Leute noch einmal, und Bernack führte nun seine Gemahlin die Stufen hinauf, in seine Burg. Noch einmal sah sie

zurück auf den jungen Mann, den ihre Blicke so stumm gemacht hatten; er stand noch immer auf der ersten Stelle, in eben der Stellung, in der sie ihn verlassen hatte, die Augen fest auf den Boden geheftet; aber jetzt schlug er sein Auge auf den einen Flügel des Schlosses mit einer Hefigkeit, die sie Wunder nahm. Sie erinnerte sich dieses Blickes mit einem Lächeln, da Bernack ihr diesen Flügel des Hauses als ihre Wohnung anwies.

Jakobi — dem es unsere Leserinnen nun schon mögen abgemerkt haben, daß er seine Rolle in diesem Märchen haben wird — Jakobi war der einzige Sohn eines sehr ehrlichen Mannes, der unabhängig vom Edelmann ein hübsches freies Gütchen im Dorfe hatte, das seinen Besitzer sehr reichlich nährte.

Der alte Jakobi war zwar nicht vielmehr als ein Bauer; indeß hatte er doch an seines Sohnes Erziehung so viel gewandt, daß wenn der junge Jakobi auch nicht zu den Elegants gehören konnte; so unterschied er sich sehr merklich von Leuten aus den geringern Ständen.

Sein Gesicht hatte nichts bedeutendes: ein paar frische rothe Lippen, und eben so frische Wangen, ein paar große dunkelblaue Augen, war alles, worauf er stolz sein konnte. In seinem Wesen nichts von dem, was man seine Bildung nennt; sein Verstand war schlicht und gerade, sein Herz gut und warm, seine Phantasie hatten Rabeners Satyren und einige wenige Romane nur mäßig in Bewegung gebracht.

Das wäre alles, was ich von dem jungen Menschen bis jetzt zu sagen wüßte; destomehr aber von der Frau von Bernack, wenn sie nicht meine Leserinnen unter dem Worte einer eleganten Dame genugsam kennen könnten.

Sie war das reizendste Mädchen der Residenz gewesen. Bernack lernte sie kennen, liebte sie, und sie ihn mit aller der Zärtlichkeit, deren Menschen aus der großen Welt fähig sind.

Ein Verdruß mit dem Mignon des Fürsten, der die Frau von Bernack schöner fand, als es ihrem Gemahl beliebte, hatte letztern zu dem Entschlusse gebracht auf seinen Gütern zu leben. Seine Bauren bewunderten die Großmuth ihres Edelmanns ihnen zu Liebe auf dem Lande zu leben, und der Mignon des Fürsten ließ sich nichts von einer Dankfeierlichkeit in Dannheim träumen, die eigentlich ihm gehörte.

Nun, liebe Louise, ich hoffe, sagte seufzend Bernack; du sollst hier in diesem Paradiese Hof und Stadt vergessen lernen; und küßte ihr die Hand.

Was würd' ich nicht, in deinen Armen? versetzte seufzend Louise; und dann haben wir die Stadt ja nicht abgeschworen.

Der Pfarrer und der Justizarius ließen sich melden, und Louise hüpfte auf ihr Zimmer.

Wie gefällt dir's hier Hannchen? fragte sie ihre Jungfer.

Ei nun, wir müssen — sagte das Mädchen.

Louise und Hannchen fiengen nun an die Feierlich-

fest bei ihrem Empfang hier zu beklatschen, so wie sie in der Stadt einen Ball beklatscht hatten, man kam auf den Redner zu sprechen; man fand seine Verwirrung posirlich, ihn selbst albern, seine Wangen ganz roth, seine Lippen auch, und seine Augen groß; allein ohne Interesse, und in dieses ganze Detail ließ man sich ein, bloß, weil er beim Anblick der gnädigen Dame so alle Fassung verloren hatte.

Die Frau von Bernack war also guter Laune, aber ganz anders stand es bei dem armen Jakobi. Das Bild der schönen Frau von Bernack, mit ihren wirklichen und mit tausend hinzu erfundenen Reizen stand lebendig vor Jakobis Seele, und blieb da stehen. Immer hielt er ihr seine Rede noch einmal, und er verbesserte, im Wachen und Träumen den Theil der Rede, der die schöne Frau betraf, so oft und so arg, daß der alte Gerichtsamtmann, der sie gemacht hatte, sich um alles in der Welt nicht mehr würde dazu bekannt haben, so strotzte sie von den allerschwülftigsten Schmeicheleien.

Er hatte in seinem Leben nicht so viel Berweise von seinem Vater bekommen und verdient, als in diesen letzten acht Tagen. Er träumte auf dem Felde und am Tische; er legte sich zu Bett im Traume, im Traume stand er wieder auf.

Mitten unter dem Morgensegen, den sein Vater allemal früh nach dem Kaffee aus einem Quartanten vorlas, seufzte Jakobi, und fieng wohl an zu gestikuliren: sein Vater erhob dann die Stimme desto lauter, ohne gerade durch einen bestimmten Verweis dem lie-



ben Gott es merklich machen zu wollen, daß hier etwas Unschickliches vorgehe; und wenn nun Jakobi merkte, daß sein Vater mit seiner Rede, die Rede an die Frau von Bernack, die er hielt, überschrie; so stand er auf und gieng voll Verdruß hinaus.

Was fehlt unserm Johannes? fieng der Alte bedenklich an, nahm die Brillen ab, und setzte die grüne Sammetmütze auf: ich bin noch nicht am Vaterunser, und dahin geht er.

Gott gebe, daß es keine Krankheit ist! sagte die Mutter. Er ist wie im Traume, der Junge; er geht umher mit nassen Augen, und pflückt mit den Fingern. Gott leite es zum Guten!

Der Vater schüttelte den grauen Kopf, und ließ seinen Morgensegen kopfschüttelnd weiter, und die Mutter rühte unruhig auf dem Lehnstuhl hin und her, bis das Amen da war, um zu ihrem Johannes zu gehen.

Johannes käuete an den Nägeln, gieng die Hausflur auf und nieder, und sann über eine neue Wendung in seiner Rede an die Frau von Bernack.

Der arme Johannes! Er mochte sein wo er wollte, sein Rückweg führte immer am adelichen Hause weg; er schlich durch die Büsche bis an den Garten, und lauschte durch die Zweige. War die Frau von Bernack da, so zitterte er wie ein Espenblatt, der Athem stofte ihm; und näherte sie sich von ohngefähr der Gegend, wo er saß, so entfloß er, als ob ihn Mörder jagten.

Auf seinem Kirchstuhle, der nur durch eine Brettwand von dem adelichen getrennt war, fror ihn, wenn er sie in ihren Stuhl herein rauschen hörte; alle sein Blut stieg in seine Wangen, wenn er ihren Gesang vernahm; er sah den Küster mit starren Blicken an, der ihn schon zweimal mit dem Klingbeutel berührt hatte; denn eben lehnte sich eine Feder von ihrem Hute zum Glasfenster heraus, und er hätte beinah sein Gesangbuch in den Beutel gestekt, da ihn sein Vater mit einem derben Stoße aus seiner Starrsucht weckte.

Von alle dem merkte die Frau von Bernack nichts. Der erste Eindruck von der Bestürzung des jungen Menschen, welche ihre Schönheit erregt hatte, war wieder verwischt; unter Spazierfahrten, Besuchen, Gesellschaften, Langeweile und allem, was die große Welt leben heißt, war längst das Bild des armen jungen Menschen vergraben und sicher würde nach und nach auch in Johannes Seele der Dame Bildniß, so tief es auch seiner Seele eingedrückt war, verschwunden sein, und das Bild der runden, hübschen, begüterten Müllerstochter, das vorher lebhaft in Johannes Seele stand, fieng schon an, zuweilen ganz leise sich in die Stelle der schlanken edeln Dame einzuschieben, wenn nicht der leidige Zufall oder das gebrechliche Herz — was es ist, entscheide der, der uns so und nicht anders gemacht hat.

Wirklich war Johannes nach dreien Wochen schon wieder so weit, daß er in der Kirche seinen alten Gewalt der Liebe U. Th. J

Platz der runden Müllerstochter; aber auch der gnädigen Dame gegenüber nahm, und die schöne Frau ohne Zittern betrachtete, wenn sie auf den weissen vollen Arm gelehnt die großen schwarzen Augen nachlässig bald hieher, bald dorthin schlug: ja schon hörte er wieder wenigstens einen Theil der Predigt, und sang andächtig seinen Gesang mit, und konnte zu Hause nach einer alten Gewohnheit wieder, das Thema und die Theile der Predigt seiner Mutter, die Vormittags nicht in die Kirche gieng, vorsagen, und das hatte er seit dreien Sonntagen zum Erstaunen seiner Eltern nicht gekonnt; als ein Zufall — doch lieber erzählt, als raisonnirt.

Der Prediger des Orts predigte einen Sonntag, da die Bauren die Großmuth ihres Herrn für sie auf dem Lande zu leben nicht mehr so großmüthig finden wollten, indem sie nichts weiter dadurch gewonnen hatten, als das Fest bei seiner Ankunft, das sie bezahlt hatten, von den Pflichten der Unterthanen gegen ihre Herrschaft und umgekehrt. Bei dieser Gelegenheit erinnerte er seine Gemeinde an den fröhlichen Tag, da ihre Gutsherrschaft hier angekommen wäre, und an das Versprechen, das sie sich gegenseitig gemacht hätten.

Dieser Theil der Predigt erinnerte Johannes an seine Rede und an die schöne Frau von Bernack, und die Frau von Bernack an den Redner und an den Triumph ihrer Schönheit.

Beider Blicke suchten sich ganz natürlich, und fielen ganz natürlich zu einer Zeit auf einander. Die

Frau von Bernack lächelte, Johannes erröthete. Sie war ein Weib! sie lächelte noch einmal und freundlicher als zuvor, dem armen jungen Menschen zu. Er schlug die Augen nieder, und allemal, wenn er sie wieder hob, so traf er wieder auf ein noch gefährlicheres Lächeln; er wurde unruhig, er zitterte, er glühte, und die Frau von Bernack kam heute sehr guter Laune aus der Kirche und versicherte ihrem Gemahl, daß der Prediger ganz passable geredet hätte.

Die starren Augen, womit Johannes sie betrachtet hatte, sein Zittern, sein Glühen, seine Unruhe; — sie konnte sich nicht enthalten mit einem wohlgefälligen Lächeln sich alles dessen am Nachmittage noch einmal zu erinnern. Die Frau von Bernack war ein Weib und Johannes ein Mann; was bedarf es mehr um die Freude der schönen Frau sehr natürlich zu finden?

Ihr genügte an diesem Triumphe; allein unserm armen Johannes nicht an diesem Lächeln. Die kleine Hoffnung, die Johannes aus ihrem Lächeln herausgezaubert hatte, war der Hauch, der den Funken der Liebe in seinem Herzen wieder zu hellen Flammen blies.

Wo sie war, und wo es nur dem armen Burschen erlaubt sein konnte, auch da zu sein, da war er, immer die brennenden Augen auf sie gerichtet. Gieng sie ins Feld, so begleitete sie Jacobi immer in der Entfernung von einigen hundert Schritten; bald war er hinter ihr, bald auf der Seite, bald vor ihr. Stundenlang saß er auf einem Hügel gegen ihrem

Fenster über tief in Büschen versteckt; dann saß er seitwärts immer hinter seinen Büschen und betrachtete die Jalousien mit starren Blicken.

Was sitzt der junge Mensch immer dort? fragte Louise mit unwilligem Tone ihr Hannchen.

Ich, ich soll's nicht verrathen, antwortete Hannchen mit einem listigen Lächeln; wer weiß, es ist vielleicht mein Anbeter.

Man schüttete sich aus vor Lachen, man spottete des Thoren, und doch stand Louise von Zeit zu Zeit vom Strikrahmen auf, fand ein kleines Geschäft am Fenster, und rief dann laut lachend: Hannchen, wahrhaftig, er sitzt noch da.

Wahrhaftig, gnädige Frau! ich muß doch einmal die Jalousie öffnen. O gnädige Frau, sein Sie nicht unbarmherzig! Sehen Sie doch einmal hinaus!

Du bist eine Närrin! sie sah hinaus, und war böse, daß der junge Mensch immer noch da saß.

Da ist er wieder! sagte sie Abends zu Hannchen, und sah mit einer nachlässigen Miene auf die entgegengesetzte Seite; der Himmel mag wissen, woher er es erfährt, welchen Weg wir nehmen.

Was der junge Mensch will! sagte sie bei sich selbst, und hüpfte aus der Gesellschaft auf ihr Zimmer, öffnete das Fenster, um von Herzen auf den jungen Menschen böse zu werden. Johannes saß da wie die Geduld und betrachtete das geliebte Fenster, und der Himmel mochte es ebenfalls wissen, wie es kam! sie

lächelte, so böse sie auch eben war, wenigstens einmal am Tage dem Thoren zu.

Meine schönen Leserinnen, die hier im Begriff sind, der Frau von Bernack die Betise Schuld zu geben, einem Menschen, der nicht viel mehr ist als ein Bauer, ihre Neigung zu schenken, irren sich von ganzem Herzen. Sie hatte nicht die kleinste Neigung zu dem jungen verirrten Menschen; allein diese Anhänglichkeit, diese Innigkeit seiner Leidenschaft gab ihrer Eitelkeit einen Genuß, der desto reiner war, je mehr ihr Rang und die Art ihres Verhältnisses mit dem jungen Menschen sie versicherten, daß allein ihre Schönheit diese Leidenschaft erzeugt habe.

Eine Erklärung von seiner Seite würde sicher ihre stolze, verschmähendste Abweisung bewirkt haben; allein der schweigende, leidende, ohne Hoffnung liebende Jüngling, aus dessen Augen die innigste Liebe leuchtete, ohne sich je in ein Wort zu verlieren, war ihr ein süßes Opfer.

Der Gedanke, daß wo sie auch gienge, wo sie wäre, im Gebüsch, auf dem Felde, ein Mann ohne Athem, ohne Sinne, ohne Worte, ohne Hoffnung war, der keinen Genuß weiter kannte und wagte, als allein das Anschauen ihrer Schönheit zu haben, war ein Gedanke, der wohl weniger eitle Damen, als die Frau von Bernack, den Tag ein paarmal ans Fenster und Abends auch mit Gefahr eines Schnupfens in den Garten oder auf das Feld gezogen haben würde.

Ja, mit einer großen Beschämung fiel ihr zu-

weilen der Gedanke bei: sollte der Thor wohl mein Lächeln für etwas mehr als Belächeln genommen haben? — Die allerentfernteste Wahrscheinlichkeit, daß es so sein könnte, war ihr zuwider.

Sie gieng am Abend mit dem Vorsatze, auch die kleinste Hoffnung dem Thoren zu benehmen, am Gebüsch weg. Zwanzig Schritte hinter ihr schlich der treue Jüngling, und setzte da voller Freude seinen Fuß hin, wo er am zertretenen Grase ihren Fußtritt erkannte.

Die schöne Frau ließ ihren Handschuh fallen. Jakobi sah ihn fallen, und warf sich verstohlen über den Handschuh her; und nun floh er, glücklich wie ein König, mit seiner Beute davon. Die Frau von Bernack sah sich eben so verstohlen um, wie er eben den Handschuh aufhob. Ihr Herz klopfte doch schneller als vorher, und jagte doch ein wenig mehr Blut in die schöne Wange. Jetzt wird er kommen und mir den Handschuh bringen; dachte sie: allein mit ein paar stolzen Worten, mit einem noch stolzern Blicke will ich ihm jede Hoffnung benehmen! Sie sah nach einigen Minuten noch einmal zurück, und Johannes flog wie ein Vogel dahin quer durch den Busch davon.

Der Handschuh war Johannes ganzes Glück. Er zog ihn täglich hundertmal hervor, betrachtete ihn mit brennenden Augen, gab ihm die runde Gestalt des Arms, der ihn getragen hatte; küßte ihn, und drückte ihn einmal übers andre an seine Brust.

Das geht nicht mit unserm Johannes! sagte

der Vater bedenklich: höre Mütterchen! wir müssen ein Einsehen thun. Der Junge soll Müllers Dorte heirathen.

Jakobi zündete seine Pfeiffe an, und gieng zu Müllers; der Antrag geschah, wurde angenommen, Dorte herein gerufen, ihr Vater erklärte ihr den Willen des Himmels, den jungen Jakobi zu heirathen. Dorte erröthete bis an die Ohrzipfel, schlug die Augen nieder, spielte mit dem Bande an ihrer Schürze, und sagte weder ja noch nein, das denn beiderseitige Partheien für ein deutliches ja! annahmen. Die Aussteuer wurde bestimmt, und Jakobi, nachdem er ein Langes und Breites über die Grillen seines Sohnes vermuthet hatte, schloß endlich damit, daß seine Heirath ihn wohl wieder ins rechte Gleis bringen würde.

Am Abend nach einem weitläufigen Eingange schlug er seinem Johannes diese Verbindung vor, und foderte seine Einwilligung. Johannes sah den Vater starr in die Augen, seine Wangen glüheten; dann sah er starr vor sich auf den Tisch, an dem er saß, und antwortete nichts.

Seine Mutter stieß ihn an den Ellenbogen, und sagte ihm: Johannes, so sag in Gottesnamen Ja!

Nun denn ja doch! ja! sagte Johannes. Ich bin müde. Er gieng zu Bette.

Der arme Johannes hatte kein Wort von der ganzen Verhandlung gehört. Er hatte den Abend im Schloßgarten versteckt tief in Büschen geseffen; Louise gieng in den Büschen auf und nieder, in dem reizend-



sten Deshabillé. Der Abend war so warm, die Luft so still, der Ort so dämmernd, und sie war allein. Er sah sie in allen Stellungen, er sah die runden weissen Arme, er sah den reizenden kleinen Fuß; er sah, sie bükte sich in der Gegend, wo er versteckt saß, nach einem Blümchen, er sah die vollste, die schönste Brust; sogar schien es ihm, als ob sie in die Gegend hinlächle, die ihn verbarg.

Wie sollte er an einem solchen Abende Gehör und Sinne für etwas in der Welt gehabt haben?

Der Sonntag kam. Müllers kamen Abends um sechs Uhr, das Töchterchen verschämt und mit niedergeschlagenen Augen in ihrem besten Puze. Mehr als zehnmal hatte Jakobi seinem Johannes sagen müssen, nicht weg zu gehen, und endlich mußte er ihm sogar den Hut verschliessen.

Man hatte sich den Handschlag gegeben, nach vielen Nöthigen war man zum Sizen gekommen, und Dortte saß neben Johannes. Die Alten waren tief im Gespräch: nur Johannes hatte die Thüre in den Augen, und ein unruhiger Aerger war die Empfindung, deren er sich bewußt war.

Am Tische that der alte Jakobi noch einmal den Antrag für seinen Sohn, und Johannes, dem alle vorhergegangene Anspielungen böhmische Dörfer gewesen waren, Johannes sah nun wohl, daß er eine Hauptrolle bei diesem Feste machte. Er winkte seinem Vater. Sein Vater gieng mit ihm nach vielen Winken hinaus, und draussen erklärte Johannes seinem

Vater, daß er Dorten nie heirathen würde. Sein Vater erstaunte, und erinnerte ihn an seine Einwilligung; Johannes leugnete; man rief die Mutter; Johannes leugnete, und berief sich auf seine gesunde Vernunft: er müsse doch wissen, ob er ja gesagt habe oder nicht, und erklärte denn endlich kurz und gut: Nein!

Das gab einen Aufstand; Jakobi lärmte, die Mutter weinte, der Müller hieß Johannes einen Narren, die Müllerin war am aufgebrachtesten, und Dorten wußte nicht, in welchen Winkel sie hinsehen sollte.

Johannes war indeß verschwunden, und überließ es den andern sich unter einander zu vergleichen.

Jetzt fieng das Ding an dem alten Jakobi ernsthaft genug zu werden. Er that seinem Sohne noch einmal die besten und kräftigsten Vorstellungen, und da Johannes auf seinen Sinn beharrte, so gab er dem Prediger den Auftrag seinen Johannes zu Vernunft zu bringen; und da auch das nicht half, so fiel er endlich nach hundert Entschlüssen darauf, den Herrn von Bernack selbst um einen Versuch zu bitten, seinen Sohn zu dieser Heirath zu überreden.

Der alte Mann gieng zu dem Herrn von Bernack und traf ihn im Zimmer seiner Gemahlin.

Gnädiger Herr, fieng der alte Mann mit einer gerührten Stimme an: Ich habe eine Bitte an Sie. Da hab ich meinen Sohn Johannes; der gnädige Herr werden sich noch erinnern; als Sie hier ankamen, so hielt er die Anrede. Louise erröthete.

Ein arttger junger Mensch! antwortete Bernack.  
 Gewesen, Ihre Gnaden! gewesen! Der Bur-  
 sche hat sich seit kurzem ganz umgekehrt. Sonst flei-  
 ßig und rüdrig bei Tag und Nacht, freundlich und lu-  
 stig, und blühend wie eine Rose! Und jetzt — Gott er-  
 barm sich — Gnädiger Herr, so blaß wie ein Gespenst,  
 — und kein Wort ist aus ihm zu bringen. Da sitzt  
 er, und sieht einem unter die Augen, und hört nicht  
 eine Sylbe, von dem, was man sagt. —

Da redet er vor sich hin, und sieht mit nassen  
 Augen in eine Ecke, und berührt kaum das Essen,  
 und die Unruhe treibt ihn beständig umher. Er  
 kann nicht einen Abend zu Hause dauern.

Frag' ich ihn, fragt ihn seine Mutter: Johans-  
 nes, was ist dir? so sieht er uns an, das Wasser  
 tritt ihm in die Augen, er schüttelt den Kopf, als  
 wenn ihm nicht geholfen werden kann.

Und wißt ihr denn davon die Ursach nicht, Kin-  
 derchen? fragte Bernack; Louise stand glühend wie  
 eine Rose auf und gieng ans Fenster.

Gott, gnädiger Herr, wenn wir die wüßten.  
 Das Kind vergeht uns wie ein Schatten. Ich  
 dachte, gnädiger Herr, er sollte heirathen, das  
 sollte ihm gut thun.

Louise drehte sich wieder halb zu den alten Mann.

Allein — fuhr der Alte fort — da schlägt er  
 mir es rund ab. Ich frage warum? — und da  
 vermißt er sich, daß ich zittere, er wolle nicht hei-  
 rathen! und nun brachte der alte Mann seine Bitte

bei Bernack an, doch seinem Johannes eine Vorstellung deswegen zu thun, und Bernack versprach sein möglichstes, dem jungen Menschen den Kopf zurecht zu setzen.

Wen soll er denn heirathen? fragte die Frau von Bernack mit einer eifertigen Neugierde, und mit einem furchtsamen Blick.

Des Müllers Anhelm Tochter.

Und ist sie hübsch?

Gnädige Frau, wahrhaftig das hübscheste Mädchen im ganzen Dorfe! und sonst hat er sie gern leiden mögen; aber ganz und gar umgekehrt ist er jetzt.

Der Alte gieng mit Bernack! Louise lehnte sich zehn Minuten ins Fenster und überließ sich ihren Gedanken. Die Beschreibung des Vaters von dem Zustande seines Sohnes hatte ihrem Herzen wohlgethan; indes die Traurigkeit des Alten, sein Schmerz, der ganz ohne Künstelei sich in Worte goß, hatte doch den üppigen Gefühle ihrer befriedigten Eitelkeit eine seltsame Unruhe beigemischt; sie fühlte daß sie die Zufriedenheit einer Familie zerstörte. Sie nahm sich es vor des Thoren Leidenschaft nicht mehr durch irgend etwas zu vermehren; sie machte das Fenster wieder zu, das sie schon angefaßt hatte um es zu öffnen, und setzte sich hinten ins Zimmer an ihren Stuhlrahmen.

Des Müllers Tochter soll ein hübsches Mädchen sein! dachte sie. Sie rief Hannchen zu einem Spaziergange.

Jetzt, Ihre Gnaden. Es ist sehr warm.

Ich will nur eine Promenade durchs Dorf machen.

Sie giengen; bei der Mühle fiel ihr ein, daß sie noch keine Mühle in der Nähe gesehen hätte. Sie gieng hinein, ließ sich die Mühle zeigen, fragte dann den Müller, ob er Familie habe, wollte seine Frau sehen, und seine Tochter, und nach einem Viertelstündchen war sie mit Hannchen schon auf dem Rückwege begriffen, und versicherte Hannchen mehr als einmal, daß des Müllers Tochter ein sehr hübsches Mädchen sei. Sie gieng dann still bei Hannchen her, und spielte mit ihrem Sonnenschirm. Er soll sie heirathen! sagte sie leise vor sich und lächelnd, und nun entschloß sie sich den verliebten Thoren bei der ersten Gelegenheit mit einem höhnischen Stolge niederzuschmettern. Was wollen Sie immer da, wo ich bin? Das will ich ihn fragen! Gehen Sie nach Haus, und arbeiten Sie! — Und das will ich heute Abend noch. Sie eilte schneller nach Hause in dem festen Entschluß diesen Plan auszuführen, und freute sich über ihr anmaßungsloses Herz.

Bei Tische am Abend erzählte ihr Bernack, daß er den jungen Jakobi gesprochen habe. Man muß einen solchen jungen Menschen nur zu behandeln wissen, setzte er hinzu. Ich steh dir dafür, daß er jetzt keine Einwendung mehr machen wird.

Wer weiß auch! sagte Louise, und lächelte.

Nachdem so ein Bursch behandelt wird, liebe Louise. Ich steh für seinen Gehorsam.

Louise lächelte und ein wenig spöttisch.

Da seh einer die liebe Eitelkeit der Männer, dachte Louise kopfschüttelnd, wie sie auf ihrem Zimmer allein war. Da wird er nun glauben, er hat dem jungen Menschen den Kopf zurecht gesetzt, und — ich dürfte nur einmal, nur einmal eine kleine lächelnde Miene dem jungen Menschen machen, und du lieber Herr von Bernack, wärst mit deinem: ich steh für seinen Gehorsam, verloren.

Sie gieng hinab, und war schon halb entschlossen ihrem Gemahle zu zeigen, daß er nicht Recht gehabt hatte. Es sollte der letzte Versuch mit dem Jünglinge sein.

Louise gieng allein ein wenig ins Feld. Sie blieb bei einem wilden Rosenstok stehen, betrachtete den, und sah um sich her. Zur Seite quer vor ihr fünfzig Schritt übers Feld gieng Johannes.

Louise winkte ihn. Johannes Brust hob sich, er zitterte. Er wußte nicht ob er gehen sollte oder nicht. Sie hatte sich wieder gegen den Rosenstok gekehrt. Jakobi näherte sich um zwanzig Schritte und dann stand er, und seufzte.

Sie sah sich um; zitternd flog er herbei. Haben Sie kein Messer bei sich, lieber Jakobi? — ich wollte mir hier einige wilde Rosen abschneiden. Das sagte sie mit einer freundlichen aber furchtsamen Stimme.

Er stand vor ihr, zitternd, unruhig, seine

Augen brannten, er betrachtete sie starr und stier, und sprach nicht eine Sylbe.

Sie wiederholte ihre Bitte, und Jakobi zog bebend ein Messer hervor und gab es ihr. Sie schnitt sich eine Hand voll Rosen ab, und gab ihm das Messer zurück.

Ihre Hand berührte die seinige; Weiß und Roth jagten sich auf seinen Wangen; er verschlang sie mit seinen Blicken. Jakobi's Benehmen, sein Zittern, seine fürchterlichen liebevollen Blicke, sein ganzliches Verstummen, seine Zerrüttung, diese grenzenlose Ehrerbietung, diese ihr undenkbare Gewalt der Liebe erregten bei Louisen eine Art von Angst. Ich danke Ihnen! sagte sie ängstlich: sie drehte sich um und eine Rosenranke blieb in dem Flor auf ihrem Haar hängen.

Sie wollte die Ranke eilig loswickeln, und verwickelte sich noch fester: wollen Sie die Güte haben, die Ranke — sie war noch mit ihren Händen beschäftigt.

Er streckte die Hände aus, sie zitterten, — kaum konnte er die Ranke halten; er stand nahe vor ihr: ihr Athem berührte seine Wangen, ihre Arme die seinigen, ihr Kleid fühlte er an seinen Knieen. Sie fürchtete wirklich, wie sie des Jünglings Brust klopfen hörte, und seine Blicke sah, Unbescheidenheiten von ihm; sie riß den Flor voller Angst aus den Dornen, um nicht länger in der Gewalt dieser fürchterlichen Leidenschaft zu bleiben; ein furchtsamen Blick warf sie noch auf ihn und eilte davon.

O Gott! das hörte sie ihn rufen, und sie eilte schneller nach Hause, stand noch eine Stunde lang still am Fenster, und schüttelte mehrmal mit einem unruhigen Ernst den Kopf. Das Andenken an diese Scene brachte bei ihr statt bloßes Wohlgefallen eine Art von Rührung hervor, und es entstand sogar einmal bei ihr der Wunsch, daß ihr Mann sie so geliebt haben mögte, wie dieser Jüngling.

Jetzt, meine schönen Leserinnen, hätten Sie es der reizenden Louise vielleicht verziehen, wenn ein kleines Verlangen sich ganz heimlich in ihre Brust gelagert hätte, diese Scene noch einmal wiederholt zu sehen.

Freilich stand in den ersten Tagen der junge Mensch mit seinen brennenden Augen, mit seinen dunkelrothen glühenden Wangen, mit der hochaußschlagenden Brust, mit seinem ehrerbietigen Zittern immer vor ihren Augen, wenn sie allein war; allein dieser Triumph ihrer Eitelkeit konnte sie doch nicht von der Bemerkung ganz und gar zurück halten, daß, je wilder die Leidenschaft des jungen Menschen gegen sie sei, desto gefährlicher die Folgen davon werden könnten. Es steht in meiner Macht den jungen Menschen um seinen Verstand zu bringen! dachte sie lächelnd, allein ihr schauderte doch bei diesem Gedanken. Nein, ich will der Familie Ruhe und Glück wiedergeben; ich will die Thränen der traurenden Eltern trofken. — Es ist wahr, mit einem freundlichen Blicke, mit einem Händedrucke wollte ich den jungen Menschen zu meinem Sklaven machen! Ich



glaube er gäbe sein Leben, und seinen Verstand für eine Umarmung von mir — Nein, ich will ihn nicht mehr sehen; ich — will ihn hart behandeln! — Lieber Gott, er wird unglücklich werden, allein vielleicht machen ihn Jahre wieder ruhig!

Aber aus Johannes' Seele wich nicht mehr Louisen's Bild. Er stand da fest gezaubert, die runden Arme über den Kopf gehoben um den Flor loszumachen, mit dem freundlich furchtsamen Gesicht; noch immer berührte er die weiche warme Hand, den weissen vollen Arm; noch immer fühlte er ihren Athem an seinen Wangen. Tausendmal wiederholte er sich den Vorfall, und immer hatte er dieselben Empfindungen, nur mit milderer Gewalt.

Da lag er im hohen Grafe, den Kopf auf den einen Arm gestützt, den ganzen langen Tag, und verwünschte seine Furchtsamkeit, und machte in die Zukunft hinaus die tollsten Plane. Seine Liebe hatte eine neue Nahrung bekommen, Hoffnung, Wahrscheinlichkeit, Gewißheit der Gegenliebe.

Alle Abend flog er an den Rosenstoß, harrte da ängstlich auf die Geliebte, sah den Weg so unablässig, so stier hinab, daß es sich zuletzt wie ein Flor vor seine Augen zog und Louise kam nicht.

Den Heirathsvorschlag verwarf er jetzt mit einer Hefigkeit, mit einer so bittern Hitze, daß sein Vater es für das Beste hielt, fürs erste davon ganz zu schweigen.

Er sah Louisen nicht mehr; die Abendspaziergänge

ge hatte sie eingestellt, und das Fenster blieb verschlossen; zwar stand sie jetzt oft eine halbe Stunde anhaltend hinter der Jalousie, und betrachtete den Jüngling, wie er bald kam, bald gieng, bald um den Garten her lief, jeden Menschen, der daher kam, vermied, durch jedes Geräusch vertrieben wurde, und immer geduldig zurück kam.

Sein Herz war der Tummelplatz der allerentgegengesetztesten Leidenschaften; die glühendste Liebe, Furcht, Angst, Erwarten, Hoffnung, Ungewißheit, Verlangen zerrissen seine Seele im Innersten.

Endlich, endlich sah er sie wieder. Sie gieng den schönsten Weg, zwischen jungen duftenden Gebüsch am Rande einer Quelle. Sein Herz schlug gewaltsam, die Stunde, die so sehnlich erharrte Stunde der Belohnung war da; kaum konnte er athmen.

Schon hatte sie sich einmal umgesehen, ihr Blick war finster, und sein Muth sank, er folgte ihr langsamer. Sie sah sich nicht wieder um, bald, hoffte er, würde sie ihn winken. Sie pflückte die Blumen, sie blieb hier stehen und dort; sie jagte mit ihrem Schnupstuche die Mücken, die sie belästigten; endlich blieb sie an einer Haselstaude stehen, und versuchte einen laubigen Zweig abzubrechen.

Eine dunkle Röthe stieg in sein Gesicht, der Athem wurde ihm schwer. Jetzt wird sie dir winken, um ihr den Zweig abzuschneiden, schon griff er nach dem Messer. Louise zog ruhig ein Messer-

chen hervor und schnitt den Zweig ab, und gebrauchte ihn sich gegen die Mücken zu schützen.

Bestürzt zog er den Fuß wieder zurück, den er schon aufgehoben hatte. Seine Hoffnung sank, und eben auch sein Muth. Noch langsamer folgte er ihr. Sie sah sich nicht wieder um. Nun setzte sie sich auf den Stamm eines Baums, nahm die Blumen, und wand sie mit einem Grasshalm zusammen.

Jakobi stand und verbarg sich seitwärts hinter ein Gebüsch. Louise sah nicht her, sondern saß da ruhig und band die Blumen noch immer mit einem Grasshalm nach dem andern.

Endlich gieng er hervor; sie sah bei dem Geräusch, daß er machte, auf, ihn an, und sogleich wieder auf ihre Blumen. Er war jetzt gezwungen sich zu nähern. Zitternd, mit langen, tief geholten Athemzügen, mit langsamen Schritten gieng er dem Weg zu ihr hinauf. Louise saß gleich ruhig. Jakobi zog seinen Hut, und sie dankte ihm mit einem kalten, finstern, und halbverächtlichen Kopfneigen.

Eine beängstigende Schaam, die glühendste Wuth erwachten in Jakobi's Seele, als er vorüber war. Nicht ein Wort gesagt! nicht eines freundlichen Blicks gewürdigt! dieses kalte vornehme, verächtliche Kopfneigen! — Er schlich auf Umwegen nach Hause; jeder der ihm begegnete, schien seine Schande zu wissen, er sah keinen Menschen an. Er kam zu Hause; er war zum erstenmale seit langer Zeit wieder demüthig und freundlich gegen seine Eltern, antwortete,

wenn er gefragt wurde, sehr sanft, und selbst noch im Bett, fühlte er seine Wangen vor Schaam heiß werden, wenn er an Louisens Kopfneigen dachte.

Auch in Louisens Brust war eine unangenehme Empfindung, wie der Jüngling floh, und sie ihn den ganzen Abend nicht wieder sah: sie nickte den Abend oft mit dem Kopfe; sie wußte selbst nicht, ob aus Verdruß, oder weil sie ihren Zweck mit Jakobi erreicht hatte.

Jakobi nahm sich es vor Louisen nicht wieder zu sehen. Einen Tag lang hielt er es. Den andern Tag schlich er schon von Weitem quer übers Feld ihrem Fenster vorüber. Er fieng an dieses kalte Kopfneigen zu entschuldigen; seine Liebe gewann wieder die alte Stärke, und bei einem ihrer ersten Spaziergänge folgte er ihr wieder. Louise drehte sich um, gieng zurück, auf ihn ein, und ein eben so kaltes, noch verächtlicheres Kopfneigen, mit einer Art von Lachen begleitet, nahm ihm noch jede, auch die kleinste Hoffnung.

Er kam zu Hause niedergedrückt, zerschmettert in seinem Innern, er haßte sich selbst mit einer großen Heftigkeit: ja, er schimpfte sogar halblaut auf Louisen, und machte so seiner grimmigen Schaam Luft. Unter diesen gewaltsamen Gefühlen giengen einige Tage hin, dann wurde seine Empfindung stiller, immer stiller und in sich verschlossener. Er fieng an die unübersteigliche Grenze zu fühlen, zwischen sich und der Frau von Bernack; er schämte sich, wenn er ihren

Namen nennen hörte; er wurde roth, wenn er gegen ihr Haus von ohngefähr kam, und er hätte jezt alles in der Welt darum gegeben, wenn er sich hätte überzeugen können, daß sie von seiner thörigten Liebe nichts gemerkt hätte.

Und doch blieb sie ihm immer noch das reizendste Weib in der Natur; noch immer stiegen die Wünsche auf am Stande ihr gleich zu sein; er suchte jezt die tiefste Einsamkeit auf, die wildesten und öddesten Gegenden; hier warf er sich ins Gebüsch, in immer fortdaurendem angestregtem Spiel seiner Phantasie. Er steckte sie in das Kleid einer eleganten Bäuerin, oder sich in den theuren Rok eines reichen Adeltichen, und dies Spiel hielt ihn schadlos für ihre Abwesenheit.

Louise hatte die Absicht gehabt dem jungen Menschen seine Ruhe wieder zu geben, und war wenigstens auf dem Punkte sie zu erreichen. Doch verdross es ihr ein wenig, da sie ihn ganzer drei Tage mit keinem Blicke gesehen hatte. Krank war er nicht, das wußte sie; er war den ganzen Tag von Hause abwesend, auch das wußte sie. Sie hätte gern ein wenig gemault, wenn sie nur eigentlich gewußt hätte, mit wem? und worüber? — Sie harrte noch acht Tage, und sah ihn nicht, weder an ihren Spaziergängen, die in diesen Tagen ganz häufig waren, noch um ihr Haus her.

Auch Hannchen machte eben die Anmerkung, daß der junge Mensch verschwunden sei, und Louise

erzählte nun Hannchen mit einigen Veränderungen die kleinen Vorfälle zwischen ihr und dem Jünglinge und war von Herzen froh, daß er nun wahrscheinlich sie ganz vergessen habe.

Hannchen wollte das nicht so ganz wahrscheinlich finden; beide aber konnten doch, so viele Mühe sie sich auch gaben, keinen einzigen Grund vom Gegentheil auffinden.

Es ist ja ganz natürlich, Hannchen! er mußte mich vergessen; du hättest nur den verächtlichen Blick sehen sollen, mit dem ich ihn niederschmettete. Ganz natürlich!

So natürlich nicht Ihre Gnaden! — Genug, er kann Sie nicht vergessen haben, und wird Sie gewiß nie vergessen. Sie sollten nur wissen, gnädige Frau, wie schön Sie sind.

Einfältiges Mädchen, du siehst doch aber: er ist ja verschwunden.

Ja, wer weiß, was Sie ihm auch für einen Blick gegeben haben! wer weiß, wo er jetzt herumstreift, und über Ihre Grausamkeit seufzt.

Die gnädige Frau ließ sich es freilich nicht deutlich merken, daß sie es ganz gern gewußt hätte, ob Jakobi sie vergessen habe, oder noch im Stillen um sie seufze; allein Hannchen verstand doch den Wink, und am Abend schon konnte sie der gnädigen Dame Nachricht geben.

Ach, hub sie den Abend an: Sie sollten den jungen Menschen sehen. Es ist ein Schatten, ein

Gespensst; der Vater glaubt nicht, daß er noch vier Wochen leben wird; er schleicht umher, wie einer der aus dem Grabe aufsteht. Sie sollen sehen, Thro Gnaden, der stirbt vor Liebe!

Sei keine Narrin, Hannchen. Ein junger, starker Mensch, der stirbt nicht so geschwind!

Ja, beste gnädige Frau, Sie sollten ihn nur einmal sehen, Sie sollten nur einmal die alte Jakobin von ihm erzählen hören. Da liegt er den ganzen Tag oben unter den alten eingefallenen Mauern im Holze, und grämt sich so ab.

Diese Vorstellung in Louisens Seele, ein Mann stirbt aus Liebe zu ihr, ob sie es gleich nicht im Ernst glaubte, erregte doch eine Empfindung bei ihr, die unbeschreiblich süß war. Sie erschrak, wenn sie sich diese Empfindung deutlicher zu machen wagte; ein wohlwollendes Mitleiden gegen den jungen Menschen war der bescheidenste Name, den sie dieser Empfindung belegen konnte.

Sie war jetzt fest entschlossen nicht den kleinsten Tritt wieder zu thun des Jünglings Leidenschaft aufs neue rege zu machen, und so fest der Entschluß auch gefaßt war; so konnte sie sich doch nicht der Neugierde erwehren, den jungen Menschen zu sehen, um sich selbst zu überzeugen, daß nicht viel Wahres an Hannchens Nachrichten wäre.

Sie bat ihren Mann nach einigen Tagen um eine Spazierfahrt nach der Herrenburg, dem alten verfallenen Schlosse im Gehölz, dem Lieblingsorte

Jakobi's. Sie fuhren dahin ab. Hundert Schritte von der Burg stiegen sie aus, und giengen durch dichtes Gebüsch auf die Ruinen ein.

Schon von weitem sah Louise Jakobi zwischen den Felsen und Mauern auf den Rasen liegen, den Kopf auf einen Arm gestützt. Er lag mit dem Rücken gegen sie her. Louisens Herz pochte, da sie ihn erblickte, sie fühlte beide Wangen heiß werden, und immer heißer, je näher sie ihm kamen; sie fürchtete von ganzem Herzen, daß er durch ein heftiges Erschrecken sich verrathen möchte.

Jakobi sah sich endlich auf das Geräusch um. Ein Busch verbarg Louisen noch, sie aber konnte ihn durch die Zweige betrachten. Er war bleich und hager, und sein Auge finster und schwermüthig.

Mit einer Art von Unwillen über die Störung hob er sich langsam auf um davon zu gehen, wie der Herr von Bernack ihn rief. Er kehrte um, und in demselben Augenblick erblickte er Louisen; eine flammende schnell wieder verblässende Röthe goß sich über seine Wangen. Er stand zitternd da, und schlug das Auge zum Boden.

Bernack näherte sich, und fragte Jakobi ob man noch ohne Gefahr in das Innere des alten Thurms hinein gehen könnte. Jakobi bejahte es.

So thun Sie uns wohl den Gefallen und begleiten uns! sagte Bernack. Jakobi machte eine leichte Verbeugung, und warf einen furchtsamen



Blik auf Louisen, die sich zwang, die Verwirrung zu verbergen, welche sie fühlte.

Jakobi gieng voran durch die eingefallenen Mauern, und immer wurde der Weg steinigter. Der Eingang in den Thurm war ein Schutthaufen von Sand und Gestein. Bernack gab seiner Frau die Hand, um ihr hinauf zu helfen.

Bist du so furchtsam, Louise? fragte Bernack. Deine Hand zittert gewaltig. Gib die andre Hand Jakobi'n.

Louise wollte lieber unten bleiben.

Es ist keine Gefahr, Louise! Geben Sie doch meiner Frau Ihre Hand, Jakobi!

Jakobi war wie zernichtet. Er reichte Louisen in der vollsten Betäubung seine Hand. Sie legte ihre Fingerspizen nur hinein, und seine Hand zitterte nicht mehr, sie zuckte, und ließ Louisens Finger beständig fahren.

Louise faßte endlich in der Angst seine Hand fest an, und sie waren oben. Hier warf Louise einen Blik auf den Jüngling; eine Fieberröthe lag auf seinen Wangen, seine Augen brannten, seine Lippen bewegten sich zitternd. Louise verwünschte den Einfall, den sie gehabt hatte, und was das schlimmste war, sie konnte nun ihre Hand nicht aus der seinigen losmachen.

Es was ein Glük, daß Bernacks Aufmerksamkeit sogleich auf einige Inschriften fiel, die an den Wänden standen. Louise nützte den Augenblik und riß mit Gewalt ihre Hand aus Jakobi's Hand, und

gieng ihrem Gemahle nach, und fragte mit einer gepreßten Stimme nach den Inschriften.

Ist die Treppe noch gangbar? fragte Bernack Jakobi'n, dessen Gesicht mit diesem sprechenden Gemählde von Leidenschaften durch den Schatten der Mauer, an der er stand verfinstert war. Ist die Treppe noch gangbar?

Ich glaube, nicht sehr. Man muß sich in Acht nehmen, und einige Stufen überspringen.

Du wirst doch nicht hinauf gehen? fragte Louise ängstlich.

Und warum nicht? ich bin ja kein Kind.

Nun so gehe ich auch, sagte Louise und gab Bernack die Hand. Sie giengen, einige Stufen waren los und bewegten sich unter ihren Füßen; indeß Louise, so furchtsam sie auch war, stieg doch mit Hülfe ihres Gemahls hinüber. Jetzt aber fehlten zwei Stufen beinah ganz; Bernack schwang sich hinüber. Geh zurück Louise. Hier gehts nicht, sagte Bernack, und rief Jakobi zu, der unten geblieben war.

Jakobi kam, erhielt den Auftrag Louisen die schwankenden Stufen hinab zu führen, und Bernack stieg nun eilig die Wendeltreppe hinan.

Diesesmal waren die Ausbrüche des Jünglings Leidenschaft nicht wieder so gewaltsam. Er zitterte, er erröthete, sein Puls klopfte mit Hefigkeit, wie er sie die Stufen hinab führte.

Louise war in einer großen Angst vor der Leidenschaft des jungen Menschen, dem sie dennoch mit aller

Gewalt nicht böse sein konnte. Sie warf ein paar flüchtige Blicke auf ihn, wenn er an das Licht eines Fensters in der Wendeltreppe mit ihr trat, und sie sah wirklich, wie verfallen, wie blaß, wie sehr er ein Bild des Grams sei. Wie sie unten waren, zog Louise sogleich ihre Hand zurück, die er auch willig fahren ließ, und nun glaubte sie, sei es nöthig, sogleich zu reden, um die Wildheit des Jünglings zu zerstreuen; Furcht aber und Mitleiden gaben ihr den unglücklichsten Stoff.

Warum sind Sie nicht heiter, lieber Jakobi? fragte sie, und wie sie meinte, mit einem kalten Tone: eine Sylbe um die andre aber hätte man doch wenigstens den Ton des süßesten Mitleidens durch diese Kälte hören können.

Warum? antwortete Jakobi erstikt und halb in sich, und schlug die großen blauen Augen an das Gewölbe in die Hdh, und Thränen quollen in dem Augenblick hervor; dann ließ er den Kopf wieder auf eine Schulter sinken, und seine verwandte Hand trofnete die Wangen.

Lieben Sie diese Gegend? fragte Louise eilig.

Nun wollt ich hier sterben, und da begraben werden! er zeigte auf den Ort wo Louise stand.

Eine Pause. Louise betrachtete die Inschriften mit schnell umherfahrenden Blicken, sie wollte die Thräne hindern, die sie in ihr Auge steigen fühlte. Sie sah sich wieder nach ihm um, und seine Stellung hatte so viel Sanftflühendes, so viel Geduldiges, daß Louise gerührt wurde, als sie hätte glauben können.

Sein Sie doch heiter! sagte sie, und ohne daß sie es wußte, legte sie ihre Hand auf seine.

Ach Gott! rief er, seine Thränen flossen, und fielen warm auf ihre Hand: Ach Gott! wenn ich todt wäre!

Louise hörte Bernack's Schritte, schnell drückte sie dem Jüngling die Hand, trocken Sie Ihre Augen, Jakobi! sprach sie schnell: und sein Sie heiter, wenn Sie mich lieb haben. Sie glühte im ganzen Gesicht, wie sie hörte, was sie sprach.

Diese reizende, unerwartete Hoffnung, die bei diesen Worten, in des Jünglings glühender Seele aufgieng, verbarg ihm schnell den ungeheuren Abstand zwischen ihn und Louisen. Gott! Gott! rief er zweimal mit dem wohlküstigen Accente der Liebe, und Thränen und Küsse stürzten auf Louisen's Hand.

Bernack kam herab, und die Dunkelheit des Gewölbes entzog auß neue die Verwirrung beider den Augen Bernack's. Man besah, was zu sehen war, Louise nannte die Ruinen einmal über das andre reizend! Bernack bestätigte den Ausruf auß Galanterie, und in Jakobi's Augen waren diese Ruinen der Vorfaal des Himmels.

Bernack gieng mit Louisen. Louise sah noch einmal zurück, und in ihrer Miene lag ein Lächeln, das Jakobi'n mit himmlischer Freude erfüllte.

Wie Louise zu Hause gekommen war, so schloß sie sich ein, und überließ sich dem Strome ihrer Gedanken. Sie schämte sich, sie wurde roth, wenn

sie an den Stand des jungen Menschen dachte, und doch arbeitete sich ein sehr süßes Gefühl mitten aus diesen widrigen Empfindungen hervor, das sie in stille Träumereien versetzte. Die blauen Augen mit den rinnenden Thränen, die zitternde, klagende und erschütternde Stimme des Jünglings: mit der er sein: ach Gott, wenn ich todt wäre! ausgesprochen hatte, sein nachheriges trunkenes Entzücken waren die Gegenstände, mit denen sich ihre Phantasie in den ersten Stunden unablässig beschäftigte.

Sie nahm ein Buch, sich von diesen verführenden Bildern zu befreien, und nachdem sie ein halbes Blatt gelesen hatte, waren die Bilder wieder lebhaft da; sie setzte sich ans Klavier, und ihre Gedanken flogen in die Ruinen, und ihre Finger blieben ruhig auf den Tasten liegen. Eine sanfte melancholische Träumerei wiegte ihre Sinne und ihren ganzen Geist ein. Hannchen wunderte sich bald zu tode über den gütigen Ton, über die leise Sanftmuth, mit der ihre gnädige Frau sie den Abend beim Auskleiden behandelt hatte.

Jakobi's Seele hingegen schwamm in Entzücken, ein tausendfaches Leben hatte sich in seine Adern gegossen, eine wilde Röthe lag auf seinen Wangen, eine Feuerflamme war sein Auge. Er lagerte sich wieder zwischen die Ruinen, wie Louise fort war; allein er fand keine Ruhe mehr. Bald sprang er auf, er wollte etwas, und wußte nicht was, er gieng tausend Schritte, und kehrte wieder zurück. Das stür-

mennde Meer von zwei entgegengesetzten Winden bald empört, bald geebnet, war sein Bild.

Er war zwar schon auf dem Wege der Besserung gewesen; seine Phantasie war ermattet, seine Liebe stand aus Mangel an Nahrung auf dem Punkte sich selbst zu zernichten, und hätte die schöne Louise nicht den unglücklichen Einfall gehabt ihn unter den Ruinen aufzusuchen, so hätte ihn vielleicht der kurze Raum von einigen Wochen völlig geheilt; allein jetzt, jetzt hatte seine Phantasie neue lebendige Kraft, seine Liebe frisches Leben erhalten. Sie hatte ihm die Hand gedrückt; wenn Sie mich lieb haben! hatte sie gesagt; sein Kopf schwindelte, er sah sich schon in den Armen, und an dem vollen Busen des reizenden Weibes.

Ein paar Abend darauf, da Louise einsam mit einem Buche allein in ihrem Garten auf und nieder gieng, saß er wieder im Gebüsch versteckt. Er sah sie; er zitterte, er wollte hervorspringen, und sogleich drückte ihn wieder ein unüberwindliches Gefühl von Furcht nieder; so brachte er eine halbe Stunde hin, unter dem Vorsatze sie anzureden und unter der beängstigenden Furcht, wieder aufs neue mißhandelt zu werden.

In diesem Sturm seiner Empfindungen war es als ob ihn eine unsichtbare Gewalt hervorriß. Louise sah ihn und zitterte; er sah sie, und blieb wie eingewurzelt stehen; seine Zunge war starr, seine Füße schwer wie Blei. Louise bekam sogleich ihre Fassung wieder. Sie gieng auf ihn ein: hören Sie, junger Mensch, sagte sie ihm mit einer Stimme, die alle

Augenblick versagte: hören Sie, ich will das nicht, — was soll das? Gehen Sie! — Sie machen sich unglücklich!

Jakobi seufzte tief, es war als ob er etwas sagen wollte. Nein, gehen Sie, und kommen Sie nicht wieder! hob Louise noch einmal an, die Furcht machte jetzt ihre Stimme härter als sie selbst wollte.

Nun dann ja! rief Jakobi und knitterte seinen Hut, den er in den Händen hatte, heftig zusammen, seine Stimme war ein Schluchzen, das die Wuth hervorbringt.

Er lief noch einige Stunden im Felde umher, und warf sich dann von Lauf und Leidenschaft gewaltig erhitzt in das nasse kühle Gras, dann sprang er wieder auf, knirschte mit den Zähnen, und so kam er endlich zu Hause an.

Die halbe Nacht hörten ihn seine Eltern im Bette noch schluchzen, seine Mutter gieng verschiedenesemale zu ihm, er behauptete, es fehle ihm nichts. Am andern Morgen fand man ihn im heftigsten Fieber, und im vollen Phantasieren. Ein Arzt aus einer benachbarten Stadt erklärte den Kranken für höchst gefährlich, und die Nachricht: Jakobi's Johannes wird wohl sterben, lief nun von Haus zu Haus.

Hannchen brachte der gnädigen Frau die erste Nachricht: wissen Sie schon, der junge Mensch, Jakobi, wird heute wohl noch sterben. Louise erblaßte.

Was fehlt ihm denn? das brachte sie endlich stammelnd hervor.

Ein hitziges Fieber!

Geh doch einmal hin, Hannchen, sagte Louise ängstlich, und erkundige dich doch.

Dieser neue Beweis der Liebe des jungen Menschen richtete eine große Zerrüttung in Louisens ganzen Gedanken und Empfindungssysteme an. Sie bereuete ihre Härte, mit der sie ihn behandelt; sie erwünschte die Eitelkeit, die den jungen Menschen zu Grunde gerichtet hatte. Hätt' ich ihm nicht zugelächelt, hätte ich nicht seine Leidenschaft durch meinen Muthwillen, durch meine Blife lebendig erhalten — er wäre jetzt vielleicht ein glücklicher Mann, und nun — sie sann über seinen jezigen Zustand nach, über seine Empfindungen; sie fühlte mit nassen Augen, daß seine Liebe zu ihr, und der Mangel aller Hoffnung ihn tödten müßten; sie fürchtete mit jedem Augenblicke die Nachricht von seinem Tode, sie wurde blaß, wenn Hannchen die Thür aufmachte.

Sie ließ sich alle Tage ein paarmal nach seinen Gesundheitsumständen erkundigen, und hörte jedesmal daß der Arzt immer mehr an seinem Leben zweifelte.

Wenn ich ihm nur wissen lassen könnte, daß ich Theil nähme an seinem Zustande, vielleicht würde das ihn retten. Auf diesen Gedanken fiel sie jetzt mit einer großen Hestigkeit. Ich gebe ihm zwar neue Hoffnung; allein er wird doch gerettet, und ist er gesund, so kann ich ja die Hoffnung wieder zurück nehmen. Sie sann jetzt auf einen Plan, wie sie, ohne sich auszusetzen, dem jungen Menschen neues Leben schenken könnte; am



besten, sah sie wohl, würde es durch ein paar Worte aus ihrem Munde, durch einen ihrer freundlichen Blicke geschehen können; aber wie? wie? —

So sann sie einige Tage über das wie, war nun mit der ganzen Einrichtung zu Stande, und hörte nun von Hannchen, daß es sich mit dem Jüngling bessere, und daß er ausser Gefahr sei. Louise nahm es indeß doch ein wenig übel, daß der Tod einem andern als ihr gewichen wäre; sie hatte sich vergebens darauf gefreut, wie sichtlich der junge Mensch aus ihren Blicken Leben saugen würde. Indesß der Plan war einmal in ihrem Kopfe, es waren zuviel angenehme Ideen damit verknüpft, als daß sie ihn hätte so ganz und gar aufgeben sollen.

Meine schönen Leserinnen sehen, daß Dankbarkeit und Eitelkeit so gut Theil an dem Plane Louisons hatten als Menschlichkeit und Mitleiden.

Die gnädige Frau gieng am Mittag durchs Dorf promeniren, vor Jakobi's Hause vorüber; wie sie zurück kam, trieb eine Heerde Kühe ihr entgegen; was war natürlicher, als daß die furchtsame gnädige Frau sich in Jakobi's Haus rettete.

Die Frau Jakobi'n führte sie mit großen Komplimenten in ihr bestes Zimmer, und nöthigte sie in einen Großvaterstuhl. Die gnädige Frau erkundigte sich nach ihrem Sohne, und hörte dann mit vieler Freude die Besserung desselben.

Wo liegt er denn?

In unsrer Wohntube.

Ihr Haus scheint ganz geräumig zu sein, Frau Jakobi! Ist die Wohnstube auch so hübsch wie dieses Zimmer?

Noch größer, Thro Gnaden, gnädige Frau. Noch ein Fenster größer. Sie scheuen sich wohl vor Kranken, sonst —

Im mindesten nicht, Frau Jakobi; wenn ich Ihren Sohn nicht störe.

O viel Ehre! und damit wurde Louise in das Zimmer des Kranken geführt.

Jakobi erschrak heftig, wie die Thüre aufgieng; in seine bleiche Wange trat Leben, und in das verloschene Auge ein Strahl von Feuer.

Louise trat vor das Bett! was machen Sie denn, lieber Jakobi? und blickte freundlich auf ihn hinab. Ich habe Theil an Ihrer Krankheit genommen.

Jakobi schlug das Auge, so krank, so flehend zu ihr hinauf, daß es sie im Innern jammerte. Sie setzte sich an das Bett, und indem sie den Kopf zur Mutter wandte, und gleich darauf sich selbst nach der Mutter von dem Kranken abdrehte, so legte sie zufällig ihre Hand auf des Kranken Hand, und drückte sie sanft.

Ach Gott, gnädige Frau! hub der Kranke mit einer matten Stimme an.

Nun, Johannes, fragte die Mutter: ist dir nun wieder besser? Thro Gnaden, was das für ein Gewalt der Liebe II. Th. x

Mensch ist! um nichts hat er in seiner Krankheit Gott mehr gebeten, als um seinen Tod.

Leben Sie denn nun gern? fragte Louise mit einem neuen Druke ihrer Hand und mit einem süßen Lächeln.

Ach Gott, wenn es so immer wäre, wie es jetzt ist! sagte er, und gab sich Mühe sich zu erheben, ohne Louises Hand fahren zu lassen.

Darf ich mir wohl ein Glas Wasser ausbitten, Frau Jakobin? Die Mutter gieng hinaus. Louise wandte sich zu dem Kranken, mit ihrem freundlichsten Blicke: Leben Sie! lieber Jakobi; leben Sie! und machen Sie, daß Sie bald wieder gesund werden. Ich nehme Theil an Ihrer Gesundheit! — Legen Sie sich wieder nieder.

Er streckte die Arme aus: ach, ich sehe wohl es wäre besser, ich wäre todt. Aus seinen Augen brachen Thränen, seine Hand ergriff ihre, und er drückte sie an seinen Busen, Louise beugte sich über ihn; — mit einer liebenden Wuth warf er beide Arme um sie, die Bewegung war heftig, Louise sank über das Bett, beider Lippen berührten sich. Ein wildes Feuer stieg in seine Augen, seine Lippen brannten und zitterten auf ihren.

Lassen Sie mich! rief Louise. Seine Hände ließen sie fahren, über sein Gesicht goß sich eine Todtenblässe, sein Auge schloß sich und er sank ohnmächtig auf sein Küssen.

Hier trat die Mutter wieder herein. Louise

stand bleich und athemlos an seinem Bette, die Mutter schrie auf, und besprüzte ihn mit Wasser, und endlich schlug er die Augen wieder auf, sein erster Blick suchte Louisen.

Die Mutter stürmte mit Fragen auf ihn ein.

Gott! sagte er: nun bin ich glücklich! Nun, o Gott! sagte er: nun bin ich glücklich! Nun, o Gott! nun will ich gern sterben! und nun weinte er laut und bitterlich.

Nein! Sie sollen, Sie müssen leben! sagte Louise mit der allgerührtesten Stimme, in welche sich der Ton des Weins sehr vernehmlich mischte; sie wußte nicht, wohin sie ihre Blicke schlagen sollte; sie war verwirrt, beschämt; sie verwünschte ihren thörichten Besuch: und dennoch war eine Empfindung in ihrer Brust, die sie zwang seine Hand sehr fest zu drücken: ja sie beugte sich unerwartet noch einmal über ihn, berührte seine Lippen leicht mit den ihrigen, zwang sich ihm noch einmal zuzulächeln, wünschte ihm baldige Herstellung, sah sich im Weggehen mit einem finstern aber doch vorwurflosen Blick noch einmal um, und gieng von der Mutter mit großen Komplimenten bis ans dritte Haus begleitet.

Sie war kaum hinaus, so überließ sich Jakobi entzückenvollen Träumen; sein Gesicht brannte, sein Puls schlug fieberhaft, hieher flog sein wilder Blick, dorthin; er warf sich im Bette umher, und war in einer so stürmenden Unruhe, daß seine Mutter

besorgter als je um sein Leben war: und mitten in diesem Sturme kehrte seine Gesundheit schnell in die se durch das Entzücken bewegte Maschine zurück; eine Fröhlichkeit, die bis an das Phantasieren gränzte, verlor sich nach und nach in eine so reine Heiterkeit, daß die Eltern über das Wunder seiner Genesung erstaunten.

Die arme Louise kehrte mit brennenden Wangen, und mit einem süßen, aber beklemmenden unbekanntem Gefühl von ihrem Krankenbesuche zurück. Sie warf sich in eine Bergere, und überließ sich ihren Träumereien oder Anfangs nur der Gewalt ihrer Gefühle.

Wie er mich liebt! wie innig, wie seelenvoll, wie hingebend, wie überschwenglich er mich liebt! Das waren die ersten Gedanken, deren ihr Geist fähig war, und bei diesen Gedanken war ihre Brust so voll der sanftesten, der wehmüthigsten Gefühle: sie fühlte es tief und ohne den geringsten Zweifel, wie sehr sie von dieser hingebenden Liebe des Jünglings überwältigt war.

Sie wollte den Gedanken an ihn verdrängen; sie stand auf, lehnte sich ins Fenster, und sah mit starren trüben Blicken in das Gebüsch, und dachte nichts als ihn.

Ihre Vernunft fieng dann doch an sie wieder auf die Unmöglichkeit, die Leidenschaft des Jünglings zu befriedigen; zurück zu führen. Mit einer Aengstlichkeit hieng sie diesen Gedanken nach; sie

flog mit ihrer Phantasie schnell hiehin und dahin irrend ein Mittel aufzufinden, diese Unmöglichkeit mit ihren geheimen Wünschen zu vereinigen: doch war sie sich dessen kaum bewußt.

Nein, es kann nicht sein! rief sie endlich, und schlug das Auge an die Decke: und in diesem Augenblicke flog ihre Phantasie und ihr ganzes Herz an das Bett des liebenden Kranken.

Nach und nach beruhigte sie doch den Sturm ihres Herzens; Eitelkeit kämpfte die Eitelkeit zu Boden. Ein gemeiner Mensch! sie zog die Augenbraunen zusammen, wie sie das dachte, und sie war böse auf sich selbst, daß sie es gedacht hatte: er liebt mich unsäglich! sie lächelte, sie breitete die Arme wie zu einer Umarmung aus.

Aus allen diesen tausend Empfindungen, Vorstellungen und Entwürfen, fand sie doch zuletzt, daß diese immer mehr um sich greifende Leidenschaft zuletzt sowohl sie als den Jüngling unglücklich machen würde.

Ihre Phantasie fiel nun auf die Mittel, Jakobin im Ernst von sich zu entfernen. Kälte, Gleichmuth, eine artige aber ganz und gar nicht ausgezeichnete Behandlung war das sicherste Mittel seiner Leidenschaft ein Ende zu machen, das sah sie sehr wohl: allein in dieser Behandlung lag auch nicht ein einziger Triumph für ihre Eitelkeit. Sie sann einige Minuten darüber nach, ob sie nicht einen wisse, den sie zum Zeugen dieser Großmuth, wenn sie ja diesen Weg einschläge, machen könnte. Nicht einen! Ihre

Behandlung des jungen Menschen blieb unbemerkt; Niemand würde es ahnen, daß ihre weise und kalte Behandlung Jakobi's ein Opfer wäre, daß sie der Ruhe einer Familie brächte.

Schon fiel sie wieder auf das alte Mittel, den Jüngling mit Härte zu behandeln; sein Elend, seine Klagen und seine Verzweiflung wären doch wenigstens ein Triumph. Ihre Phantasie zeichnete diese Bilder aus, sie waren reizend; allein sie fühlte auch zu gleicher Zeit, daß sie schwerlich mehr das Herz haben könnte, ihn nicht aufs neue zu trösten, wenn er durch sie unglücklich geworden wäre.

Sie schwankte mit ihren Gedanken lange zwischen beiden Behandlungsarten; endlich bot ihr ihre geschäftige Eitelkeit einen Plan, mit dem sich ihre geheime Wünsche, und auch ihre Tugend vertrügen.

Ich will ihm meine Freundschaft schenken! und ich will ihn meiner Freundschaft werth machen! ich will ihn formiren! Diese Idee hatte sehr viel Einladendes für Louisen. Sie klatschte in die Hände, wie sie mit dem Plane völlig zu Rande war, mit einem stolzen Gefühle sprang sie auf und gieng mit stolzen Schritt im Zimmer umher. Seine Liebe zu mir soll Wunder an ihm thun! Sie bemerkte nicht, daß ihre Eitelkeit eben so viel Theil an diesem Plane hatte, als ihre Tugend; sie bemerkte nicht, daß des Jünglings Liebe ihr ein zu großer Triumph war, als daß sie dieselbe hätte aufgeben können.

Eben da Louise mit diesen Gedanken schwanger

gieng, hatte der Herr von Bernack auch einen Plan, der ihm eben so schwierig vorkam, als Louisen der ihrige leicht: er war des Landlebens herzlich müde, und wünschte sich in die Residenz zurück, allein ohne daß er nöthig gehabt hätte, seine gefährliche Frau wieder mit sich an den Hof zu bringen, und dennoch glaubte er, daß sie schwerlich ihre Einwilligung geben würde, auf dem Lande zu bleiben.

Mit einer Behutsamkeit, mit einer sehr großen Aengstlichkeit fieng er an, dann und wann Louisen einen Wink von seinen Absichten zu geben. Sobald Louise ihres Mannes Wünsche merkte, so kam sie ihm selbst mit dem Erbieten zuvor, auf dem Lande zu bleiben.

Ich bin es meinem Manne schuldig, ihm auch die kleinste Unruhe meinetwegen zu sparen! dachte sie: doch schlug ihr Herz ein wenig bei diesem Gedanken; denn sie fühlte eben so gut, daß sie ihm, wenn er es forderte, ungerne von Dannheim folgen würde.

Höre, lieber Bernack, fieng sie einen Abend an: Du möchtest gern in die Stadt? nicht wahr? Sie sah ihn mit einem listigen und triumphirenden Blitze an. — Sogern ich nun auch, fuhr sie ernsthaft fort, in deiner Gesellschaft lebe, so will ich dennoch gern unsrer Ruhe das Opfer bringen. Deine Liebe, Bernack, und dein Vertrauen sind mir kostbarer, als ein Ball oder das Schauspiel.



Mein Vertrauen, liebes Kind? — bei Gott,  
kein Zweifel —

Das weiß ich, lieber Bernack! allein du sollst  
vollkommen ruhig sein, und wärest du es auch mei-  
netwegen, so würdest du es doch vielleicht von einer  
andern Seite nicht sein. Ich bleibe hier, Bernack,  
und gern.

Dieser Beweis von Louisens Liebe gegen ihn,  
rührte ihn so sehr, daß er sie in seine Arme schloß,  
und nun mit Gewalt verlangte, daß sie ihn beglei-  
ten sollte, so daß Louise Mühe hatte sich von dieser  
Forderung loszumachen.

Louise versprach von Zeit zu Zeit ihn zu besu-  
chen, und wenn die Umstände sich änderten, so woll-  
te sie ganz in der Residenz bleiben. Bernack dankte  
Gott für eine solche Frau; und reiste voll Freude in  
die Residenz ab.

Wie Louise den Wagen ihres Gemahls hatte ab-  
fahren gesehen und nun allein war, so war ihre Em-  
pfindung eine reine, heitere, freie Fröhlichkeit; sie  
flog wie ein Kind im Zimmer umher und breitete die  
Arme aus, als ob sie gebunden gewesen und jetzt  
erst frei wären. Sie bildete nun ihren Plan mit  
dem Jünglinge von allen Seiten aus, und die Au-  
genblicke schienen ihr Stunden, bis der Abend kam,  
da sie Jakobi'n zu sehen hoffte.

Am Abend gieng sie auf das Feld, und sehr bald  
war Jakobi ihr zur Seite. Sie reichte ihm mit ei-  
nem freundlichen Blicke die Hand, und nun sieng sie

an, zwar sehr gütig und sanft, aber doch in einem ernstern Tone mit ihm über seine Leidenschaft und über die Unmöglichkeit sie zu befriedigen, zu reden.

Anfangs waren ihre Worte sehr abgebrochen, ihre Stimme stotzte sehr oft, und ihre Blicke wagten es nicht, sich auf den Jüngling zu heften, so oft sie auch vorher übersonnen hatte, was sie ihm sagen, mit welchem Tone, mit welchem Blicke sie es ihm sagen wollte. Indes nach und nach kam sie mit ihrer Rede in den Gang, und sie freute sich selbst so sehr über ihren Muth und über die schönen Lehren, die sie dem jungen Menschen gab, daß sie vor lauter Vergnügen fortredete, und so strenge Forderungen an ihn machte, die ihr, wenn er sie befolgt hätte, von Herzen lästig gewesen sein würden. Schade, daß zu Zeiten ein Seufzer oder ein Händedruck oder ein süßer Blick, die ihr wider Willen entfuhr, den guten Eindruck ihrer Worte, zum Theil wieder verwischten. Arbeiten Sie lieber Jakobi! so schloß sie endlich; das wird Ihre unglückliche Leidenschaft zerstreuen; Lesen Sie, es fehlt Ihnen noch an mancherlei Kenntnissen, und an der feinen Bildung. Ich will Ihre Freundin sein! — Sie sind reich, Sie müssen durch Kleidung, durch Sitten, durch Bildung meine Freundschaft gegen Sie rechtfertigen. Ich bin Ihre Gebieterin, gut! ich will Ehre mit Ihnen einlegen; denken Sie daran, daß Sie mir einen Gefallen erzeigen; wenn Sie ein ehrenwerther Mann werden. Wollen Sie das, lieber Jakobi?

Jakobi sah ihr mit großen und nassen Augen ins Gesicht, und antwortete kein Wort. Die tiefste Ehrerbietung rang in seinem ganzen Wesen, in seinen Blicken und Stellung mit der allerbrennendsten Liebe. Wollen Sie mir den Gefallen erzeigen, lieber Jakobi? fragte sie noch einmal mit dem bittendsten Tone und drückte seine Hand.

Gott, alles! alles! sagte er zitternd: nur — nur — Sie sehen! wollte er ohne Zweifel noch hinzusetzen; allein er wagte es nicht diese bescheidene Bitte vorzutragen.

Zwar waren ihm von ihr alle seine Hoffnungen so kurz ab für unmöglich erklärt; allein die Instinktartige Ahnung, daß es wohl im Ernste nicht so gemeint sei, und daß es wohl anders werden würde, machte ihm mitten unter diesem Gespräch die schönsten Hoffnungen.

Wir sehen uns zuweilen! fieng sie wieder an: sein Sie unbesorgt, ich werde Rechenschaft von Ihnen fordern, ob Sie mir gehorchen. Aber gehn Sie mir nicht mehr auf allen meinen Wegen nach; Sie müssen vorsichtig werden.

Nun ließ sie sich noch einmal die Hand darauf geben, daß er ihr gehorchen wolle, und Jakobi benetzte diese Hand mit so heißen Thränen, und bedeckte sie mit so brennenden Küssen, und war so ganz außer sich, daß Louise es für gefährlich hielt, länger bei ihm zu bleiben. Sie gieng in dem stolzen Gefühle einer gelungenen guten Handlung.

Jakobi kam zu Hause, ohne eigentlich zu wissen ob er Ursach habe fröhlich oder traurig zu sein. Er wiederholte sich noch einmal Louisens ganzes Gespräch, und die ungemessenste Ehrfurcht für sie mischte sich nun noch in seine Liebe gegen sie.

Er war in dem Augenblick ein andrer Mensch geworden, da er den Gedanken dachte: sie ist meine Freundin. Diese Freundschaft der gnädigen Frau gegen ihn weckte bei ihm alle Gefühle des edelsten Stolzes, und der tiefsten Achtung für sich selbst. Noch denselben Abend machte er mit einer schwärmerischen Beredsamkeit seinem Vater begreiflich, daß er in seiner Lage auf keine Weise mehr bleiben wolle.

Sein Vater fragte ihn, was willst Du denn eigentlich? Johannes wußte freilich nichts bestimmtes zu antworten; ich will etwas bessers werden als ein Bauer; so viel wenigstens dachte und sagte er sehr bestimmt.

Der Alte hielt das für eine neue Grille, und zog den Prediger zu Rathe, und der Prediger gab denn freilich mancherlei Anschläge, die aber alle verworfen wurden, weil der junge Mensch etwas besseres als ein Bauer werden wollte, ohne Dannheim zu verlassen.

Mach es wie du willst, Johannes! sagte der über die Grillen des einzigen Sohnes geängstete Vater: wenn es dein Glück ist, so mag es immer etwas kosten. Der junge Mensch fieng sich von nun an

besser zu kleiden als sonst, sein Umgang mit den Bauern hatte ohnehin schon längst bei seiner Schwärmererei aufgehört.

Feinere Bildung! so hatte Louise gesagt: feinere Sitten! Er suchte Umgang mit dem Prediger, und mit dem Justizamtmanne, und erhielt ihn bei dem Prediger, weil Jakobi, sobald sein Vater wollte, durch sein großes Vermögen auf den Mittelrang gegründete Ansprüche machen konnte, und bei dem Amtmann, weil der alle junge Leute von ganzem Herzen liebte, und sich gern allen Menschen, wenn es ihren Nutzen betraf, hingab.

Seine Eltern freuten sich von Herzen über seine Veränderung: sein Vater ließ es geschehen, daß ihm Johannes' Kleidung jetzt noch dreimal so viel kostete, als sonst, und daß er keine eigentliche Bauernarbeit mehr verrichten wollte, und seine Mutter verfolgte ihn mit den allerfreundlichsten Blicken, und innerer Behaglichkeit, so lange sie konnte, wenn er so gut gekleidet, wie der Gerichts-Amtmann, zu Predigers gieng.

Besonders wurde dem jungen Menschen der Umgang mit dem Amtmann sehr nützlich, weil der seine Lektüre einrichtete.

Lesen Sie! hatte Louise gesagt, und Jakobi fieng an zu lesen, als sei sie der Preis des Lesens.

Die Liebe hatte alle verborgene Kräfte bei dem jungen Menschen enthüllt und so schnell in Regung

gebracht, daß Louise über ihn erstaunte, da sie ihn bei Predigers bei einem Besuch traf.

Eine Visite von ein Paar Verwandten hatte sie mehrere Tage unsichtbar gemacht, und sie hatte also die ersten Veränderungen des jungen Menschen nicht bemerkt.

Da stand er, wie sie hereintrat, in einem Fenster, anständig gekleidet, in einer sehr bescheidenen Stellung, und ein hohes Entzücken aus seinen Augen leuchtete ihr entgegen. Sie konnte die Augen während der ersten Komplimente nicht von ihm abwenden, sie lächelte ihm ein paarmal zu, und er stand da immer die brennenden Augen auf sie gerichtet, und fragte sie ihn, so antwortete er mit der bescheidensten Ehrerbietung.

Louise war durch die Veränderung des Jünglings so sehr überrascht, daß sie einigemale ihn mit einem sehr innigen Wohlgefallen betrachtete: sie fühlte, das war ihr Werk, und sie beschloß ihr Werk zu vollenden. Noch den Nachmittag sprach sie ihn im Garten einen Augenblick allein. Bravo, mein lieber Freund! sagte Louise, indem sie ihn mit einem seelenvollen Blick betrachtete: so will ich Sie haben. Sie sind folgsam gewesen, und Ihr Gehorsam verdient Belohnung. Eben trat sie mit ihm in eine dicke Laube, und hier drückte sie einen schnellen Kuß auf seine Lippen.

Gott im Himmel, gnädige Frau! rief Jakobi! und wollte zu ihren Füßen sinken. Ruhig! winkte

Louise: da kommt die Pastorin! Nichts kostete ihr diesen Nachmittag und die ersten folgenden Tage mehr Mühe, als mit Jakobi in ein zusammenhängendes Gespräch zu kommen. Er hatte in ihrer Gegenwart keinen Sinn als das Gesicht.

Beim Abschiede reichte sie ihm unvermerkt die Hand, und sagte der Predigerin, daß sie von nun an sehr oft kommen würde, weil ihr die Abwesenheit ihres Mannes dazu die Zeit ließe, und sie hielt Wort. Sie besuchte den Amtmann, Predigers, und auch, doch selten, Jakobi; sie war gesprächig, artig, ohne allen Adelstolz; man betete sie an, und wenn man über des jungen Jakobi Veränderung erstaunte, so erstaunte man eben so sehr über die Güte und Artigkeit der gnädigen Dame.

In diesen Gesellschaften nun suchte Louise mit aller Stärke, aber auch mit aller Vorsicht, auf ihren Liebhaber zu wirken, und sie hätte sicher einen Gef aus ihm gemacht, wenn nicht der brave Gerichtsamtman sich mit aller Freimüthigkeit seines Alters und seines eigenthümlichen Charakters des jungen Menschen angenommen hätte; und so erhielt er denn durch den Geist der Liebe und der strengsten Rechtschaffenheit eine ganz erträgliche Bildung.

Natürlich wirkte des Jünglings Umgang, Benehmen, und Sitte auf sein väterliches Haus zurück; sein Vater fühlte, daß er jetzt seinem Sohne die Hände bieten müsse. Ein Auspuzen des Hauses, der Aufwand an einige bessere Möbeln, eine etwas

bessere Kleidung brachte auch bald den Vater in den Kreis der Vornehmen in Dannheim.

Der Müller sah nun wohl, daß für seine Dorte jetzt gar nichts mehr zu hoffen sei, und verheirathete sie, nachdem er allen Umgang mit Jakobis abgebrochen hatte. Dagegen wurde nun hin und wieder schon bei Predigers von dem jungen Jakob in Rücksicht auf Gulchen, die einzige Tochter des Predigers, gesprochen.

Predigers fanden denn endlich, nach einem täglichen und unendlichen Geschwätz der Pastorin, diese Idee einer Verbindung zwischen Gulchen und Jakob sehr vernünftig, und die Frau Pastorin that dem alten Jakob im Scherz einmal diesen Vorschlag. Der Alte hatte nichts dagegen, indeß schob er alles auf seinen Johannes. Ich mag mir die Finger nicht zum zweitenmale mit dem Jungen verbrennen.

Johannes verstand alle Winke nicht, die man ihm in Predigers Hause über diesen Punkt gab; man wandte sich nun an den Gerichtsamtman, weil dieser das volle Vertrauen des jungen Menschen besaß.

Hat er sich schon darüber erklärt? fragte der Gerichtsamtman; der Prediger sagte: nein! indeß die Predigerin wollte denn doch aus des jungen Menschen Blicken und einzelnen Worten schließen, daß er nicht abgeneigt wäre.

Wenn das ist, liebes Frauchen! sagte der alte Amtman: so wird er auch wohl zu einem Antrage kommen, und ist's nicht, so heißt das Ihre Tochter



ernstbrüder, und den jungen Menschen in die Verlegenheit bringen, das Mädchen verachten zu müssen. Das ist nichts! das heißt die Natur umgekehrt! und daraus folgt nichts gutes. Ein Mann muß bitten, und das Weib erbeten werden. Grad aus, es ist nichts! ich habe nichts damit zu schaffen.

Allein die Predigerin trieb das Ding denn doch so angelegentlich, und da der junge Mensch keine Anspielung, keine Winke, so deutlich sie ihm auch von der geschäftigen Mutter gegeben wurden, verstand, so brachte sie endlich den alten Jakobi dahin, daß er sich an seinen Sohn mit diesem Vorschlage gerade heraus wandte, und da hörte man denn ein sehr vernehmliches: Nein!

Louise, die ebenfalls um den ganzen Handel wußte, und gar kein Wort dazu gesagt hatte, empfand ein sehr stolzes Gefühl, da sie die Antwort des jungen Menschen hörte; denn Fulchen war wahrlich ein sehr hübsches Mädchen. Das Gefühl, daß ihr der junge Jakobi ganz ausschließend ergeben sei, daß sein Dasein ganz von ihren Winken abhängen, erfüllte ihre Seele mit einer nie gefühlten Wollust, und ein warmer Kuß, den sie ihm dieses mal schweigend und innig gab, wie sie mit ihm allein war schien ihm die Wollust zurückgeben zu sollen, die sie fühlte.

So groß Predigers Aerger über Jakobis Nein war, eben so groß und noch größer war der Kummer, und die Furcht von Johannes Eltern über

die sonderbare Grille ihres Sohnes nicht zu heirathen.

Hören Sie, junger Mann, fieng der Amtmann zu Jakobin an, da dieser allein bei ihm war: sagen Sie mir doch, haben Sie etwas gegen die Ehe? Jakobin wurde verlegen und erröthete. Haben Sie etwas gegen das Heirathen, und ist es vernünftig, so müssen Sie es sagen können, und können Sie es nicht sagen, so taugt es nicht, so haben Sie sich dessen zu schämen.

Jakobin wurde noch verwirrter. Ich habe eigentlich nichts gegen das Heirathen; allein —

Fulchen gefällt Ihnen nicht? — Sie sind ein junger Mensch, der Blut in den Adern hat, wie alle Adams Söhne. Gefällt Ihnen nicht irgend ein Frauenzimmer?

Nein! nicht eins! sagte zitternd Jakobin.

Das ist eine Lüge, mit Ihrer Erlaubniß! sagte der alte Mann etwas heftig, und sah ihn starr an. Warum werden Sie denn jetzt roth? warum zittern Sie denn, wenn es wahr wäre, wenn Sie ein gutes Gewissen hätten? Nicht wahr, da gefällt Ihnen ein Frauenzimmer, und dabei ist keine Ehre, daß sie Ihnen gefällt, und da — nicht wahr? — Herr ich bin ein Mann, und Sie sind einer! Wenn Sie Böses thun, so dünkt ich könnten Sie auch sagen: ich thus! und so könnte man Ihnen rathen. Nun?

Jakobi antwortete stotternd, daß er nichts wisse.

Herr! fieng der Alte wieder an: heirathen ist Pflicht, denn dazu sind wir da. Besinnen Sie sich, Sie werden Ihren Vater ins Grab bringen, und was unrecht ist, ist eine Schande, und damit gut!

Die Unterredung war abgebrochen; allein der Amtmann faßte den jungen Menschen jetzt so genau ins Auge, so daß er bald vermuthete, daß Louise wahrscheinlich dies Hinderniß an seiner Verheirathung wäre. Sobald der alte muthige Mann also Gelegenheit hatte, erzählte er der gnädigen Frau die Besorgniß beider Eltern, für ihren Sohn, er beschrieb ihr die Klagen des alten Mannes, die Thränen der Mutter so eindringend, daß Louise wirklich davon gerührt war. Der junge Mensch wird seine Eltern ermorden! setzte der alte brave Amtmann voll Eifer hinzu: und wehe dem, ver daran Schuld ist!

Louise erschrak. Sie hatte es von dieser Seite noch nicht betrachtet. Sie überließ sich ihren Betrachtungen, und jetzt erst fühlte sie, wie werth ihr der junge Mensch geworden war, und zugleich fühlte sie eben so lebhaft, daß sie ihn aufgeben müsse. So widrig diese Empfindung ihr war, ihn in den Armen eines andern Weibes zu sehen, seine Liebe, und mit ihr das stolze Gefühl ihn so ganz zu besitzen, zu verlieren: so fielen ihr dennoch die Worte des alten Amtmanns immer wieder bei: wehe dem der dran Schuld ist! Sie beschloß ihrem Sklaven die Freiheit zu geben. Dazu kam der Gedanke, daß diese Hetz

rath ein neuer Beweis seiner unendlichen Liebe für sie sein würde. Er soll heirathen! ich will es!

Sie sollen mir eine Gefälligkeit erzeigen, lieber Jakobi! fieng sie einige Tage darauf an, da sie ihn allein sprach: Geben Sie mir die Hand drauf.

Jakobi küßte ihre Hand mit Inbrunst.

Sie sollen Pastors Zulchen heirathen.

Wie? fragte er schnell, und trat einen Schritt zurück.

Mir zu Liebe sollen Sie Zulchen heirathen!

Nein, gnädige Frau! antwortete er mit einem finstern Blicke. Nein! fordern Sie, was Sie wollen, nur das nicht.

Auch nicht, wenn Ihre Louise sie darum bittet? sagte sie freundlich und schlug einen Arm um seine Schulter.

Meine Louise? O Gott! was werden Sie noch aus mir machen? — Nein! nein! ich kann nicht!

Auch so nicht? sie schlug den andern Arm um ihn, und drückte ihn an ihre volle Brust: auch so nicht, mein geliebter Jakobi?

Er umschlang sie, er drückte Kuß auf Kuß auf ihre Wangen, auf ihre Lippen: o Louise! Louise!

Sie machte sich mit Zittern los, Ungestüm! sagte sie, und schlug ihn auf die Lippen: Ungestüm! — Nun Jakobi! kein Kind! Sie sollen Zulchen heirathen.

O Gott, ich kann nicht!

Jakobi! sagte sie mit unnachahmlicher Freundlichkeit: Du kannst Deiner Louise eine Bitte abschlagen? Es ist für uns beide besser, wenn Gulchen Ihre Frau ist.

Jakobi sah ein paar Sekunden auf eine Stelle, und dann sagte er rasch: ja, ich will! ich will! — besser für uns Beide! dachte er: er legte einen reichen Sinn hinein in die wenigen Worte, diese Worte schienen sein Glück zu enthalten, er bauete den schönsten Plan auf diese wenigen Worte, seine Louise näher, öfter, ungestörter zu haben, er schwamm in den Vorstellungen dieser glücklichen Augenblicke.

Er eilte zu seinem Vater, und sagte ihm, er sei entschlossen Gulchen zu heirathen; dieser war wie neu gebohren; indeß glaubte er dennoch die Sache schnell treiben zu müssen, ehe eine neue Grille seines Sohnes ein neues Hinderniß machte. Er gieng also stehendes Fußes zu Predigers, that den Antrag für seinen Sohn und erhielt das Jawort. Der junge Jakobi und seine Mutter kamen, der Amtmann wurde dazu gebeten, und die Sache war in wenig Minuten völlig abgemacht.

Der Braut war zwar die Kälte des Bräutigams sehr aufgefallen; allein die Mutter versicherte ihr, daß würde sich wohl geben, und Gulchen trauerte sich es denn auch endlich wohl zu, den jungen Herrn mit ihrer Wärme anzusteken.

Am andern Tage erfuhr Louise das Verlöbniß der jungen Leute, und die bittere Empfindung, die

bei ihr aufstieg, der empfindliche Kummer, sogar eine Art Eifersucht, die sie fühlte, sagten ihr sehr deutlich, was sie bis jetzt sich nicht geglaubt hatte, daß sie Jakob'n sehr lieb habe. Sie war zum erstenmale von Herzen auf seinen Gehorsam aufgebracht. Mit starken Schritten gieng sie im Zimmer umher, käuete an ihren Nägeln, und alles stand ihr im Wege.

Das alberne Mädchen: sagte sie unmuthig — Gut! es ist nun vorbei! ich werde ihn nicht wieder sehen! Sie zog die Augenbraunen zusammen, und warf die Lippen auf, wenn nur ein Wort von dieser Verbindung geredet wurde. Sie hatte eine üble Nacht, und Hannchen wollte sogar die Nacht ein bitteres Schluchzen gehört, und am andern Morgen Louisens Augen verweint gesehen haben.

Da nun auch gerade um diese Zeit einige Verwandte Bernack's sie besuchten, und sich dort eine Zeitlang aufhielten, so brachte dieses eine sehr wohlthätige Störung in ihren Ideen hervor. Sie überredete sich, daß sie Jakobi's Verheirathung gern sähe; sie gestand es sich mit Scheu und Erröthen, daß der Jüngling am Ende ihre eheliche Treue zum Wanken gebracht haben würde.

Auch Jakobi war jetzt gezwungen sich bei Predigers oft aufzuhalten: in den ersten Tagen waren ihm Sulchens Liebkosungen zuwider; indeß nach und nach bemerkte er doch, daß sie mancherlei Reize besäße. Sulchens Liebe, ihre Liebkosungen, ihr Bestreben ihm zu gefallen, erregte doch wenigstens Dankbarkeit, und

da Louise jetzt den Lauf dieser Empfindung nicht aufhielt; so wurde diese Dankbarkeit mit jedem Tage dankbarer, und herzlicher, und am Hochzeitstage war Jakobi wenigstens so anscheinend verliebt, als ein junger Mann nur sein kann.

Fulchen, die ein lebhaftes Weib und von ganzem Herzen in ihren Mann verliebt war, machte der Leidenschaft Jakobi's eine so ernsthafte Diversion, daß er auf dem Punkte stand seine Neigung zwischen Louisen und Fulchen zu theilen.

Der erste Besuch, den das neue Ehepaar bei der Frau von Bernack machen sollte, erfüllte den jungen Mann mit einer ängstlichen Verlegenheit. Indes es mußte geschehen, und Louise empfing sie mit einer kalten nachlässigen Höflichkeit, saß da kalt und vornehm, schwatzte mit einem Fremden, der bei ihr war, und ließ das junge Paar entweder sitzen, oder beugte sich bloß mit einer höflichen Freundlichkeit zuweilen zu ihnen, um etwas ganz unbedeutendes zu fragen.

Fulchen suchte die Augen ihres Mannes, um in ihnen die Ursache dieser Behandlung der Dame zu sehen; sie sah nichts, als daß ihr Mann mit einer empfindlichen Miene da stand. Wie Fulchen ihn so verlegen ansah, so reichte er ihr die Hand und drückte sie; Louise sah es, und ihre kalte Miene wurde verdrießlich; Jakobi flüsterte nun Fulchen ein paar Worte ins Ohr, über die Fulchen erröthete.

Jetzt wurde Louisens Betragen gegen Fulchen stolz, spöttisch und verächtlich; auch brach sie den Besuch so bald, als es angieng, ab.

Jakobi gieng gedankenvoll am Arm seiner jungen Frau nach Hause. Was will sie denn? dachte er: sie hat es ja so gewollt! — Er träumte noch ein halbes Stündchen, und Juliens Liebkosungen störten ihn nur mit Mühe aus seiner Träumerei.

Louise war nach diesem Besuche noch verdrießlicher als vorher, jede Nachricht von der Zufriedenheit der jungen Eheleute störte ihre Ruhe; sie behandelte Fulchen, wenn sie zusammen waren, mit einer Verächtlichkeit, die so auffallend war, daß sie überall bemerkt wurde. Jakobi ertrug Anfangs ganz geduldig die Laune der schönen Louise; allein nach und nach beleidigte doch Louisens Betragen, gegen seine Frau, seinen Stolz.

Bei der ersten Zusammenkunft, da er Gelegenheit haben konnte mit Louisen allein zu sein, fragte er sie: Womit habe ich Sie beleidigt?

Sie mich? antwortete Louise, und sah ihn befremdet an. Wie so?

Jakobi war verlegen, er erröthete, und stotterte in der Angst heraus: es war ja Ihr Befehl, Fulchen zu heirathen.

Nun, mein Gott, ja! Sie haben wohl dran gethan. Ich hatte das Spiel satt.

Spiel? fragte Jakobi. Aber warum —

Mit Ihrem warum! was habe ich Ihnen Res



chenschaft zu geben? sagte Louise mit einer halb verächtlichen, halb empfindlichen Miene.

Jakobi stand da beschämt und erbittert. Beide schwiegen einen Augenblick, und drehten sich herzlich verlegen zuerst halb von einander, ab, dann ganz, und das Gespräch war abgebrochen, nicht geendigt.

Jakobi bitter beleidigt, war jetzt nie zärtlicher gegen Fulchen, als wenn er wußte, daß Louise es bemerken konnte; Louise rächte sich durch Launen, wie sie immer eine gnädige Dame haben mag, an Fulchen, und beide waren fest entschlossen, sich alles ersinnliche Böse zu thun. Die falsche, tückische Seele! sagte Jakobi einmal über das andre: der alberne Mensch! rief Louise, und lachte laut auf, wenn sie das junge Paar irgendwo gehen sah.

Ich will ganz kalt, kalt wie Eis gegen sie sein! sagte Jakobi. Ich will bei der ersten Gelegenheit ihn es fühlen lassen, wie tief er unter mir ist! sagte Louise.

Eines Tages, da Jakobi mit seiner jungen Frau im Gebüsch umher wandelte, war Louise unvermerkt Zeuge eines vertraulichen Gesprächs zwischen Mann und Frau.

Sie drückte die Lippen auf einander, riß hier ein Blatt ab, dort einß, und zerplückte es; ein Geräusch verrieth sie und sie war gezwungen hervorzutreten. Sie wollte zu Hause, die beiden jungen Leute auch, und Jakobi bot der erbitterten Louise den Arm.

Sie hatte schon ein bitteres Nein auf der Lippe, allein da ihr Arm schon Jakobi's Arm angenommen hatte, so schloß sich die Lippe wieder, und sie warf nur den Kopf auf.

Während des Gehens dünkte es Jakobi'n als ob er um seinen Arm einen sanften Druk empfände, um nun nicht unartig zu sein, drückte er Louisens Hand nach und nach wieder. Louise fühlte den Druk, und ließ die Hand lustig, leicht und leise ruhen; da aber auch Jakobi nun seinen Arm wieder leichter trug, so wollte sie sich überzeugen, ob er sie wirklich gedrückt habe; sie drückte ihn leise noch einmal, und fragte mit einem ziemlich freundlichen Blicke nach etwas. Jakobi antwortete ein paar Worte und drückte wieder.

Sie giengen jezt schweigend neben einander her, und beider Phantasie fiel auf die verflossenen Stunden, und so wie jedes durch die Erinnerung an diese entzükende Begebenheit oder an jenen Triumph sich gerührt und geschmeichelt fühlte, so drückte sich Arm und Hand wechselsweise.

Jakobi seufzte und sah vor sich auf den Weg, Louise seufzte und schlug das Auge seitwärts, Sulchen folgte nach und fragte dies und jenes, und man antwortete ihr mit halber Stimme, und Louise mit großer Freundlichkeit. Nach und nach sank Hand in Hand, Finger zwischen Finger, und jezt war ein langer Händedruk die ganze Uterhaltung. Jakobi

schlug sein Auge von der Seite auf Louisen, Louise auf ihn, und dann in die Wolken.

O Gott! seufzte einmal Jakobi: ach! seufzte Louise und riß ihre Hand los, und gieng tiefsinnig voran. Mit einem durchdringenden Blick auf Jakobi, mit einem sehr freundlichen Blick auf Fulchen und mit einem herzlichen Kuß auf ihren Mund, nahm Louise Abschied; Fulchen wunderte sich über Louisens Freundlichkeit, und Jakobi drehte den Kopf mit jedem Schritte um Louisen nachzusehn.

Louisens Freundlichkeit gegen Fulchen nahm von Tage zu Tage zu, und in eben dem Grade wurde Jakobi zerstreuter, und unruhiger. Wenn er bei Fulchen saß, so seufzte er, stand auf, trat ans Fenster, sah durch die Scheiben, nahm ein Geschäft vor, gieng das Zimmer auf und ab, gab Fulchen schnell die Hand, zog sie eben so schnell zurück, nahm den Hut, gieng hinaus, kehrte an der Hofspforte zurück, gieng wieder und kam nach einer Stunde verlegen zurück, und erzählte Fulchen mit einem großen Interesse, daß er dort, oder dort so lange aufgehalten sei, so gern er auch habe zurück kommen wollen.

Seit jenem Spaziergange war ein Theil der Faden, die ihn an Louisen banden wieder angeknüpft. Louise lobte sich wirklich in manchen Stunden, die Zufriedenheit der beiden jungen Eheleute nicht zu stören; daß Jakobi von ihr getrennt war, daß war es eigentlich nicht was sie schmerzte; allein daß er nun sein Weib zu lieben schien, daß er mit freunds-

lichem Blicke sie betrachten konnte, daß er ihr die Hand reichte, daß sie sogar sah, daß er ihr die Hand drückte, daß setzte sie in die bitterste Stimmung gegen Zulchen. Sie wollte sich oft zwingen freundlich gegen Zulchen zu sein, einige Minuten hielt sie es aus; dann war sie nicht mehr Herr über sich, besonders wenn Jakobi sich selbst näherte.

Selbst nach diesem Spaziergange war sie doch noch fest entschlossen Jakobi kalt aber gütig und Zulchen freundschaftlich zu behandeln, und sie würde sich wenigstens ein paarmal, Wort gehalten haben; allein bei dem ersten Wiedersehen, war Jakobi wieder kalt und gleichgültig gegen sie. Auch er hatte den Entschluß gefaßt, durch Kälte das drängende Verhältniß zwischen ihm und Louisen zu endigen. Louise lächelte spöttisch, wie sie ihn so kalt sah; Jakobi sah das Lachen, und wurde noch kälter. Gleichgültig setzte sich Louise, da sie allein mit ihm war, ans Klavier, und spielte und sang, sang mit einer süßen und himmlischen Stimme ein paar Lieder.

Singen hatte sie Jakobi noch nicht gehört. Er trat näher ans Klavier, er lehnte sich an ihren Stuhl, versank da in ein süßes Träumen, dann und wann fiel ein stiller Blick auf Louisen, die endlich zu spielen aufhörte, den Kopf hinten über an den Stuhl lehnte, und mit einer schwermüthigen Miene vor sich hin sah.

Schon zweimal hatte sich Jakobi's Hand gehoben um die ihrige zu ergreifen, zweimal war sie

wieder niedergesunken, als durch eine Bewegung, die Louise machte, ihre Hand an die Seinige sank.

Mit einem tiefen Seufzer ergriff er sie, und fühlte ein leichtes Widerstreben, das sich endlich in einen Druck auflöste. Louise! seufzte Jakobi und beugte sich auf Louisens Hand.

Wenn das Fülchen sähe! sagte mit einem ungewissen Blick Louise.

Quälen Sie mich nicht! rief er, und drückte die feurigsten Küsse auf diese weiche Hand.

Sie sind falsch, Jakobi!

O! beim Himmel, Louise! das bin ich nicht. Sie sind kalt!

Sie drückte ihm die Hand, und schlug ihr großes schwarzes Auge mit einem unaussprechlichen Blicke auf ihn.

Gott, wie lieb ich Sie! rief er, und Sie — er schlang seine Arme um ihren Leib, und sank so in ihre Arme, die ihn vergebens zurückhalten wollten. Seine Lippen lagen auf ihren, sie wandte sich vergebens von ihm ab, immer fester drückte er sie an seine Brust und an seine Lippen.

Lassen Sie mich, da ist Jemand! rief sie endlich mit erstikter Stimme, und er sprang erschrocken zwei Schritt zurück. Es war Niemand, und jetzt hielt ihn Louise wieder in ehrerbietiger Ferne bis zum Abschiede.

Wie er fort war, warf sie sich in ihre Ottomane, und gerieth wieder in ein tiefes Nachsinnen. Anfangs war es die wohlthätige Empfindung, daß sie

noch geliebt sei; doch mischte sich bald eine Unruhe hinzu. Nein, nun nicht wieder! dachte sie, und legte die Wange in die Hand. Das soll das leztemal gewesen sein! Wahrhaftig, das soll es!

Hannchen die eben hinein gekommen war, betrachtete ihre gnädige Frau aufmerksam. Was mag sie zu schwören haben, dachte sie: denn Louise sprach das Wort, wahrhaftig, laut aus.

Aber wer kann den reißendsten Bergstrom aufhalten? Jakobi wurde mit jedem Tage dringender und leidenschaftlicher. Er brachte jetzt halbe Tage bei Louisen zu, seine Leidenschaft riß auch sie hin. Mit jedem Tage fühlte sie sich schwächer dieser um sich greifenden Leidenschaft Widerstand zu thun, sie wurde selbst in den Wirbel hineingezogen, und was die Leidenschaft des jungen Mannes noch gefährlicher machte, das war sein sonderbares Benehmen. Jetzt war er kalt, bitter, empfindlich auf Louisen! dann wieder glühend, ausschweifend, und heftig.

Seine Empfindungen waren durch seine häuslichen Umstände so unstät geworden: Zulchen war der Leidenschaft ihres Mannes gegen Louisen gewahr geworden; sein Gehen und Kommen, seine Unruhe, seine Kälte gegen sie hatte sie Anfangs aufmerksam gemacht, und sehr bald entdeckte der scharfe Blick der eifersüchtigen Liebe das, was bis dahin allen Augen entgangen war.

Anfangs machte Zulchen ihrem Manne sanfte und scherzhafte Vorwürfe, und der Mann verthei-

digte sich eben so scherzhaft; nach und nach aber wurden die Vorwürfe bitter, und die Bertheidigungen ernsthafter. Der häusliche Frieden wich; Fulchen saß da mit rothen verweinten Augen, ging und warf die Thüren, wenn ihr Mann zu Hause kam, und wollte nicht reden. Mit jedem Tage wurde Fulchen bitterer und heftiger, Jakobi täglich versteckter und aufmerksamer auf sein äusseres Betragen.

Jakobi verheelte Louisen ganz und gar Fulchens Eifersucht und sein häusliches Elend; Louise schwieg auch über diesen Punkt, ob sie wohl an Fulchens feindlichen Blicken, und an ihrer manchmal schnell aufwallenden Empfindlichkeit gegen sie die Lage der zwei Eheleute vermuthete. Sie war freundlich und zuvorkommend artig gegen Fulchen, ertrug ihre Launen mit der höchsten Geduld.

Endlich kam es zu Klagen in der Familie: man machte Jakobi'n Vorstellungen, und Jakobi leugnete. Der Amtmann nahm denn jungen Mann einmal vor. Seine Vorstellungen halfen; allein nur einige Tage, und Jakobi war wie vorher.

Der Amtmann sah die Thränen des jungen Weibes, er hörte ihre Klagen: hm! sagte er: Kind, das Klagen hilft Ihnen nichts. Verdoppeln Sie Ihre Freundlichkeit gegen Ihren Mann! wenn etwas hilft, so hilft das!

Das sagte er, nahm seinen Hut und Stof, und gieng wie es schien erbittert weg, und gieng gerade zu Louisen.

Hören Sie gnädige Frau: die jungen Jakobi's bauen die Hölle mit einander. Der junge Mann ist kalt gegen die Frau! Sie sind des jungen Menschen Freundin. Sehen Sie doch einmal zu, was Sie über ihn ausrichten können; wenn Sie wollten, gnädige Frau, so könnten die Leutchen vielleicht den Himmel wieder in ihr Haus ziehen. Das Letztere sagte er mit einem scharfen und durchdringenden Blicke auf Louisen.

Louise erröthete, war verlegen, sie hob ihr Auge nicht, und antwortete einige unzusammenhängende Worte.

Ein paar Unglückliche wieder glücklich zu machen, gnädige Frau, bedeutet wohl eben so viel, als ein paar Jahre hindurch seinen Spaß an Dingen zu finden, wobei das Gewissen wahrhaftig seinen Vortheil am Ende nicht hat. Thun Sie es, gnädige Frau. Ihr Herr Gemahl ist wohl noch immer in der Residenz? werden Sie etwa bald dahin gehen?

Ja, in vierzehn Tagen! antwortete Louise.

Wie der alte Mann fort war, so warf sich Louise in einen Stuhl; sie schämte sich, sie weinte, sie fühlte jetzt Liebe zu Jakobi, und doch fühlte sie, es mußte zu Ende sein. Sie beschloß zu reisen. Sie kündigte es Jakobi an. Eine sehr leidenschaftliche Scene! Sie blieb standhaft bei ihrem Entschlusse; allein eine Thorheit begieng sie in ihrer Leidenschaft außs neue; sie gab dem jungen Menschen die Erlaubniß sie zuweilen in der Stadt zu besuchen.

Sie sah nun auch jetzt an den Blicken aller der



Menschen in Dannheim, mit was für Augen man sie hier betrachtete, und das erhielt ihren Entschluß zu reisen fest.

Den Abend vor ihrer Abreise sprach sie ihren Liebhaber noch auf ein Viertelstündchen; gepreßt, ängstlich mit einer Wildheit, die an Wuth gränzte, fiel er ihr um den Hals, und erstikte sie fast mit Küffen und Thränen. Louise war wirklich gerührt, sie umarmte ihn mit Inbrunst, drückte den heiffesten Kuß auf seine Lippen, drückte ihn an ihre Brust, und wenn Jakobi dreister gewesen wäre, sie hätte ihm diesen letzten Abend die Belohnung seiner langen Treue, seiner unsäglichen Liebe nicht abgeschlagen.

Sie reiste ab, und Jakobi gieng nun wieder in sein Haus zurück, verbarg das glühende Gesicht seiner Frau, die da mit rothen Augen saß, weinte, und von Zeit zu Zeit einen Blick auf ihn warf, der ihm bis ins Herz drang.

Den Tag nach Louisens Abreise kam der alte Amtmann um den jungen Jakobi zu einem Spaziergange abzuholen. Jakobi konnte es nicht abschlagen, so gern er es auch gethan hätte. Auf diesem Wege redete der Greis mit dem jungen Manne aus der Fülle seines Herzens über sein Verhältniß mit Louisen und Fulchen.

Er entschuldigte zuerst selbst den jungen Menschen, nicht spöttisch, nein! mit allem Ernste: er erkannte die unmäßige Stärke der Liebe; er nannte diese

Empfindung einen furchtbaren Sturm mit Schlafer. Man kann das Stehen nicht behalten; sagte er: man kann seine Sinne nicht gebrauchen: man sieht den Abgrund nicht, der dicht vor den Füßen liegt; man hört die Stimme nicht, die einem zuruft: kehre um! Man läßt sich vom Sturm treiben, und man ist verloren, ehe man es selbst weiß; aber jetzt, lieber Freund, ist der Sturm vorüber gegangen, das täuschende Schneegestäube hat aufgehört; Sie sehen jetzt den Abgrund, Sie hören die warnende Stimme Ihrer Freunde. Jetzt, jetzt, da Louise abgereist ist, da sie Ihnen ein Beispiel der Selbstbeherrschung gegeben hat, jetzt — Herr — wäre es Bosheit oder Raserei, wenn Sie nun nicht bald die Sache, wie sichs thun läßt, abänderten.

Jakobi wollte anfangs zwar nicht eingestehen, daß ein Liebeshandel mit Louisen wirklich gewesen sei; allein der Alte behandelte ihn mit einer so leutseelig schonenden Zutraulichkeit, daß Jakobi wenigstens still schwieg, und Verweis und Rath anhörte, wenn er es auch nicht eigentlich eingestand. Auch fühlte er, daß der alte Mann Recht hatte.

Nur auf Fulchen wollte der Rath des weisen Alten nicht wirken: Sein Sie jetzt tausendmal freundlicher, sanfter und gefälliger als sonst gegen ihn, kleine Frau! jetzt machen Sie ihm keine böse Miene; lassen Sie ihn jezo sich erst ein wenig abfühlen! und hüten Sie sich ihm einen Vorwurf  
Gewalt der Liebe II. Th. N

zu machen, weder im Ernst noch im Scherz. Vergessen Sie es ihm, daß er Ihnen je untreu war, und er wird es vergessen, daß er Ihnen untreu sein kann.

Allein Zulchens Mutter war bei weitem anderer Meinung, und unglücklicher Weise folgte Zulchen dieser Letzten, oder vielmehr der unangenehmen Empfindlichkeit ihrer Gefühle. Ganze Stunden saß sie und weinte; trat Jakobi zu ihr, bot ihr die Hand oder umfaßte sie, so zog sie ihre Hand zurück oder beugte sich selbst voll Verdruß von ihm ab. Bei dem kleinsten Anlaß brach sie in Vorwürfe gegen ihren Mann aus, und nannte Louisen nie anders als mit dem Zusaze der ehrlosesten Schimpfworte.

Wenn dann einmal Jakobi mit Bitten, Geduld, und beispiellosem Nachgeben so weit gekommen war, Zulchens Vertrauen und Liebe wieder rege zu machen, so wandte sie diese kostbare Zeit zu nichts an, als ihm Zweifel gegen die Versicherungen seiner Liebe zu machen, oder ihn in ein sehr strenges und detaillirtes Examen wegen seines Umgangs mit Louisen zu nehmen, und gewöhnlich endigte sich denn doch diese Stunde der vertraulichen Ergießungen ihrer Herzen mit Vorwürfen und Klagen.

Nach und nach wurde wenigstens das Einverständnis zwischen Mann und Frau in Gegenwart Fremder wieder hergestellt, obgleich Jakobi tausend bittere Seufzer täglich über sein häusliches Unglück ausstieß. Nichts war ihm unangenehmer, als daß er jetzt seine heiße Leidenschaft so tief in seiner

Brust verschließen mußte; kein Seufzer kein unruhiger Blick; keine gefaltete Stirn durfte er sich erlauben, wenn er sich nicht dem Ungewitter seiner zornigen Frau aussetzen wollte.

„Poß Frau und kein Ende! sagte der alte Mann: meinen Sie, Ihr Mann soll das stete Ungewitter, das Sie erregen, lieb gewinnen? Bei Gott, liebe Frau, ein Händedruck, ein Kuß jetzt von Ihrem Manne sollte Sie in Entzücken setzen — und — treiben Sie es nicht zu arg, rathe ich Ihnen; die Wege in die Stadt sind nicht zugeschneiet.“

Louise war in der Residenz angekommen, den halben Weg saß sie stumm und still bei Hannchen im Wagen, und träumte von Ludwig; nach und nach fiengen sich auch bei der Annäherung der Residenz andre Vorstellungen an einzuschleichen, und die Kraft der ersten zu schwächen.

Das Geräusch der ersten Visiten zerstreute sie hinlänglich, allein in jedem stillen Augenblicke waren doch ihre Gedanken bei Jakobi, und war sie einen Tag nur allein, so beschäftigte das Andenken des Jünglings gewiß den größten Theil dieser Zeit ihre Vorstellungen.

An einem solchen Tage saß sie den Kopf in die Hand gestützt in ihrem Boudoir; sie lächelte bald, bald bedeckte eine Wolke ihr schönes Auge, so gar benezte es ein paarmal eine leichte Zähre. Sie dachte zurück an die Epoche ihres Lebens, in der sie die

schönsten, die wollüstigsten Empfindungen durch den Genuß der ehrerbietigsten Liebe gehabt hatte. Sie dachte an Jakobi.

Was mag er machen? dachte sie mit einem tiefen Seufzer: Vielleicht liegt er wieder krank unter der Last der Liebe gegen mich da! — Oder vergessen? — vergessen von ihm? — nicht möglich! und wer weiß, wer weiß? — Mit diesem und tausend ähnlichen Bildern erhitzte sie ihre Phantasie, und rührte ihr Herz in einem so hohen Grade, daß sie theils ihrer Empfindung, theils auch der Neugierde zu wissen, ob er sie vergessen habe oder nicht, nicht widerstehen konnte. Sie nahm ein Blatt Papier, und schrieb ihm in dieser Stunde ihres gerührten Herzens ein paar Worte, die zärtlich genug waren, um bei Jakobi einen Rückfall der alten Krankheit bewirken zu können, wenn er auch schon gesund gewesen wäre, und da eben ein Bothe nach Dannheim gesandt wurde, so gab die unvorsichtige Louise ihm das Briefchen mit, mit dem Befehl es dem jungen Jakobi allein zu geben.

Jakobi erhielt das Billet, und die gedämpfte Flamme der Liebe schlug wieder hoch und fürchterlich bei ihm empor. Ein Brief! den hatte er noch nicht gehabt. Tausendmal drückte er ihn an sein Herz, tausendmal küßte er ihn, er benezte ihn mit seinen Thränen, ihm schien es, als hätte er diese Empfindung selbst bei ihrer ersten Umarmung nicht gehabt; der Brief war ein bleibendes Denkmal ihrer Liebe, er war ein

Beweis von Louisens Neigung, der zum erstenmale seiner Eitelkeit schmeichelte.

Jetzt bildete er aufs neue tausend Pläne, ihr zu antworten, oder sie selbst zu besuchen; allein eine unruhige martervolle Empfindung ängstete ihn, wenn er an Zulchen dachte. Soll ich sie aufs neue betrügen? soll ich sie und mich noch unglücklicher machen, als wir es schon sind? Er war schon halb entschlossen, Louisen nicht zu antworten, und noch weniger sie zu sehen. Mit einem unruhigen Mitleiden betrachte er Zulchen; er war im Begriffe sich in seines Weibes Arm zu stürzen. In diesem Augenblicke fieng Zulchen, die sein unruhiges Schweigen bemerkt hatte, an, ihm bittere Vorwürfe zu machen; er hörte sie zuerst geduldig an, endlich sprang er auf: Weib! rief er mit einem grimmigen Blicke: treib mich nicht weiter!

Zulchen schwieg nicht, und es entstand eine Scene, wo Bitterkeit der beleidigten Liebe bei ihr, und Gefühl des Elends bei ihm, alles was sie beleidigendes haben, sagten. Endlich nach einem langen Gezänk, schwieg er schnell still, sah Zulchen mit einem langen und finstern Blicke an, ballte die Faust und gieng.

Er gieng und bildete jetzt bestimmt den Plan Louisen zu sehen. Unter einem wahrscheinlichen Vorwande ritt er als in Geschäften seines Kornhandels ab, und in die Residenz. Er ließ sich Bernack's Haus zeigen, und gieng den einen Morgen wohl zwanzigmal vorüber, bis ihn denn endlich Hannchen erblickte und anredete.

Wenn die gnädige Frau etwas nach Dannheim

zu bestellen hat, sagte er endlich: und Hannchen hat ihn einen Augenblick zu verziehen, sie lief zu Louisen: der junge Jakobi ist draussen, gnädige Frau! sagte Hannchen mit einer einfältigen Miene.

Louisens Gesicht war wie ein Scharlach. Wer? Laß ihn kommen!

Er trat zitternd wie ein Verbrecher hinein in das Zimmer, und Louise kam ihm eben so zitternd entgegen. Sie standen beide beschämt vor einander. Jakobi sah auf den Boden, und Louise ebenfalls.

Ich hatte Geschäfte hier: fieng er endlich stotternd an, und bei dieser Gelegenheit —

Also Geschäfte? fragte Louise ein wenig spitz; beide schwiegen. Endlich erhob Jakobi sein Auge, es schwamm in Thränen, er sah sie wehmüthig an; er legte die Hand auf die Brust, er wollte reden und konnte nicht. Louise! das stammelte er endlich hervor.

Er dachte jezt mit der ängstlichsten Unruhe an seine Frau.

Louise konnte diesem Blicke nicht widerstehen, sie wandte sich von ihm ab, und gab ihm zugleich die Hand.

Er ergriff die Hand, und zog Louisen mit Gewalt an sich. Louise wehrte sich, und endlich sank sie doch von seiner Liebe überwältigt an seinen Busen. Jakobi! Sie machen mich unglücklich! rief sie, und machte sich aus seinen Armen los. Gehen Sie, gehen Sie! und kommen Sie nicht wieder! — Es ist unrecht!

Er schwieg und stand wie ein Bild der sinnlosesten Verzweiflung da.

Gehen Sie, lieber Jakob! — Sie sind unvorsichtig! Gehen Sie! — Heut Abend, sagte sie nach einem kleinen Nachsinnen: heute Abend bin ich unter den Weiden auf der Promenade; da erwarte ich Sie.

Er gieng ohne ein Wort zu erwiedern, und am Abend traf er sie auf der Promenade, und gieng eine Stunde mit ihr in dem seligsten Entzücken. Sie gab seinen Bitten nach, sie wieder sehen zu dürfen. Nur selten! selten! sagte Louise: aber doch wiedersehen? fragte er.

So nahm er von ihr Abschied, und gieng in sein Wirthshaus zurück, jetzt brennender als je, in Louise verliebt.

Wie er nach Hause zurück kehrte, so fieng ihm, in der Nähe von Dannheim sein Herz mächtig an zu pochen. Er überlegte sorgsam die Erzählung, die er Zulchen machen wollte. Er trat glühend in das Zimmer; Zulchen, wie sie ihn erblickte, riß sich heftig auf, sprang in die nahe Kammer, und schloß hinter sich ab, und hörte sie toben und wüthen. Endlich stürzte sie wieder heraus, und überschüttete ihn mit den heftigsten Vorwürfen.

Jakobi erfuhr mit Schrecken, daß es seine Frau durch einen Zufall erfahren habe, daß er in der Residenz und bei Louise gewesen war. Er wollte jetzt Zulchen beruhigen: mit den fürchterlichsten Eidschwüren stürmte er auf sie ein; er hielt sie in seinen Armen; er flehete, er drohete, er weinte eins ums andere; allein Zulchen war unerbittlich, sie sah ihn mit



fürchterlichen Blicken an, ohne auf Liebkosungen und Drohungen zu hören, bis sie endlich in einen Strom der bittersten Thränen ausbrach, die denn den ersten Sturm beruhigten.

Das häusliche Elend wurde von Tage zu Tage drückender: die Vorwürfe der beleidigten Frau waren jetzt bitterer als je, und ihre Stimmung des Gemüths schien jetzt eine feste üble Laune zu werden. Jakobi rang oft heimlich die Hände, und verwünschte seine Liebe, wenn er die verweinten Augen, die blasse Farbe, und die hagere Gestalt seiner sonst so lebenswürdigen Frau sah.

Um diese Zeit starb der Herr von Bernack. Da der Tod desselben durch die Ankunft des Lehnserben, der von Dannheim Posses nahm, hier in Dannheim bekannt wurde, so nützte Fulchen auch diese Gelegenheit Jakobi Vorwürfe zu machen; nun der eine, rief sie: hat euch schon Platz gemacht! und ich — ich — hier fieng sie an zu schluchzen: ich fühle es, ich werde euch auch bald Platz machen. O Gott, setzte sie mit gen Himmel gewandten Augen hinzu: wenn nur erst die Stunde da wäre.

Jakobi warf sich in ihre Arme, nein! rief er mit Thränen: mein Fulchen! Gott ist mein Zeuge, daß ich dich liebe, und deinen Tod nicht wünsche.

Wirklich war auch an Jakobi's Seite noch kein Gedanke daran gewesen: seine Liebe war seine Marter, und er hatte seit einem Vierteljahre keinen Versuch gemacht, Louisen zu sehen; zwar war seine Frau

auch viel zu aufmerksam gewesen, als daß ihm ein Versuch dieser Art hätte gelingen können.

Indeß einige kleine Billets hatte er denn doch von Louisen empfangen, und beantwortet, und dieses hatte von seiner Seite seine Liebe immer lebendig erhalten.

Jetzt kam nun Louise selbst auf einige Tage nach Dannheim um mit dem Lehnserven Richtigkeit wegen ihrer Forderungen an das Gut zu machen. Louise kam zu Fulchen, Fulchen ließ sich verleugnen, und Jakobi war auf der Folter: er war mit Louisen allein, und in der nächsten Kammer war Fulchen, das wußte er.

Seine ängstlichen Blicke auf die Kammerthüre belehrten Louisen von der gefährlichen Nachbarschaft. Sie sprach laut und kalt mit Jakobi, lobte seine Frau ungemein, und bedauerte, daß sie dieselbe nicht gesehen hätte.

Fulchen knirschte die Zähne über Louisens Lob, erklärte alles für Heuchelei, für Verstellung, und bittere Vorwürfe endigten auch diese Scene. Jakobi suchte jede Gelegenheit Louisen bei ihrem Hiersein allein zu sprechen; allein seine Frau beobachtete den kleinsten seiner Schritte.

Endlich fand er doch einen Vorwand der Aufmerksamkeit seiner Frau zu entkommen. Er flog zu Louisen, er stürzte in ihre Arme, wild sah er sich um, als ob er seine Frau fürchte, und nun mit den heftigsten Aeufferungen seiner Leidenschaft schloß er Louisen in die Arme, und drückte sie an sich. Ich habe die

Hölle in der Brust, Louise! so rief er wüthend: nun aber — Sie — Du — Louise, mußt mich endlich belohnen.

So hatte ihn Louise noch nicht gesehen.

Wie glücklich, und wie unglücklich bin ich! rief er auß neue mit einem Strome von Thränen. Sie lieben mich? fragte er wild.

Ja, Jakobi, ich liebe Sie! antwortete Louise, und nahm ihn in die Arme. Allein sein Sie ruhig! — Setz nur! kommen Sie in die Residenz! da sollen Sie glücklich sein! setzte sie mit leisen halbverschluften Worten im Taumel der Leidenschaft, womit er sie angestekt hatte, hinzu.

Sie mußten sich trennen. Jakobi flog auf den Flügeln der Liebe zurück, noch ehe Gulchen etwas gemerkt hatte. Jetzt trug er sich mit den stolzen Hoffnungen, die ihm Louise gegeben hatte. Sein Wesen war verändert. Er theilte sein Entzücken mit Gulchen. Zum erstenmale seit langer Zeit, sah sie wieder einen Theil seiner entzückten Liebkosungen, die sie im Anfange ihrer Ehe wohl von ihm erhalten hatte, und in ihrer Brust hob sich wieder ein Keim von Hoffnung, den die Eitelkeit erwärmt, und die Heiterkeit ihres Mannes, die er selbst nach der Abreise Louises behielt, zur Reife brachte.

Jakobi sah die wiederkehrende Freundlichkeit, und das Vertrauen seiner Frau, als glückliche Vorboten seines Glücks, aber zu gleicher Zeit als geheime und schmerzende Vorwürfe an; diesmal

siegte trotz seiner Unruhe die Liebe. Er hoffte durch das Vertrauen seiner Frau leichter und unbemerkt die Reise zu Louisen machen zu können. Er verdoppelte seine Liebkosungen gegen Zulchen, und alles war in einem leidlichen Zustande.

Auf einmal fieng Zulchen an zu kränkeln. Der häufige Verdruß, der mannigfaltige Kummer, die immerwährende Unruhe hatte ihre Gesundheit angegriffen.

Eine neue Hoffnung hob sich in Jakobi's Brust empor; eine Hoffnung, der er kaum Worte lieh, an die er nur mit einer bittern Unruhe dachte, die Hoffnung auf Zulchens Tod.

Bei der ersten Klage von ihrer Kränklichkeit, fielen ihm ihre eigenen Worte mit einer großen Lebhaftigkeit wieder ein: ich fühle es, ich werde euch bald Platz machen. Mit einer großen Gewalt fiel seine Phantasie, nicht auf Zulchens Tod! denn diesen Zeitpunkt übergieng er immer sehr geflissentlich, sondern auf sein Schicksal nachher.

Er sah sich in Louisens Armen, in den ruhigen Besitze aller ihrer himmlischen Reize, er sah sich als ihren Mann. Ein himmlischer Gedanke; zwar fiel ihm wohl zuweilen ein, ob die gnädige Frau von Bernack wohl sich entschliessen könnte, Madam Jakobi zu werden; allein sogleich schloß er von seiner Liebe auf Louisens Liebe, und alle Zweifel verschwanden.

Zulchens Kränklichkeit nahm zu, und es war kein Mann dienstfertiger, aufmerksamer, und lieben-

der als er. Durch die herzlichsten Liebkosungen, durch eine Geduld ohne Ende, durch eine beispiellose Gefälligkeit gegen alle ihre Launen glaubte er die heimlichen Hoffnungen wieder gut machen zu können, die seine Brust gegen sie nährte.

Fulchen wurde gerührt durch ihres Mannes Betragen: sie fieng an nach und nach ihre eifersüchtigen Grillen zu vergessen; ja, sie bat sogar manchmal ihrem Manne das Unrecht ab, daß sie ihm ihrer jetzigen Meinung nach gethan hatte, und Jakobi stand Hüllenpein in diesen Augenblicken aus.

Der alte Amtmann saß manche Stunde am Krankenbette; und sagte hundertmal: seid ihr nicht Thoren gewesen, Kinderchen? da muß euch der liebe Gott erst das Haus voll Kreuz schicken, und dann erst seid ihr gute Menschen und euer Glük warft ihr von euch!

Der Arzt rieth endlich, die Kranke in ein Bad zu senden, um ihre Gesundheit wieder herzustellen. Jakobi's Herz schlug voll Freude, wie er den Ausspruch des Arztes hörte, und Fulchens Mutter entschloß sich dann mit ihrem kranken Kinde dahin abzureisen.

Jakobi begleitete sie beide dahin, und nachdem er einige Tage mit ihnen da gewesen war, so nahm er mit den allerherzlichsten Liebkosungen von Fulchen Abschied.

Jakobi war kein Heuchler, nein! seine Angst war in diesem Augenblicke fürchterlich; ja, er war oft entschlossen, Louisen nicht eher zu sehen, als bis

sein Schicksal eine andere Wendung genommen hätte; indeß so wie er sich nach und nach von Zulchen entfernt sah, so wachte seine Leidenschaft zu Louisen wieder auf, und schon den zweiten Tag saß er zu Pferde und flog den Weg zur Residenz.

Er kam dahin an; sogleich flog er zu Louisen, ließ sich melden. Der Bediente kam zurück: die gnädige Frau hat Gesellschaft! ich soll Sie fragen, wo Sie logiren? Die gnädige Frau will Ihnen Nachricht sagen lassen.

Er stand eine geraume Zeit ohne dem Menschen zu antworten; er meinte: Louise hätte doch wohl selbst kommen können, ihm das zu sagen. Der Bediente wiederholte, und Jakobi sagte ihm sein Logis und gleng. Er dankte doch endlich Louisen, daß sie ihn nicht angenommen hatte: wie leicht hätte unsre Liebe sich verrathen können!

Am andern Tage kam ein Bedienter, und brachte ihm dieß Billet.

Lieber Jakobi, mit einem gewiß betrübten Herzen erfreif' ich die Feder um Ihnen zu sagen, daß wir beide endlich ein Ende machen müssen. Sie sind unglücklich, und ich gestehe es, durch meine Schuld. Ich habe die Erklärungen Ihrer Leidenschaft gegen mich mitleidiger angehört; als es meine Pflicht war. Allein spätes Gutmachen, ist auch Gutmachen. Wir müssen uns trennen! Unmöglich kann ich länger das Glük einer Familie stören, die ohne mich so glücklich leben könnte.

Vergessen Sie mich theurer Freund, und schenken Sie Ihrer Frau die Liebe, die ich nicht annehmen darf. Vergessen Sie mich, so wie ich mich bestreben werde Sie zu vergessen. Suchen Sie mich nicht zu sprechen; wir würden uns nur noch unglücklicher machen als wir schon sind. Ich muß Sie bitten abzureisen; damit nicht Ihr Hiersein aufs neue die Ruhe Ihrer liebenswürdigen Frau stört. Noch einmal, vergessen Sie, daß eine Frau in der Welt ist, die gern Ihre Freundin wäre, aber nichts mehr sein darf. Louise von Bernack.

Jakobi laß, und laß wieder. Er warf sich unmutig in einen Stuhl, saß da, stützte seine Stirn, und dachte, und sann, sprang wieder auf, ergriff den Brief, und laß noch einmal. Er war in Verlegenheit. Er wußte nicht, was er dazu denken, was er dabei machen sollte.

Das schreibt Louise? das? — Ist es möglich? Das rief er diesen Tag über hundertmal.

Am Abend gieng er nach Louisens Hause. Eben stieg sie in den Wagen mit einem Herrn, und fuhr ins Schauspiel. Sie sah freundlich, sie lachte. Das waren Dolchstöße in sein Herz. Er flog dem Wagen nach, und gieng ebenfalls ins Schauspiel.

Er suchte Louisen auf und fand sie endlich in einer Loge. Sie saß bei eben dem Herrn, und schwatzte vertraulich und lachend mit ihm. Jakobi war in dem bittersten Grimme.

Der Vorhang erhob sich. Man gab Romeo und

Julie. Das Neue dieses Vergnügens überraschte den jungen Mann. Er vergaß Louisen über Julien, oder vielmehr sie waren in Eins zusammen geschmolzen. In der Zeit zwischen den Aufzügen suchte er Louisen wieder, und hoffte ihr Auge in Thränen zu finden, und sie saß und lächelte ihrem Begleiter zu und flüsterte ihm ins Ohr.

War der Vorhang aufgewunden, so hieng dennoch seine Phantasie, und seine Augen wieder auf Julien, und der fünfte Akt machte eine so heftige Wirkung auf seine Empfindung, daß er durch sein lautes Weinen, durch die theilnehmende Bewegung seiner Hände und Stimme die Aufmerksamkeit aller Menschen auf sich zog.

Seine Nachbarn lachten. Man zischelte, und endlich auch erblickte Louise den Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, und es war Jakobi. Sie erschrak, daß sie blaß wurde, und in eben dem Augenblicke schlug auch Jakobi sein Auge auf, und sah sie bleich wie eine Leiche. In sein beneztes Auge, in sein Gesicht voll unendlichen Mitleidens stieg ein Strahl der Freude, da er sie erblaßen sah.

Sie sah mich, und erblaßte, dachte er auf dem Rückwege: sie liebt mich noch! und dahin flog er aus dem Getümmel der Menschen nach Louisens Wohnung. Die gnädige Frau ist oben, sagte Hannchen: ich will Sie melden.

Hannchen blieb lange: endlich kam sie mit einem



zweideutigen und halbverdrießlichen Gesicht, und führte ihn hinauf.

Louise stand da im Zimmer, gepuzt wie eine Königin, und verbeugte sich mit einem majestätischen Anstande. Ich hatte Sie gebeten, lieber Jakob, sieng sie verlegen an: ich hatte Sie gebeten mich nicht wieder zu sehen. Ich hatte Ihnen meine Gründe geschrieben. Indes es ist mir lieb, daß ich Sie noch einmal sehe, wahrhaftig bloß um Ihnen mein Lieber, zu versichern, daß ich ewig Ihre Freundin sein werde.

Louise! Louise! hob er bestürzt an.

Den Namen nicht, Herr Jakob! ich darf ihn nicht annehmen.

Nicht? antwortete Jakob, und in sein Auge stieg die loderende Flamme des Zorns.

Lieber Jakob, sagte freundlich Louise, und ergriff seine Hand; ich habe unendlich gelitten Thretwegen, und mein Gewissen — nein; ich bin fest entschlossen, es zu endigen, und wenn Sie mich lieb haben —

Ich? sprach er: ich? nur eine Frage an Sie? Lieben Sie mich?

Wozu hilft —

Ich frage; lieben Sie mich? Seine Wangen waren hochroth.

Louise zog die Augenbraunen zusammen: lieber, bester Jakob, so hören Sie mich doch —

Hernach! — O Louise, denken Sie an Romeo; Julie liebte ihn bis ins Grab! O Louise!

Lassen Sie doch die Romanenideen fahren.

Romanenideen? also Sie lieben mich nicht? Er sah unstät und wild umher. Seine Hand fuhr in die Taschen, dann in die Deffnung der Weste, dann ballte sie sich. Louise zitterte.

Ja, lieber Jakobi, ich liebe Sie; ich liebe Sie wahrhaftig; allein, was kann uns das helfen?

O Louise, Gott! wer weiß — o vielleicht bald ist Ihre Liebe nicht mehr unrecht!

Wie so? fragte Louise erstaunt.

Fulchen ist sehr krank.

Und darauf sind Sie grausam genug Ihre Hoffnungen zu gründen! Nein, Jakobi! — Sie haben sie getödtet, nein! nie, nie werd ich — Sie runzelte die Stirn. Hören Sie lieber Jakobi, hören Sie; jezt ist es wahrhaftig unschicklich länger männliche Gesellschaft bei mir zu haben. Es ist schon halb zehn. Sie sah auf die Uhr. Lassen Sie mich jezt. Ich werde Sie rufen lassen. — Und dann bedenken Sie die Ungleichheit des Standes. Sie hatte etwas Saures in ihrer Miene.

Louise, ich würde Sie lieben, würde mein Leben für Sie geben, und wenn Sie, wenn Sie die Tochter des verachtetsten Menschen wären. Er ergriff bei diesen Worten ihre Hand, er zog sie zu sich, er benetzte sie mit seinen Thränen, er sank zu ihren Füßen, sprang wieder auf, und drückte sie aufs neue an seine Brust.

Anfangs vertheidigte sich Louise mit großem Ernste; bald aber von der wilden flammenden Leidenschaft des Jünglings hingerissen, theilte sie Liebkosungen und Entzückungen mit ihm.

Zwei ganz entgegengesetzte Entschlüsse schienen in ihr zu kämpfen: bald zog sie den Jüngling an sich, ihre Blicke, ihre Liebkosungen machten ihm Muth zu den dreistesten Hoffnungen; bald stieß sie ihn von sich, und ein schneller Ernst löschte die Liebe in ihren Augen aus. Die Liebe würde dennoch gesiegt haben, wenn auch hier Jakobi nicht bescheidener gewesen wäre, als seine Wünsche.

Ein Geräusch auf dem Saale brachte Louisen zu sich. Jetzt gehen Sie, lieber Jakobi! ich werde Sie rufen lassen! Es ist spät! allein kommen Sie nicht eher, ich werde Sie rufen lassen und wir wollen sehen.

Gute Nacht! — Gute Nacht, lieber Jakobi!

Sie gab ihm die Hand. Jakobi drückte sie mit Inbrunst an seine Lippen, und gieng halb froh und halb elend.

Am andern Tage hoffte er auf eine Einladung. Sie kam nicht. Er flog am Abend auf die Promenade, ins Schauspiel; sie war nicht da. Er that die Nacht kein Auge zu, und Louise stand immer vor seiner Stirn.

Am andern Morgen hoffte er auf eine Einladung und es kam keine. Um Mittag verlor er die Geduld. Er flog nach Louisens Hause. Ein Bedienter sagte

ihm: die gnädige Frau habe schnell auf einige Tage verreisen müssen.

Louise war in großer Verlegenheit. Sie liebte den Jüngling wirklich; allein sie war jetzt Braut des Grafen Sorbel. Jetzt, nur jetzt war ihr der Jüngling sehr zur ungelegenen Zeit gekommen. Sie sah, daß die Entdeckung ihrer neuen Verbindung bei den thörligten Hoffnungen des Jünglings ihn aufbringen würde; sie fürchtete seine Besuche, da der Graf jetzt ganze Tage bei ihr war. Sie wollte das Herz des jungen Menschen nicht aufgeben, sondern ihn nur jetzt entfernen.

Wenn er mehr Ton gehabt hätte, so würde Louise ihm gesagt haben: ich bin Braut vom Graf Sorbel. Sorbel ist am Tage bei mir; kommen Sie die Abende; allein wie konnte sie diese modische Theilung von einem jungen Menschen erwarten, der so natürlich dachte auf ihre Hand zu hoffen.

Sie täuschte ihn also mit einer vorgegebenen Reise.

Der Bediente sagte also dem jungen Manne: die gnädige Frau sind verreist.

Jakobi erstarrte. Wann? fragte er: Eben, antwortete der Domestik, und Jakobi flog nach Hause, ließ satteln, und jagte zum ersten Thore hinaus, das er traf, jagte bis Abends, schlief die Nacht eben so wenig, und kam am andern Abend unwillig zurück.

Einige Tage! dachte er: die kann ich abwarten:

Ich muß ihre Zweifel besiegen, ich werde sie besiegen. An meiner Brust wird ihr Gewissen sich beruhigen. Ich will warten.

Er wartete acht Tage, und hatte dem Bedienten gesagt, daß er ihm Nachricht geben sollte, sobald sie zurück käme. Endlich kam der so sehnlich erwartete Bediente, und brachte die Nachricht, daß die gnädige Frau geschrieben habe, sie würde noch einige Monate ausbleiben.

Ein neuer Donnerschlag! Noch einige Monate! sagte er und sah an die Decke, indeß stieg auch sogleich wieder die schöne Hoffnung empor: die Liebe wird sie besiegen!

In dem Augenblicke, da der Bediente gehen wollte, stieg Jakobi'n der Gedanke auf, ob er nicht von dem Bedienten den Ort ihres Aufenthalts erfahren könnte.

Er fieng also an sich erst gleichgültig nach andern Umständen der gnädigen Frau zu erkundigen, und da die Zunge des Bedienten im Gange war, so erzählte der denn unter andern Nachrichten ihm, daß die gnädige Frau wohl wieder heirathen würde.

Was? schrie Jakobi auf: heirathen? Wie? was?

Nun ja doch! sagte der Bediente mit der kältesten Gelassenheit: Nun ja doch, Herr Jakobi; den Grafen Sorbel; Sie haben ihn ja gesehen: es war der, der mit ihr in die Komödie fuhr.

Was Teufel, das ist nicht so! das rief er, und warf den erschrockenen Bedienten ungestüm an die

Band, — das ist nicht wahr! nun ergriff er den Stok und dann den Hut. Der Bediente flog eilig, wie er ihn den Stok ergreifen sah, zur Thüre hinaus, und Jakobi wüthend hinter ihm drein.

Auf dem Saale begegnete ihm der alte Amtmann. Mit einer zitternden Stimme rief ihm der Greis entgegen: da bist Du, Du Unglücklicher! und ergriff den jungen wüthenden Menschen.

Lassen Sie mich! ich habe nicht einen Augenblick Zeit! sagte Jakobi, und suchte sich los zu machen.

Herr, Sie sollen hier bleiben! Sie sollen! Sie sollen! ich habe mit Ihnen zu reden, und ich stehe dir dafür, junger Mensch, Du sollst mich hören.

Jakobi versuchte mit Gewalt sich los zu machen. Mensch, Du sollst mich hören! sagte der Alte voll Eifer.

Gehn Sie zum Teufel! ich will nicht!

Ich komme von Deinem sterbenden Weibe, Du Unglücklicher!

Wie! rief Jakobi, und die Arme sanken ihm nieder. Er ließ sich jetzt gutwillig in das Zimmer zurück führen, und setzte sich, bleich wie Kalch nieder.

Ja, Du Unglücklicher! ich komme von Deinem sterbenden Weibe, die Deine Treulosigkeit, Deine unsinnige verdammte Leidenschaft ins Grab stürzt.

Gott im Himmel! rief Jakobi: Wo ist sie?

In dem schrecklichen Arme des fürchterlichsten,

leidenvollsten Todes! Du thörriger Mensch, so weit hast Du Dich gebracht! So weit!

Jakobi starrte die Wände an.

Da stehst du, du elender armseliger Sünder! da stehst du, der Spott eines Weibes, das dich zum Narren hat, und der Mörder eines andern, das dich wahrhaft liebt, und aus Liebe zu Dir stirbt!

Ja ja! jetzt! jetzt seh ichs! zum Narren hat! um ihretwillen hab ich die ermordet! Geht alle zum Teufel!

Mit diesen Worten sprang Jakobi zur Thüre hinaus. Wie ein Blitz war er die Treppe hinab, und verschwunden.

Der alte Mann hoffte noch einige Minuten auf seine Wiederkunft, und nun gieng er zu Louisen wo er ihn gewiß zu treffen hoffte.

Er ließ sich melden und wurde angenommen. Mit einem finstern und mürrischen Gesichte trat er zu Louisen ins Zimmer: Hören Sie gnädige Frau, sieng er mit einer raschen Stimme an: ich bin Ihrem Range und Ihrem Geschlechte Ehrfurcht schuldig; aber halten Sie mirs zu gute, wenn ich ein wenig grad' herausgehe. Ich bin ein alter Mann, und denke bald dieß graue Haar zur Grube zu tragen, und das wollt' ich gern mit Ehren; drum sag' ich die Wahrheit so lang' ich kann.

Sie haben den jungen Jakobi verführt!

Wie, Herr Amtmann, ich?

Ja Sie! gnädige Frau, und das aus bloßem Ri-

zel der verdamnten Eitelkeit, überall einen jungen Menschen zu haben, der um Sie herumschwänzt.

Wie, Herr Amtmann? wie komm' ich dazu?

Durch Ihre Thaten: — Sie haben den jungen Menschen verführt.

Was kann ich dafür, wenn ein Laffe mich schön findet?

Schön findet? Ei, das findet Sie ein jeder, der Sie sieht; ohne darum hinter Ihnen herzulaufen. Sie haben den jungen Menschen verführt, sag ich! denn er war ein Bauer, und — das müssen Sie keinem alten Manne weiß machen, der seine siebenzig Jahre in der Welt gelebt hat, daß die Liebe einen anwehet. Da haben Sie den jungen einfältigen Menschen erst genekt, haben Ihren Spasß und Ihren Spott mit ihm gehabt; da haben Sie ihm angelächelt, und zugewinkt: haben ihm gelobt, wie die Taube den Lauber; haben —

Herr Amtmann, ich bitte mir aus — gehen Sie — Sie sind —

Ich bin gerad' heraus! und ich habe mit Ihnen zu reden! Verführt haben Sie den jungen Menschen; weil es Ihnen wohlthat, daß der junge Mensch an Ihnen hieng wie eine Klette, und daß er Ihr Sklave war, das haben Sie! — Und wenn Sie ihn geliebt hätten, nein! geschämt haben Sie sich seiner öffentlich und heimlich, Abends haben Sie mit ihm getändelt, ihm die Hände gedrückt, bis der Bursche denn den Verstand verliert.

Louise weinte laut vor Verdruß. Der alte Mann



fuhr fort. Das haben Sie. Eine Frau mußte er nehmen. Ich wollte gleich nichts mit dem Handel zu thun haben; aber da mußte er auf Ihren Befehl mußte er! Meinen Sie, ich hätte es nicht gemerkt? damit Sie sich freuen konnten, daß er Ihr Sklave war. Und da, da zogen Sie ihn wieder an sich, und da mußte er die Frau hinten ansetzen, und da waren Sie in dieser Ehe, ich mag nicht sagen, was, und die Thränen der jungen Frau waren Ihre Freude. Ja, und hätten Sie den jungen Menschen lieb gehabt?

O wahrhaftig, ich habe ihm selbst gerathen; — er konnte seine Liebe nicht überwinden.

Nicht überwinden? das machen Sie einem Mädchen von fünfzehn Jahren weiß, und keinem Siebenziger. Hätten Sie den Burschen nicht genährt, und genekt, und mit ihm geblinzelt und gehätschelt, nur damals noch, als ich Sie warnte: es hätte noch immer eine gute Ehe werden können! aber nein! das ist nicht genug, den jungen Menschen da, aus bloßer verdammten Eitelkeit, den Kopf zu verwirren: nein! da muß auch noch Vater und Mutter, und Weib unglücklich werden, damit Sie den Spaß haben sagen zu können: das konnte meine Schönheit! Nun, das können Sie denn jetzt sagen. Die junge Frau, die eine Zierde ihres Geschlechts die Mutter und Großmutter hätte werden können, die liegt jetzt und ringt mit dem Tode, und verflucht in der Sterbestunde und verflagt mit dem letzten Nöcheln ihre Mörderin Louise von Bernack. Die vier alten sitzen da, und heben ihre Hände auf zu

Gott, und bitten den jungen Menschen wieder zurecht zu führen, und Ihnen, ich mag nicht sagen, was Ihnen die alten Leute wünschen.

Louise sank auf einen Stuhl, und rief voll Schrecken aus: O Gott, hören Sie auf! alter Mann! hören Sie auf!

Nein, bis Sie den jungen Menschen fahren lassen, den sie verführt haben. Er soll mit mir nach Hause; seine sterbende Frau will ihn sehen. — Da bringt er sie erst ins Bad, dann reitet er hieher, und wie das die junge Frau erfährt, so schlägt sie dahin, speiet Blut und kann kaum noch athmen, und nun liegt sie da im Sterben, und verlangt nach ihrem Mann, und der liegt hier und läßt sich foppen. Wollen Sie den jungen Menschen gehen lassen?

Mein Gott, wie gern, wie gern bester Herr Amtmann! Ich bin, so wahr mir Gott helfe, unschuldig! Fragen Sie ihn selbst! er muß es sagen, daß ich ihn schlechterdings abgewiesen habe. Lesen Sie, das hab ich ihm schon vor acht Tagen geschrieben.

Der Alte laß: hm! hm! und da will er nicht? Ja, das geht so; nun fängt Ihnen der Handel selbst an lästig zu werden; nun wollen Sie des jungen Menschen los sein, und der will nun nicht, und wer weiß, ob denn doch nicht hinterher Händedrüke und —

Mein Gott, Herr Amtmann, hören Sie doch auf mich zu beschimpfen! Wie kann ich ihn denn jetzt an mich ziehen. Ich bin ja erklärte Braut vom Graf Sorbel.

Ja! Ja! da begreif ich den Brief! aber das hätten Sie dem jungen Menschen schreiben müssen; aber da haben Sie von Liebe und Gott weiß was, dem Thoren vorgeschmakt; denn Sie wollen mit Manier aus dem Handel. Da gnädige Frau, da steht Linte: schreiben Sie an den jungen Menschen, ich will einmal Ihnen zeigen, wie ein solcher Brief eingerichtet sein muß. Ohne Umstände!

Wie? Sie wollen mich zwingen?

Ja, oder wenn Sie nicht wollen, so will ich den Grafen Sorbel bitten, daß er Sie zu diesem Briefe beredet.

Louise setzte sich und ihr Gesicht war blaß wie ein weißes Tuch, sie ergriff die Feder und schrieb. Der Amtmann diktierte:

Dies ist meine eigentliche Meinung, junger Mensch! Ich habe es ganz gern gesehen, daß Sie mein Anbeter waren, so lange ich noch nicht die Braut des Grafen Sorbel war. Jetzt bin ich es; also reisen Sie nach Hause, und lassen Sie den Gedanken fahren, daß unter Personen von so ungleichem Stande jemals Liebe statt finden konnte. Louise von Bernack.

Wie der Alte das Billet hatte, so gieng er zu Hause, und traf Jakobi'n an. Er war wild und wüthend, ohne zu wissen wohin, umhergerannt und eben zurück gekommen.

Sagen Sie mir, rief Jakobi dem Alten entgegen: ist es wahr? meine Frau stirbt? —

Nicht wahr, Sie würden es gern sehen? nicht

wahr? aber da! lesen Sie! er gab ihm Louisens Billet.

Jakobi überflog die Reihen. Eine unnennbar bittere und halb lachende Miene war die Antwort. Er schlug seine Augen nicht von dem Papiere ab, weil er fürchtete dem Auge des Alten zu begegnen.

Und um dieses Weib hast du deine Frau ermordet! hob der Amtmann an, um dieses Weib, deren Geck, deren Spielzeug du gewesen bist.

Jakobi biß die Lippen aufeinander, und sah noch immer auf das Papier: und das ist wahr? fragte er endlich und wies dem Alten das Papier: sie ist Braut?

Zweifelst du noch? Braut vom Graf Sorbel!

Sie haben sie gesprochen?

Eben komm' ich von ihr.

So sei ihr Gott gnädig! rief Jakobi, und fort war er.

Er stürzte in Louisens Haus. Ein Bedienter wollte ihn aufhalten, aber schon war er die Treppe hinan, schon durch das Vorzimmer. Louisens Thüre flog auf, und Jakobi stand mit wüthenden Blicken mitten im Zimmer vor ihr da.

Wie Louise rief er: Sie haben mich betrogen und — so schändlich betrogen? — Nein Louise nein! es ist nicht so! Du bist nicht Braut! Du bist mein! Jetzt erst sah er, daß Louise ohne Farbe auf das Sopha gesunken war. Sie verlor, da sie Jakobi'n erblickte mit einem lauten Geschrei alle Besinnung und sank nieder.

Jetzt erst bemerkte Jakobi einen jungen Mann, der mit im Zimmer war, und der sich jetzt mit einem unbeschreiblichen Befremden näherte.

Wer sind Sie, Herr? fragte der Fremde; was wollen Sie hier?

Jakobi betrachtete ihn verlegen, und zeigte auf Louisen.

Sie haben der Frau einen großen Schrecken verursacht; — das seh' ich! — Gehn Sie! Er ergriff ihn bei der Hand, um ihn hinaus zu führen.

Nein, ich gehe nicht eher! nein! rief Jakobi jetzt mit Hitze: erst will ich es von ihr selbst hören, ob sie mich betrogen hat.

Zum Teufel; Herr, wer sind Sie denn? fragte der Fremde mit einer großen Bestürzung.

Louise! Louise! rief Jakobi: ja, Du liebst mich! Nein, nein, Du hast mich nicht betrogen.

Louise schlug jetzt ihr Auge auf, mit einem wüthenden Blicke auf Jakobi sprang sie auf und stieß ihn von sich, da er eine ihrer Hände küßte, und rief: Graf Sorbel, schaffen Sie mir den verrückten Kerl vom Leibe.

Verrückten Kerl? rief Jakobi in der höchsten Wuth: Louise! Louise! Ich habe Deinetwillen meine Frau getödtet! stoß mich nicht so von Dir!

Und Sie können das so ansehen, Graf? sprach Louise, und sie sprang an die Klingel.

Meine Gnädige; ehe Sie Ihre Domestiken rufen, bitte ich erst um ein Wort. Wer ist der junge

Mann? Bei Gott gnädige Frau, ich brauche Erläuterung über alles dieses. Wer ist er?

Ich schwöre Ihnen zu, Ueber Graf; ich kenne ihn nicht. Es ist ein Berrükter, ein Rasender!

Jakobi hob seine Hände in die Höhe und erstarrte.

Kennen Sie die gnädige Frau? fragte der Graf Sorbel Jakobi.

Jetzt nur zu gut! antwortete er, und ließ seinen Kopf auf seine Brust sinken: o Gott, mein armes sterbendes Weib!

Und womit hat Sie die Dame betrogen? —

Womit? mit dem Versprechen ihrer Liebe! Louise, o Gott! wie war es möglich, konnten Sie das schreiben? Er hielt ihr das Billet entgegen. Louise sprang auf dieses Billet zu; allein Sorbel nahm es schneller. Er lief es mit den Augen durch, und nun gab er es mit einer Verbeugung Louisen. Sie kannten ihn ja nicht; und das ist doch Ihre Hand gnädige Frau; und noch mehr Anspielung auf eine alte Liebe. Ich wenigstens, gnädige Frau, will Ihren alten Verbindungen nicht länger im Wege stehen. Hier Madam, setzte er spottend hinzu und führte Jakobi'n ihr hin, und wollte ihre Hände in einander legen. Louise riß sich los, flog an die Klingel, und ihr Zimmer war voll Domestiken.

Werft mir die beiden Teufel zum Hause hinaus!

Die Domestiken verstanden nicht, was sie wollte.

Der Graf sagte jetzt höchst beleidigt: Ich wenigstens meine schöne gnädige Frau, muß mir diese Ehre verbitten mich zum Hause hinauswerfen zu lassen. Kinderchen! er wandte sich zu den Domestiken: geht, geht! wir wollen mit Güte gehen. Da dieser junge Mann, und ich waren der gnädigen Dame Liebhaber, und sie wollte keinen missen, und das gab den Lärmen. Adieu gnädige Frau. Der Spasß wird Aufsehn machen. Er nahm den jungen Menschen unterm Arm und schleppte ihn zum Zimmer hinaus.

Und wer sind Sie zum Henker, mein Herr Nebenbuhler? fragte er ihn unten vor der Hausthüre. Ich bin Jakobi, ein Altkermann in Dannheim. Und ich bin Graf Sorbel, Kammerherr hier am Hofe! antwortete der Graf lachend. Ich danke Ihnen, Herr Jakobi, für Ihre Aufklärung, die Sie mir gegeben haben; vier Wochen später, hätte sie Ihnen den Hals gekostet, Adieu!

Jakobi kam höchst bestürzt von alle diesen Vorgängen im Wirthshause wieder an. Er fand die Pferde schon gesattelt, und nach einer kurzen Erklärung fand der Alte keine Schwierigkeiten mehr, ihn sogleich auf den rechten Weg nach Hause zu bringen.

Unterweges zerknirschte denn der Alte das Herz des jungen Mannes vollends. Er ließ ihn, wie sie in Dannheim ankamen, in seinem Hause abtreten und gieng erst allein zu der jungen Frau. Mit einem furchtsamen Blicke sah ihm die Kranke von ihrem Lager entgegen, wie er hineintrat.

Gute Nachrichten! meine liebe Kranke! — Wenn Ihnen Gott Gesundheit giebt, so sollen Sie von nun an an auch Glück dazu haben. Ihr Mann ist hier, und nicht auf meinem Betrieb. Die Vernunft war ihm schon wieder gekommen. Louise heirathet den Grafen Sorbel, und zieht auf dessen Güter, und Ihr Mann hat denn von der Dame seinen Abschied kurz ab bekommen, und das hat seine Wirkung auch gethan. Er ist hier, und läßt fragen, ob Zulchen ihm vergeben habe. Und nun rathe ich Ihnen zum zweiten male! Geschehen ist geschehen! Lassen Sie die Todten begraben sein! Soll er kommen, Kleine?

Zulchen lächelte wehmüthig und nickte. Jakobi kam, er warf sich an dem Bette seiner kranken Frau nieder, und küßte lautweinend ihr die Hände. Zulchen legte ihre blasse Wange an seine und schluchzte laut.

Da der erste heftige Auftritt vorüber war, so leitete des alten Amtmanns Weisheit jeden Schritt der jungen Eheleute, und nach und nach kehrte die Freude und die Einigkeit in die Familie zurück. Zulchen kränkelte zwar immer fort, indeß Jakobi trug diese großen Unbequemlichkeiten mit einer musterhaften Geduld.

Wenn man ihn dieser Geduld, dieser rührenden Gefälligkeit wegen bewunderte; so schlug er das Auge gen Himmel, und sagte: ich habe ihre Gesundheit zerstört, und das wenigste, was ich für sie thun kann, ist, sie zu trösten über die Wirkungen meiner Thorheit. Er lebte nicht glücklich, aber er ertrug sein Leiden wie ein Mann, und noch Jahre nach Zulchens



---

Lode besuchte er oft ihr Grab, und versicherte, daß er seine Frau hineingestürzt habe.

Louise erschien einige Tage nach ihrer letzten Begebenheit mit Jakobi, in einer öffentlichen Gesellschaft; allein der beleidigte junge Graf hatte die Geschichte ihres Liebeshandels mit einem Bauern aus Dannheim unter den lächerlichsten Zusätzen bekannt gemacht. Der Spott, das bitterste Lachen erhob sich gegen sie; die jungen Herren, die von dieser Geschichte auf eine große Leichtigkeit sie zu besiegen, schlossen, waren gegen sie auf die freieste Weise ungezogen.

Sie starb fast vor Verdruß, daß sie der Gegenstand der Spöttereien, und der witzigen Einfälle der ganzen Welt sein mußte. Sie zog sich endlich nach tausend vergeblichen Versuchen, sich wieder an den Hof zu bringen, aus dem glänzenden Zirkel der großen Welt zurück, nahm eines Bruders Tochter zu sich, und erzog das Mädchen, und wenn sie an dem Mädchen den kleinsten Zug der Eitelkeit bemerkte; so erzählte sie ihr diesen Theil ihres Lebens unter tausend Thränen, und machte sie aufmerksam darauf, daß die Eitelkeit tausend Gestalten, selbst die Gestalt der Liebe annimmt, um den Menschen und das eigne Herz zu täuschen.

---

200

1201

